

Zeitschrift

BIOS

für Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

1/2020

(33. Jahrgang)

ISSN: 0933-5315

Christine Demmer und Rebekka Hahn

*Glaubensbezogene Wertbindungen und
Zugehörigkeitserfahrungen junger Frauen mit Anbindung
an russlanddeutsche Freikirchen*

Judith von Plato

*„Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“
Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung
in Deutschland*

Hanna Haag

*Biographische Entwertung - wertvolle Biographien.
Ostdeutsche Narrative symbolischer und sozialer
Abwertung nach 1989*

Peter Rieker

*Junge Menschen im Fokus des Staatssicherheitsdienstes
der DDR.
Stasi-Kontakte aus der Sicht von Kindern, Jugendlichen
und jungen Erwachsenen*

Ralf Leipold

*„Oral History takes place“
Über ortbezogenes Spurenlesen DDR-bezogener
Grenzerinnerungen*

Philipp Glahé

*Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht.
Leben und Wirken Gustav Radbruchs*

Länderberichte, Literaturbesprechung und Lesenotizen



BIOS

Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen

Herausgegeben von Bettina Dausien (Wien), Johannes Huinink (Bremen), Almut Leh (Hagen), Albrecht Lehmann (Hamburg), Lutz Niethammer (Jena) und Alexander v. Plato (Neuenkirchen) in Verbindung mit Manuela du Bois-Reymond (Leiden), Gerhard Botz (Wien), Erika M. Hoerning (Berlin), Martin Kohli (Berlin), Maya Nadig (Bremen).

Redaktion: Bettina Dausien, Johannes Huinink,
Almut Leh, Alexander von Plato
Postanschrift: Institut für Geschichte und Biographie
der FernUniversität in Hagen, Feithstr. 152, 58097 Hagen
E-Mail: bios@budrich.de

BIOS erscheint halbjährlich mit einem Jahresumfang von ca. 320 Seiten. Abonnementskündigungen müssen drei Monate vor Jahresbeginn erfolgen, anderenfalls verlängert sich das Abonnement um ein weiteres Jahr.

Das digitale Angebot, alle Informationen zum Abonnement sowie zu Einzelausgaben finden Sie auf <https://bios.budrich-journals.de>.

Bestellungen bitte an den Buchhandel oder an:
Verlag Barbara Budrich GmbH, Stauffenbergstr. 7, 51379 Leverkusen-Opladen
Tel.: +49 (0)2171 79491 50, Fax: +49 (0)2171 79491 69
E-Mail: bios@budrich.de – www.budrich.de
ISSN: 0933-5315 – ISSN Online: 2196-243X
Anzeigenpreisliste BIOS-Mediadaten-2022 vom 01.01.2022
Druck: paper & tinta, Warschau
Printed in Europe

BIOS wird ausgewertet/indiziert in SSOAR.

© Verlag Barbara Budrich GmbH Opladen, Berlin, Toronto

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

Redaktionelle Hinweise

Für die Einsendung von Manuskripten bittet die Redaktion um Beachtung redaktioneller Hinweise. Sie finden diese auf: <https://bios.budrich-journals.de>.

Bios

Zeitschrift für
Biographieforschung, Oral History
und Lebensverlaufsanalysen

Inhalt Heft 1/2020 (33. Jahrgang)

Christine Demmer und Rebekka Hahn

Glaubensbezogene Wertbindungen und Zugehörigkeitserfahrungen junger
Frauen mit Anbindung an russlanddeutsche Freikirchen3

Judith von Plato

„Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“
Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland23

Hanna Haag

Biographische Entwertung – wertvolle Biographien.
Ostdeutsche Narrative symbolischer und sozialer Abwertung nach 198946

Peter Rieker

Junge Menschen im Fokus des Staatssicherheitsdienstes der DDR.
Stasi-Kontakte aus der Sicht von Kindern, Jugendlichen und jungen
Erwachsenen70

Ralf Leipold

„Oral History takes place“
Über ortbezogenes Spurenlesen DDR-bezogener Grenzerinnerungen.....89

Philipp Glahé

Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht.
Leben und Wirken Gustav Radbruchs.....104

Länderberichte

Alexander Freund

Neuanfang unter Maos langem Schatten?

Oral History im heutigen China114

Alexander von Plato

Bericht von der Gründung der chinesischen Oral History Association.....141

Literaturbesprechung und Lesenotizen

Daniel Bertaux: Die Lebenserzählung, Ein ethnosozioologischer Ansatz zur Analyse sozialer Welten, sozialer Situationen und sozialer Abläufe

(*Christoph Schwarz*).....147

Sighard Neckel, Lukas Hofstätter und Marco Hohmann: Die globale Finanzklasse Business, Karriere, Kultur in Frankfurt und Sydney (*Johannes Huinink*).....152

Thumser-Wöhs, Regina, Martina Gugglberger, Birgit Kirchmayr, Grazia ,Prontera und Thoma Spielbüchler (Hg.) (2019): Außerordentliches, Festschrift für Albert Lichtblau (*Alexander von Plato*).....155

Agnès Arp, Annette Leo, Franka Maubach (eds.) (2020): Giving A Voice to the Oppressed, The International Oral History Association as an academic Network and political Movement (*Almut Leh*).....156

Autorinnen und Autoren dieses Heftes157

Glaubensbezogene Wertbindungen und Zugehörigkeitserfahrungen junger Frauen mit Anbindung an russlanddeutsche Freikirchen

Christine Demmer und Rebekka Hahn

Einleitung

Wie sich Menschen an Werte binden und inwiefern diese im Kontext des eigenen Lebensentwurfs aufrechterhalten, transformiert oder verworfen werden, ist empirisch noch kaum untersucht worden (Köbel 2018). Vor dem Hintergrund alternativer Zugehörigkeitskontexte und der Umstrukturierung familialer und weiterer sozialer Beziehungen wird der Adoleszenz als einem „Erfahrungs- und Möglichkeitsraum der ‚individuierenden‘ Verhältnissetzungen“ (Mecheril/Hoffarth 2006: 222) eine hervorgehobene Bedeutung für die Prüfung und Aktualisierung von primärsozialisatorisch erworbenen Werten beigemessen. Den damit verbundenen biographischen Aushandlungen gehen wir anhand der narrativen Selbstentwürfe junger Frauen mit russlanddeutscher Familiengeschichte nach, die in Anbindung an eine russlanddeutsche Freikirche aufgewachsen sind. Inwiefern werden glaubensbezogene Wertbindungen, die primärsozialisatorisch erworben wurden, im Zuge der Adoleszenz biographisch relevant und ggf. aktualisiert, transformiert oder reorganisiert?

Zunächst gehen wir im Hinblick auf adoleszente Wertbindungs- und -entwicklungsprozesse auf den spezifischen sozialen Kontext der von uns betrachteten jungen Frauen mit Blick auf die Migrations- und Glaubensgeschichte ein (Abschnitt 1). Darauf aufbauend skizzieren wir eine Verbindung von wert- und zugehörigkeitstheoretischen Ansätzen als theoretische Heuristik unserer Analyse (Abschnitt 2) im Rahmen eines biographieanalytischen Zugriffs auf Wertbindungsnarrationen (Abschnitt 3). Anhand von drei kontrastiv ausgewählten Fällen fächern wir auf, wie glaubensbezogene Wertbindungen im Kontext von familialen und gemeindeinternen Beziehungen und Glaubensspraktiken sowie prospektiven Selbstentwürfen biographisch verhandelt und reflexiv begründet werden (Abschnitt 4). Die Ergebnisse zeigen, inwiefern die Erzählerinnen ihre Narrationen als biographische Glaubensgeschichten in Auseinandersetzung mit Familie, Gemeinde und gesellschaftlichem Umfeld anlegen und sich als reflexive Individuen entwerfen. Die russlanddeutsche Freikirche fungiert dabei als gewichtiger Sozialisationsraum, zu dem einerseits starke Verbundenheit besteht und der andererseits als Ort der adoleszenten Individuierung dienen kann (Abschnitte 5 und 6).

1. Glaubensbezogene Wertbindungen im Kontext von Adoleszenz und Migration

Für Jugendliche in Deutschland kennzeichnen groß angelegte Erhebungen wie die Shell-Jugendstudie oder der DJI-Jugend- und Migrationsreport Familie, Freunde und soziale Beziehungen als höchste Werte, die vor Eigenverantwortlichkeit und Unabhängigkeit rangieren (Shell 2019: 20). Einzig in Bezug auf Glaubenswerte lassen sich Unterschiede zwischen jungen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund feststellen: Für nominell christliche bzw. landeskirchlich gebundene Jugendliche in Deutschland hat in den letzten Jahren die Bedeutung des Gottesglaubens stetig abgenommen, wohingegen er für muslimische, aber auch freikirchlich gebundene Jugendliche eine deutlich größere Rolle spielt (Schultz 2016; Shell 2019: 23; Faix et al. 2018). Erklärt wird dieser Befund vorrangig mit dem Grad der Tradierung in der Familie und deren engem Umfeld. So zeigt sich die Tendenz zur Abnahme der Religiosität und ihrer biographischen Bedeutung im Generationenverlauf für als christlich identifizierte Familien stärker als für muslimische (Lochner/Jähnert 2020: 72 ff.). Übergreifend haben religiöse Traditionen und Institutionen mit der Individualisierung des Glaubens zwar an Autorität verloren, bleiben aber insofern relevant, als sie Sinndeutungs- und Lebenspraxisangebote bereitstellen, die sich je nach persönlicher Glaubwürdigkeit und Stimmigkeit individuell kombinieren lassen, wie Gärtner in ihrer qualitativen Untersuchung zeigt (Gärtner 2013: 229).

Einsichten in die Wertbindungen und religiösen Glaubenshaltungen sowie deren familialen Kontext lassen sich für die zweite Generation russlanddeutscher (Spät-)Aussiedler nur sehr bedingt aus den entsprechenden großen Studien der letzten Jahre herauslesen (Lochner/Jähnert 2020: 16; Panagiotidis 2021: 58f.).¹ Gleichwohl lässt sich aus kulturhistorischer Perspektive eine spezifische Lage jener jungen Menschen annehmen, da sich für (freikirchliche) Russlanddeutsche eine enge Verknüpfung von Migrations- und Glaubensgeschichte feststellen lässt (zum Beispiel Theis 2006; Weiß 2013): Insbesondere für jene Russlanddeutschen, die während des stalinistischen Regimes unter massivem Druck an ihrem Glauben festhielten, gelten historisch sedimentierte und im kollektiven Gedächtnis tradierte Vorstellungen des „Deutschseins“ und „Christseins“ vielfach als Ausgangspunkt des Wunsches nach einer „Rückkehr in die Heimat“ (Worbs et al. 2013: 192). Die mit den ethnisch-religiösen Ausreisemotiven verbundene Zugehörigkeitserwartung der gläubigen Familien wurde vor dem Hintergrund der stattgefundenen Modernisierungsprozesse innerhalb der hiesigen Kirchenlandschaft allerdings kaum erfüllt, was als Anlass zur Gründung eigener russlanddeutscher Freikirchen zumeist evangelikaler Prägung beschrieben wird (zum Beispiel Ens 2017). Die bereits in der Sowjetunion erprobte Form der exklusiven Gemeinschaftsbildung wird als Umgang mit dem nach der Aussiedlung zentralen Bedarf nach „sozialen, theologischen und auch kirchengemeindlichen Sicherheiten“ (ebd.) gesehen. In diesem Sinne wird der

1 Soziodemografische Daten sind nur für die erste und die anderthalbe Generation verfügbar. Hierbei wird häufig nicht konsequent nach Herkunftsländern differenziert, was eine aussagekräftige und eigenständige Betrachtung der russlanddeutschen (Spät-)Aussiedler erschwert (Panagiotidis 2021: 58). Zwar wird auch der Migrationshintergrund für die zweite Generation über die Staatsangehörigkeit bzw. das Geburtsland der Eltern erfasst, jedoch nur, solange sie mit ihren Eltern einen Haushalt teilen. Junge Erwachsene aus (russlanddeutschen) (Spät-)Aussiedlerfamilien, die über die deutsche Staatsangehörigkeit und einen eigenen Hausstand verfügen, werden statistisch nicht erfasst (Panagiotidis 2021: 59).

ethnokonfessionellen Vergemeinschaftung (zum Beispiel Reimer 2006) in den russlanddeutschen Freikirchen eine hohe Bedeutung für die Verarbeitung kollektiver Migrationserfahrungen zugeschrieben (Theis 2006: 19 ff.; Vogelgesang 2008: 147). Aufgrund der Kettenmigration in Familienverbänden, die sich häufig in räumlicher Nähe zueinander niederließen, prägen familiäre Strukturen anhaltend jene freikirchlichen Gemeinden. Sowohl in der (Groß-)Familie als auch in der Gemeinde lassen sich Ausrichtungen an kollektivistischen Werten bei ausgeprägter intergenerationaler Verbundenheit, Solidarität und Verpflichtung sowie teils exklusive Bindungsansprüche feststellen (Römhild 1998: 289; Vogel 2012: 309; Elwert 2015: 129). Bis heute werden geteilte Glaubenswerte in russlanddeutschen Freikirchen als Grundlage für Vorstellungen wünschenswerter und wesentlich auch geschlechtsspezifischer Verhaltenspraktiken und Lebensentwürfe gesehen, die jenseits der verblassenden geteilten Migrationsgeschichte eine maßgebliche Grundlage für das kollektive Selbst- und Zugehörigkeitsverständnis darstellen (zum Beispiel Löneke 2000; Schäfer 2010; Elwert 2015). In ihren glaubens- und lebenspraktischen Ausdrucksformen, die etwa Kleidungsstile, Bildungs- und Berufswege sowie Geschlechterrollen und Familienbilder betreffen, heben sich die freikirchlichen Russlanddeutschen häufig von den Wertorientierungen und Praktiken der weitgehend säkularisierten Mehrheitsgesellschaft ab. Gleichwohl gehören sie als Christ*innen der Mehrheitsreligion an, was sie zumindest strukturell einer Minderheitenposition enthebt.

Inwiefern die bereits in Deutschland geborene und aufgewachsene zweite Generation ihre Selbst- und Weltentwürfe an jene ethnokonfessionell geprägten, familial tradierten Glaubenswerte einerseits und an die Prämissen, Optionen und Erwartungen einer vorrangig säkularisierten (Migrations-)Gesellschaft andererseits (zum Beispiel Taylor 1994; Rosa 1998) anschließt, ist eine offene empirische Frage, die kaum durch standardisierte Forschungsformate untersucht werden kann. Vielmehr ist eine Erforschung der Entstehung und lebenszeitlichen Entwicklung von Wertbindungen auf die biographische Narration verwiesen (Köbel 2018: 8), die eine prozesshafte Perspektive auf Lebensereignisse und deren werthafte Deutung erlaubt (ebd.: 129). Dabei schließen wir an wert- und zugehörigkeitstheoretischen Ansätzen und deren Verbindung an, die sich – unserer Empirie vorgreifend – in den von uns erhobenen Fällen widerspiegelt und sich zudem aus den wechselseitigen Verweisen in den jeweiligen Ansätzen theoretisch begründen lässt.

2. Wertbindungen und (Mehrfach-)Zugehörigkeiten – Skizze einer Verschränkung

Werte stabilisieren das gesellschaftliche Zusammenleben und verweisen zugleich auf Selbstverhältnisse und Selbstverständnisse von Individuen, indem sie Fragen nach Identität, Authentizität und persönlichem Sinn berühren (Horster 2004: 106; Köbel 2018: 32). Die biographische Herausforderung für das Individuum besteht darin, das soziokulturell vorstrukturierte Angebot an moralischen und ethischen Wertüberzeugungen auszudeuten und in Bezug zueinander sowie zum eigenen Selbst- und Lebensentwurf zu setzen. Resultierend daraus stellt sich die Frage, „welche Sozialisations- und Entwicklungsprozesse dazu führen, dass eine Person sich an Werte bindet und im Zuge ihres ethischen Lebensentwurfs bestimmte Grundeinstellungen als Kernelemente ihrer Subjektivität errichtet“ (Köbel 2018: 54).

Für die Bearbeitung dieser Frage lässt sich auf die wertheoretischen Ausführungen von Hans Joas zurückgreifen (Joas 2006: 5; Köbel: 88 ff.). Joas versteht Werte als hochgradig emotional besetzte Vorstellungen dessen, was der Mensch jenseits seiner oft unsteten oder gar konfligierenden Wünsche für das wahrhaft Wünschenswerte im Leben hält (Joas 2006: 3). Mit G. H. Mead geht er davon aus, dass Kleinkinder sich im Zuge der Entwicklung des Selbstbewusstseins über die Identifikation mit ihren primärsozialisierenden Bezugspersonen deren grundlegende Wertbindungen aneignen (ebd.: 4). Die Differenzierung von Identifikation und vertretenen Wertvorstellungen vollzieht sich in der Adoleszenz, in der Menschen ihr Selbst- und Weltverhältnis zunehmend reflexiv bearbeiten und erstmals die Frage nach dem „wahren Selbst“ stellen, das sich nach Taylor konstituiert durch „die Bindungen und Identifikationen, die den Rahmen und Horizont abgeben, innerhalb dessen ich von Fall zu Fall zu bestimmen versuchen kann, was gut oder wertvoll ist oder was getan werden sollte bzw. was ich billige oder ablehne“ (Taylor 1994: 55). Ab dem Jugendalter und das gesamte weitere Leben werden primärsozialisatorisch erworbene Wertgehalte nicht länger unhinterfragt übernommen, sondern reflexiv bearbeitet und in den Eigenbestand integriert oder aber verworfen (Joas 2006: 4; Köbel 2018: 252).

Während Joas das Potenzial zur Transformation von Wertbindungen in hochemotionalen Ausnahmeerfahrungen der Selbstüberschreitung lokalisiert, ist aus biographie- und zugehörigkeitstheoretischer Perspektive davon auszugehen, dass auch die alltägliche Erfahrungsaufschichtung und Verschiebungen im Beziehungsgefüge transformativ auf etablierte Deutungsmuster und die dahinterliegenden Wertüberzeugungen wirken können (Schwendowius 2015: 87). So findet Köbel in seiner biographieanalytischen Arbeit Wertbindungsnarrationen über „Aufschlussmomente[n], die ein bestehendes Wertsystem geringfügig bestärken, ergänzen oder korrigieren, bis hin zur Darstellung existenzieller Grenzsituationen, die einen ethischen Überzeugungshaushalt umwälzen [...]“ (Köbel 2018: 237). Diese unterteilt er in „Kontinuitätsnarrationen“, in denen er vor allem das stetige „Hineinwachsen“ in werthafte Auffassungen feststellt, und „Ereignisnarrationen“, in denen sich in unterschiedlicher Intensität und biographischer Tragweite ethische Evidenzerfahrungen vollziehen (ebd.: 237 ff.). Seine Ergebnisse sprechen dafür, dass Familie, Freunde oder Vorbilder entscheidende Bezugspunkte für Wertbindungsprozesse durch Entwicklung, Wachstum und Gewöhnung auch über die Phase der Adoleszenz hinaus darstellen (ebd.: 255).

Wertbindungen stellen demnach in sozialen Kontexten erworbene, überdauernde, jedoch über die Lebensspanne veränderliche Vorstellungen vom „guten Leben“ dar, die nach Taylor das Selbst und das Selbstverständnis grundlegend bestimmen (Rosa 1998: 110 ff.). Dass Werte nicht einfach rational „wählbar“ sind und die Bindung an Werte zudem in soziokulturell vorstrukturierte Sinndeutungsangebote eingelagert ist, verweist auf die Frage nach biographisch relevanten Zugehörigkeiten und sozialen Positionierungen, die in wertheoretischen Ansätzen anklingen, ohne allerdings systematisch aufgegriffen zu werden. Eine Verbindung mit dem Konzept von Zugehörigkeit erscheint daher aufgrund der Sozialität von Wertbindungsprozessen naheliegend: Wertbindungen, so unsere Annahme, entwickeln sich nicht unabhängig von gesellschaftlichen Zugehörigkeitsordnungen, innerhalb derer Menschen sich verorten und verortet werden. Fragen nach subjektiven Zugehörigkeitswünschen und Teilhabebestrebungen, nach individueller Abgrenzung, schmerzvoller Ablehnung oder ungewollter Vereinnahmung

(Anthias 2003: 21) sind weder unabhängig von ethischen Wertüberzeugungen noch von sozialen Zugehörigkeitsordnungen zu untersuchen.

Vor dem Hintergrund von Erfahrungsaufschichtung und wandelbaren Zugehörigkeitskontexten im biographischen Verlauf setzt konkrete Zugehörigkeit sich immer aus bejahenden und verneinenden, entsprechend emotional positiv oder negativ wertbaren Zugehörigkeitserfahrungen zusammen, die sowohl subjektive Selbstverortung als auch den Umgang mit Fremdverortung implizieren (Mecheril 2018: 28). Zwischen beiderseitig fragloser Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit lassen sich mit Mecheril kontextabhängige und veränderliche Abstufungen etwa von distanzierter, beiläufiger, gehemmter oder auch prekärer – im Sinne Rosenthals et al. (2011) „brüchiger“ – Zugehörigkeit als Normalfall annehmen. Sowohl Erfahrungen als auch Konzepte und Verständnisse von Zugehörigkeit begreift Mecheril als repräsentativ und konstitutiv, das heißt, sie stellen die soziale Praxis mit den ihr innewohnenden Macht- und Differenzordnungen dar und erzeugen sie auf diese Weise.

Werte und Zugehörigkeiten verweisen also aufeinander: Individuell-biographische Wertbindungsprozesse vollziehen sich stets im Rahmen von Mehrfachzugehörigkeiten, in denen Individuen positioniert sind und sich positionieren. Beispielsweise können sich Menschen aufgrund kompatibler Wertbindungen bestimmten Personen oder Gruppen zugehörig fühlen. Umgekehrt kann gewünschte oder auferlegte Zugehörigkeit dazu auffordern, Wertbindungen zu übernehmen, die den Zugehörigkeitskonzepten der jeweiligen Zugehörigkeitskontexte entsprechen (May 2013: 53 f.). Zugehörigkeiten und Wertbindungen können folglich auch konfliktieren und auf diese Weise dazu anhalten, sich ins Verhältnis zu beidem zu setzen. An der Schnittstelle der Intersubjektivität verbinden sich Werte und Zugehörigkeiten zudem mit dem individuellen Selbstverständnis und -verhältnis: Wie bei der Entstehung von Werten geht auch im Hinblick auf Zugehörigkeitsverständnisse das intersubjektive Erkennen der Selbst-Erkenntnis voraus (Joas 2006: 4; Mecheril 2003: 144).

3. Biographische Narrationen als empirischer Zugriff auf glaubensbezogene Wertbindungen und Zugehörigkeiten

Während zahlreiche Untersuchungen im Kontext von Werten (teil-)standardisierte Verfahren zur Erfassung werthafter Orientierungen in Anschlag bringen, verfolgen wir einen biographieanalytischen Zugang. Biographie lässt sich verstehen als ein kulturelles Format der Selbstkonstruktion und Selbst(re)präsentation eines modernen Individuums, welches sich zwar „nicht mehr durch die Zugehörigkeit zu einem sozialen Kollektiv, sondern vielmehr durch eigenes Handeln und ‚individuelle Lebenserfahrungen‘“ (Schwendowius 2015: 76) konstituiert, für dessen Selbstverständnis und Selbstverhältnis soziale Zugehörigkeiten aber wirkmächtige Erfahrungs- und Gestaltungsräume bleiben.

In Abhängigkeit von der Position des Individuums im sozialen Raum fließen in jene Selbstkonstruktion Vorstellungen darüber ein, welche Lebensentwürfe in einer Gesellschaft als erstrebenswert, angemessen oder überhaupt denkbar gelten und inwiefern sie folglich ermöglicht, gefördert, begrenzt oder verhindert werden sollten (ebd.: 82). Solche Normalitätsvorstellungen und Deutungsmuster formen Skripte und Erzählkonventionen für biographische Erzählungen, über die etwa Zugehörigkeit in Form von kulturell geteilten und akzeptierten Narrationen hergestellt und vermittelt wird (May 2013:

101; Schwendowius 2015: 82). Auch religiöse Kontexte liefern Erzählskripte und -formen für lebensgeschichtliche Konstruktionen (Wohlrab-Sahr/Frank 2018). Der Blick auf die Welt und sich selbst ist daher stets kontextbedingt und wertgebunden (Köbel 2018: 7; Rosa 1998: 123). Biographische Narrationen transportieren demnach Wertgehalte, die immer auf soziale Zugehörigkeitskontexte verweisen und in denen nicht nur die reflexive Auseinandersetzung mit Werten, sondern auch die präreflexive Dimension zugänglich wird (Joas 2011: 259; Fuchs 2016: 202 f.).

Im Folgenden greifen wir auf Datenmaterial zurück, das im Kontext des Promotionsvorhabens von Rebekka Hahn² entstanden ist und analysieren es für den vorliegenden Beitrag unter der Frage, wie glaubensbezogene Wertbindungen in der Adoleszenz bearbeitet werden und wie dabei primärsozialisatorisch angeeignete Wertbindungen verhandelt, tradiert oder transformiert werden. Die Befragten wurden bei der Rekrutierung als russlanddeutsche Frauen der zweiten Generation adressiert, nicht aber mit Blick auf ihre Anbindung an eine russlanddeutsche Freikirche, wenngleich diese herkunftsfamilial in neun der zehn erhobenen autobiographisch-narrativen Interviews (Schütze 1983) gegeben ist. Die befragten Frauen sind zum Erhebungszeitpunkt zwischen 19 und 30 Jahre alt und selbst in Deutschland geboren, während mindestens einer der beiden Elternteile aus der Sowjetunion oder einem ihrer Nachfolgestaaten emigriert ist. Alle Befragten haben das Abitur absolviert, danach diversifizieren sich die Ausbildungswege und Lebensmodelle, die zwischen dem Beginn und Abschluss einer Ausbildung, der Aufnahme eines Studiums bis hin zur Aufnahme einer Promotion reichen. Insgesamt entstammen die Befragten damit einem bildungsaffinen Milieu.

Die erhobenen Interviews wurden in Anlehnung an das sequenzanalytische Verfahren nach Kruse (2015) ausgewertet, wobei insbesondere das Konzept der „narrativen Identität“ von Lucius-Hoene und Deppermann (2004) eine leitende Heuristik darstellt, welches für die Analyse biographischer Wertbindungen bereits erprobt ist (Köbel 2018). Mit dem angewandten sequenzanalytischen Vorgehen wird sprachliches Handeln als Ausdruck eines kulturell geteilten Symbolsystems verstanden, dessen soziale Ordnung über die Analyse kommunikativer Daten zugänglich wird.

Die Auseinandersetzung mit glaubensbezogenen Wertbindungen und dazu relationierte Selbstentwürfe werden in allen erhobenen Narrationen relevant. Anhand der folgenden drei Fälle kontrastieren und dimensionieren wir das hierbei gefundene Spektrum hinsichtlich der Aspekte Fortführung und/oder Transformation von glaubensbezogenen Wertbindungen und Lebenspraktiken, die in Elternhaus und freikirchlicher Gemeinde sowie in gesellschaftlichen Vorstellungen eines angemessenen Lebensentwurfs angelegt sind.

2 Der Arbeitstitel der Promotion lautet *Werte und Zugehörigkeit – Deutungshorizonte biografischer Selbstentwürfe junger Frauen mit russlanddeutscher Familiengeschichte* und fußt empirisch auf zehn narrativen Interviews, die in den Jahren 2018 bis 2021 geführt wurden.

4. Fallrekonstruktionen: Biographische Auseinandersetzung mit glaubensbezogenen Werten in der Adoleszenz

4.1 Julia: „Jetzt weiß ich, was damit gemeint ist“ – Krise und Individuierung im Gemeindekontext

Julias biographische Narration ist thematisch von der Schilderung ihres Austritts aus einer russlanddeutschen Freikirche geprägt, der zum Zeitpunkt des Interviews ein Jahr zurückliegt. In der Typologie Köbels (2018) folgt ihre Narration damit einer ihre biographische Rekapitulation überspannenden „Ereignisnarration“, bei der die lebensgeschichtlichen Ereignisse auf den Höhepunkt des Austritts hin strukturiert werden. Die diesem zugrundeliegende Krise erwächst aus ihren persönlichen Wertüberzeugungen und den Zugehörigkeitskonzepten der Gemeinde, deren Verhaltensvorgaben Julia nicht mehr entsprechen möchte. Mit ihrer Abwendung reklamiert sie einerseits ein alternatives Zugehörigkeits- und Selbstverständnis. Andererseits lässt die Erfahrung von Ablehnung die Suche nach neuen Zugehörigkeitsmöglichkeiten zu einem prekären Anliegen werden.

Die Gemeinde schildert Julia als zentralen Ort ihres Aufwachsens und als „Familie“. In der Adoleszenz zeichnet sich für Julia allerdings ein tiefgreifender Konflikt ab, den sie maßgeblich mit Blick auf die Repräsentation von Weiblichkeit verhandelt. Während in der Gemeinde von ihr erwartet wird, auf Schmuck, Make-up und figurbetonte Kleidung zu verzichten, sind ihr diese außerhalb der Gemeinde wichtig. Bei Gemeindezusammenkünften richtet sie sich zunächst nach den unausgesprochenen Verhaltensregeln im Sinne geteilter Praktiken: „man hat einfach gewusst, was man irgendwie macht und nich“, was sie zunächst als „nich schlimm“ erlebt.³ Die Begründung der geforderten Verhaltenspraktiken, die sie in der Berufung auf den Wert der Gottgefälligkeit festmacht, zweifelt Julia jedoch zunehmend an und nimmt die gemeindespezifische Ausdeutung dieses Wertes als eine Sanktionierung vor allem von Mädchen und Frauen wahr.

Auch Julias Eltern entsprechen den Erwartungen der Gemeinde nur begrenzt. Anstatt sich als vollwertige Mitglieder aufnehmen zu lassen, bleiben sie „Bankdrücker“, weil sie „total anders denken als die Gemeinde, und sich nie:=da anschließen können, weil das einfach zu viele Probleme bereiten würde.“ Auch den Erziehungsstil ihrer Eltern beschreibt Julia als gemeindeunüblich: Ihr selbst sind „Kinobesuche oder so was nicht unbekannt. Oder ich durfte mich ja auch schminken und Schmuck anziehen und Hosen anziehen.“ Als Jugendliche beginnt sie, sich gemeindefremdes kulturelles Terrain zu erschließen und „Filme zu gucken oder Serien zu gucken oder unchristliche Bücher zu lesen oder so, oder Lieder zu hören, Radio zu hören.“

Für Julia ergibt sich zunehmend eine Diskrepanz zwischen dem persönlichen Glaubens- und Selbstverständnis auf der einen Seite und den Verhaltensvorgaben der Gemeinde auf der anderen Seite. Sie positioniert sich in der Gemeinde bei den „Rebellen,

3 Die aufgezeichneten Interviews wurden in Anlehnung an die erweiterten TIQ-Transkriptionsregeln (Dresing/Pehl 2013) transkribiert. Unterstreichungen markieren eine Betonung. Fettdruck verweist auf eine erhöhte Sprechlautstärke, hochgestellte Kreise verweisen auf eine verringerte Sprechlautstärke. In Klammern wird die Länge von Sprechpausen unter einer Sekunde mit einem Punkt angegeben, die über einer Sekunde mit der entsprechenden Sekundenzahl. Doppelpunkte kennzeichnen eine Dehnung, Gleichheitszeichen eine Wortverschleifung. Kommata und Fragezeichen verweisen auf eine schwach bzw. stark steigende Intonation, Strichpunkt und Punkt auf eine schwach bzw. stark fallende Intonation.

die so ne kleine Kette anhatten oder so.“ Das nonkonforme äußere Erscheinungsbild spiegelt ihre innere Nichtübereinstimmung mit elementaren Gemeinderegeln wider und erregt Anstoß bei den Gemeindeältesten. Für ihr Verhalten soll sie Buße tun. Diese kann Julia nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren:

[W]enn ich die Offenbarung bekomme, dass es Sünde ist, dann werd=ich es auch sagen, aber noch hab ich die äh Offenbarung noch nich, und ich glaube nich, dass ich jemals die Of-, Offenbarung bekommen werde; dass es=Sünde is, weil es keine ist.

Julia verneint den Anspruch der Ältesten auf Deutung ihres Verhaltens als sündhaftes Fehlverhalten. Sie präsentiert sich als autonom Denkende, die – besser als die Gemeindeältesten – weiß, dass ihr Verhalten nicht sündhaft ist. Einen sich offenbarenden Gott und daraus folgende Handlungskonsequenzen stellt sie nicht in Frage. Die Voraussetzung für ein Überdenken ihres Handelns wäre aber eine Offenbarung, die sie selbst bekommt, sprich eine subjektive Erfahrung mit Gott, die in eine persönliche Begründung mündet.

Eine religiöse Praxis, die nicht in einer persönlichen Glaubenshaltung gegründet ist, steht Julias Anspruch an ihre eigene moralische Integrität zuwider. Buße, wie sie von ihr verlangt wird, geht ihrem Begriffsverständnis nach zwingend mit innerer Einsicht und Umkehr einher. Ohne diese wäre die bloße religiöse Form der Buße sowohl ein Verrat an deren geistlichem Gehalt als auch ein bewusster Affront gegen die Ältesten:

ich kann nich von irgendwas (.) absagen, was ich überhaupt=nich schlimm finde, das kann=ich=nich machen, da würde ich ja-, ich würde ja keine Buße tun, das heißt, ich würd denen-, die äh-, ich würd die anlügen, das konnt=ich nich rüberbringen.

Mit Bezug auf weitere ähnlich gelagerte Erfahrungen begründet Julia ihren Entschluss, aus der Gemeinde auszutreten. Mit dem Austritt bricht ihr bisheriges Beziehungsgefüge weg; sie verliert ihre „Familie.“ Den gewünschten Anschluss an eine neue Gemeinde bezeichnet Julia als ein weiterhin „sehr- (2) heikles Thema“, das sich in der Erzählsequenz performativ in Pausen, Satzabbrüchen und epistemischen Relativierungen als ebensolches spiegelt:

dieses Gefühl ist nicht schön. dieses (2) du::, du wurdest-, du bist nicht gewollt. (.) das is::-, das=is=so:: (2) weiß nich, (.) ich weiß nich, und das is (2) ein-, ein Schmerz, der sich teilweise, wenn ich in einer andern Gemeinde sitze, denke, (2) ja, was is, wenn du dich hier vertraust, und dann wirst du aber (.) nich gewollt.

In der Formulierung klingt einerseits „sich mit etwas vertraut machen“ an, was auf Eigenaktivität, das Durchdringen einer Umgebung und deren Abläufen und Praktiken verweist, hier im Anliegen um ein Verständnis der für Zugehörigkeit erforderlichen Zugehörigkeitskonzepte. Zum anderen verweist „in oder auf jemanden bzw. etwas vertrauen“ immer auf ein Gegenüber, zu dem man in eine eben nicht vollends kontrollierbare Beziehung tritt.

Während die Zugehörigkeit zu einer Gemeinde als eine existentiell bedeutsame, aber aufkündbare, entworfen wird, gilt letzteres nicht für die Zugehörigkeit zu Gott, die Julia nach der Krise als gestärkt beschreibt. Gott wird von ihr als „Vater“ adressiert, dessen „gewolltes Kind“ sie ist. Seine Annahme ihrer Person mit ihren Überzeugungen gründet auf dem Wert der Freiheit, dessen subjektive Ausdeutung sie als Erkenntnis des göttlichen (In-)Begriffs von Freiheit formuliert: „Ich wusste immer schon, dass es ein Gott der Freiheit ist, aber jetzt weiß=ich, was damit gemeint ist.“ Hier zeigt sich die Affektivität, die Joas Wertbindungen zurechnet: Während Julia den Wert Freiheit als solchen nicht neu entdeckt, wird eine neue Qualität der Wertbindung relevant, bei der neben ein rationales Verständnis ein subjektiv tieferes, emotionales Verständnis tritt, auf das ihr Handlungsentwurf gründet.

4.2 Elisa: „Und dann hab ich mich auch ein bisschen anders entwickelt“ – Das Auseinanderfallen von ethischer Evidenz und Handlungsentwurf

Hinsichtlich des von Julia geschilderten Konflikts stellt Elisas biographische Konstruktion einen minimalen Kontrast dar, bei dem sie allerdings zu einem anderen Handlungsentwurf gelangt. Auch sie entwirft ihre Narration als Entwicklungsgeschichte und in (innerer) Abgrenzung zu den in der Gemeinde eingeforderten Lebenspraxen und darüber transportierten Werten. Eine nach außen sichtbare Ablösung von der Gemeinde erfolgt bei Elisa allerdings nicht: „ich geh noch in die Gemeinde.“

Wie Julia erzählt Elisa von Differenzen mit der Gemeindeleitung im Jugendalter. Diese schildert sie sowohl auf Ebene der werthaften Überzeugungen als auch auf Ebene des Selbstaustauschs: „Ich versteh das eigentlich nicht: warum-, warum:-, warum: grenzen wir Leute aus, die irgendwas (.) äußerlich was anders machen als wir, (.) das is doch-, is doch nicht richtig.“

Auch sie rekapituliert mehrere Ereignisse, die ihre sowohl erlittene als auch von ihr gestaltete Abgrenzung von der Gemeinde belegen. Analog zu Julia kritisiert sie dabei implizit eine männliche Machtausübung. Im Jugendalter erlebt sie sich seitens ihres Jugendleiters mit der Infragestellung ihres Glaubens konfrontiert und verliert die ihr zuerkannte Leitungsposition in der Jugendgruppe:

weil er auch so Sachen gesagt, wie so, ja, das-, das passt nich, also-, ich frag mich, ob du überhaupt Christ bist. [...] ja und ich hab halt so im Kopf, wie er noch so sagt, so, ja, ich seh ja die anderen Mädels und deine Röcke sind immer n=bisschen kürzer. (2) und ich weiß noch so, ich hab mich da so abgewertet gefühlt in diesem Moment. [...] ja, und dann war ich halt nicht mehr im Mitarbeiterkreis.“ Das Erleben von Beschämung und Statusentzug stellt sie an den Beginn einer Entwicklung, in deren Verlauf sie sich mit ihrem Selbstentwurf von der Gemeinde entfernt: „na das war irgendwie so=n Erlebnis, wo ich halt irgendwie gemerkt hab, so, mhm (2) ich bin wirklich n=bisschen anders und ich denk halt auch über viele Sachen anders. und dann hab ich mich auch n=bisschen anders entwickelt.

Diese Entwicklung belegt Elisa anschließend mit der Erzählung von einer Heiratsanfrage, die sie noch vor ihrem achtzehnten Lebensjahr erhält. Seinem Gesuch verleiht der Antragsteller – wie in der Gemeinde üblich – Nachdruck durch Berufung auf den

göttlichen Willen für seinen und in diesem Fall auch ihren Lebensweg. Mit den Erwägungen, die Elisa nun anstellt, verortet sie sich zum damaligen Zeitpunkt mehr unter dem Einfluss der Gemeindefradition als unter dem Rat ihres Vaters, den sie an dieser Stelle explizit als untypisch russlanddeutsch markiert. Obwohl die Eltern Gemeindeglieder sind, positioniert Elisa insbesondere ihren Vater als Wegbereiter ihrer von den Gemeindefregeln abweichenden Entwicklung: „da hat Papa gesagt,°das is totaler Blödsinn, darauf darfst du dich° nie einlassen und so, das is voller Quatsch, @(..)@ wenn jemand dir sagt ähm, sozusagen, das is Gottes Wille, dass ich dich heirate.“ Jedoch „so von der Gemeinde, wenn man da so aufgewachsen is, [...] denkt man, mhm, wahrscheinlich is das so, so. nã? wahrscheinlich ähm (2) muss das so sein.“ In der Folge sucht und findet sie einen passenden Bibelvers, aus dem sie schließt, dass die Heirat mit dem ihr ohnehin sympathischen jungen Mann „bestimmt Gottes Wille“ ist, dem sie mit ihrer Lebensführung entsprechen will. Also sagt sie dem Antrag zu, löst die aus dieser Zusage hervorgehende Beziehung allerdings kurze Zeit später und unter großen Selbstzweifeln wieder auf: „Ich hab doch gedacht, das is Gottes Wille, und jetzt passte das doch alles nich zusammen, so, nã?“ Ihre Entscheidung kennzeichnet sie als „richtiges Tabu“ und einmalig in der ihr bekannten Gemeindefhistorie. Für das Zustandekommen ihres Entschlusses macht sie wiederum den elterlichen Eindruck für ihr eigenes Handeln stark:

die hamm gesagt, klar kannst du machen? also, das is dein Leben, du darfst dich da ganz frei entscheiden wen du heiratest, [...], aber also mein Gefühl is, du fühlst dich darin gar nich richtig wohl; und das stimmte halt auch. ich hab mich wirklich nich wohl gefühlt in der Beziehung.

Das Auflösen der Beziehung, das sie gegenüber anklagenden Nachfragen aus der Gemeinde verteidigt, setzt sie zugleich als Zäsur für ihre innere Haltung zur Gemeinde: „und ich würd heut auch eigentlich sagen, das war so=n bisschen der Moment wo ich mich so=n bisschen innerlich auch (.) so entfernt hab von der Gemeinde.“ Das Motiv des persönlichen Wohlfühlens, das hier als Begründung für die innere Abgrenzung von den institutionalisierten und religiös überformten Lebenspraktiken herangezogen wird, wird auch in weiteren Kontexten von ihr als tragendes Element für eine persönlich gestaltete Gottesbeziehung gesetzt, die an die Stelle der tradierten Formen tritt:

wo ich so gemerkt hab, hey, es is (.) ganz okay, wenn du mal die Bibel liest; und wenn du deine Freude einfach daran hast, is=es okay. du musst es nicht jeden Tag machen; du musst es nich-, (1) du musst nich die ganze Zeit daran denken, oder so; du kannst auch an anderen Sachen Freude haben, das is auch vollkommen=in Ordnung.

Wie Julia macht sie dabei den Wert der Freiheit stark, der es ihr erlaubt, ihre eigenen Wünsche und ein authentisches Wohlgefühl mit dem Wert eines gottgefälligen Lebens zu vereinen: „weil ich dann gemerkt hab, so, das is nich so Druck und Zwang und sowas alles, sondern das is einfach-, da is voll viel Freiheit; in der Beziehung mit Gott.“

Im Gegensatz zu Julia entwirft Elisa eine innere Ablösung und verbindet diese mit dem Vorhaben einer später zu realisierenden Trennung von der Gemeinde. Darin besteht Einigkeit mit ihrem jetzigen Ehemann: „also wir hamm uns entschieden, dass wir

rausgehen und uns was andres suchen.“ Während sie den Grund für die bisher nicht realisierte Trennung von der Gemeinde in der familialen Bindung ihres Mannes an die Gemeinde verortet, zeigt sich performativ, dass auch ihre Abgrenzung von der Gemeinde immer wieder uneindeutig ist. So kommentiert sie beispielsweise einen Konflikt in ihrer Jugend, bei dem sie in der Gemeinde für die gestochenen Ohrlöcher kritisiert wird, in Tränen ausbricht und grundlegend an sich zweifelt, mit den Worten: „jetz würd ich mich auch so=n bisschen anders-, anders mit der Situation umgehen, (unv.) okay, es is deine Meinung, [...] aber-, ich denk halt anders darüber.“ Dass eine solche abgrenzende Positionierung auch aktuell nicht handelnd vollzogen wird, zeigt der Fortgang der Erzählung, der zufolge sie auch heute noch gern Ohrhinge tragen wolle, dies aber wegen des damit einhergehenden Konflikts in der Gemeinde vertage:

irgendwann kommt der Tag, da stech ich mir wieder @welche@ @(1)@ [...] wenn ich so das Gefühl hab, dass ich mich so=n bisschen mehr auch der Situation stellen kann. oder halt (.) wenn ich in=ner andern Gemeinde bin oder so.

Damit verschiebt sie die Ohrhinge, die zum sichtbaren Zeichen ihrer inneren Haltung werden, genauso wie den Gemeindeaustritt in die unbestimmte bzw. nicht von ihr bestimmte Zukunft und entwirft sich zugleich als randständiges und kritisches Gemeindeglied.

4.3 Lea: „Auch wenn das vielleicht so aussieht, dass ich nur das mache, was meine Eltern machen“ – Reflexive Kontinuität

Leas biographische Narration lässt sich dem von Köbel (2018) als „Kontinuitätserzählung“ beschriebenen Typus zuordnen. Lea verortet sich in ihrer Erzählung klar in der Tradition ihrer Familie und vor allem ihrer Mutter, die sie explizit als Vorbild benennt und immer wieder als Referenz für ihre Wertüberzeugungen und ihr Handeln heranzieht. Im Zentrum ihrer Erzählung steht ihr Selbstentwurf als „Ehefrau, Hausfrau und Mutter“, den sie eng an Glaubenswerte knüpft. Familiäre und gemeindebezogene Werte, aber auch ihr persönlicher Glaube werden von ihr als unmittelbar ineinandergreifend geschildert.

Während sie in ihrer Jugend beobachtet, dass andere ihres Alters in der Gemeinde „Halligalli Party“ machen, beschreibt sie ihr Interesse „geistlich zu wachsen“ und mit „reiferen Leuten Gemeinschaft zu ha:ben, mit denen sich austauschen zu können.“ Entsprechend erneuert sie die bereits in der Kindheit liegende Bekehrung nochmals reflexiv als Jugendliche und schildert sie als selbstverantwortliche und eigeninitiative Hinwendung zu einem Leben mit Gott.

Ähnlich wie Elisa bekommt Lea noch vor dem Abitur eine Heiratsanfrage, die ihre eigentlichen „Pläne durchkreuzt“, nämlich die Aufnahme eines Lehramtsstudiums. Den anschließenden Erwägungsprozess schildert sie als „besonders schwer“, auch weil sie den jungen Mann, der aus einer anderen russlanddeutschen Gemeinde stammt, bis zum Zeitpunkt seiner Anfrage kaum kennt. Anders als für Elisa besteht der Konflikt für Lea allerdings nicht zwischen ihren persönlichen Wünschen und Überzeugungen einerseits und den in der Gemeinde vertretenen Werten und Praktiken andererseits. Vielmehr thematisiert sie ihn als persönliche Aufgabe, ihre Beziehung zu Gott auf eine neue Ebene zu stellen:

dann war das auch (.) dass ich auch merkte, dass Gott mich auf diese Situation vorbereitet hat, dadurch dass er mir schon länger eigentlich wichtig gemacht hat, ähm (2) sein Pla:n für mein Leben zu akzeptieren, seinen Willen zu tun, äh ihm zu vertrauen? ähm auch mal Dinge zu wagen ohne zu wissen (.) wie=s enden wird.

Als Ratgeberin in dieser Situation, die sie als persönlichen Lernanlass zur freiwilligen Unterordnung unter den fraglos als solchen angenommenen Willen Gottes kennzeichnet, zieht sie ihre Mutter heran: „da musst=ich lernen, (2) ähm meine Mama hat das so gesagt, äh, vielleicht ist es (.) Zeit dass das Ich sti:rbt. also dieses ähm (.) d- das Ich das: seine eigenen Wünsche hat.“

Im Vergleich zum Gesamtumfang ihrer biographischen Erzählung und auch zu Elisas Erzählung wird der geschilderte Konflikt selbst sehr gerafft und mit weniger Dramaturgie berichtet. Verhandelt wird hingegen vielmehr Leas aktueller Selbstentwurf als „Ehefrau, Hausfrau und Mutter“, für den sie das Vorhaben eines Studiums „beerdigt“ hat und der in verschiedene Richtungen abgegrenzt und indirekt begründet wird. Dies geschieht erstens gegenüber den als „schlicht“ gekennzeichneten „plattdeutschen“ Russlanddeutschen der älteren Generation, die sie als herzlich und arbeitsam, aber ohne emotional gestaltete Beziehung zu ihren Kindern schildert. Sie distanziert sich zweitens von den noch stärker russischsprachigen Mitgliedern in der Gemeinde ihres jetzigen Mannes, bei denen sie übersteigerte elterliche Bildungsaspirationen für die zweite Generation beobachtet. Eine dritte Abgrenzung erfolgt von der nicht weiter bestimmten Umgebung, bei der sie sich auf Jugendliche bezieht, die sie an der Bushaltestelle vor einer weiterführenden Schule beobachtet:

also da wird einem beinah fast schlecht, wenn man an gewiss-, ähm wie die miteinander umgehen, wie die reden, und (.) was die sagen, wo ich so denke, (1) also ich denk dann sofort, was ham die für Eltern, oder wo sind da die Eltern, ähm wo ich-, wo die Kinder mir auch leid tun.

In Abgrenzung zu ihren Beobachtungen und basierend auf einer festgestellten gesellschaftlichen Krisensituation, bei der „alles unsicher“ ist, entwirft sie das Bild ihrer Familie und die Aufgabe ihres Mutterdaseins:

weil das Leben auch immer sch-, also grade auch als Christ ja immer schwieriger wird, [...] da werden die Kinder mit ganz anderen Dingen konfrontiert sein als wie ich=s es war; [...] wenn man schon allein kuckt, diese Entwicklung mit (.) ähm gender mainstreaming und (.) Homosexualität. [...] Ich weiß, man kann den Glauben nich weitervererben, jedes Kind muss selber ne Überzeugung (.) bekommen und entwickeln, aber trotzdem kann ich ihnen dabei helfen.

Neben der damit erfolgten Begründung, ihren Kindern einen familialen „Zufluchtsort“ zu gestalten, bedeutet der Selbstentwurf zugleich Mission: In einer Gesellschaft, in der sie viele Ehen und Familien auseinandergehen sieht, ist sie bestrebt, der Außenwelt „zu zeigen, dass es (.) mit Gott möglich ist, eine glückliche, gesunde Familie zu haben.“

Damit ist auch Leas Erzählung als Lern- und Entwicklungsnarration angelegt, sowohl als ihre eigene als auch als die ihrer Eltern. Zentral gemacht wird dabei die Ausgestaltung des Wertes der Familie. So bereue ihr Vater es heute, dass er zugunsten von Gemeindeverpflichtungen früher wenig Zeit mit seinen Kindern verbracht habe. Ihre Mutter dagegen habe mit dem Verzicht auf eine Erwerbsarbeit bewusst die Kinder an erste Stelle gestellt, „das hat sie auch immer sehr gern gemacht.“ Insgesamt charakterisiert Lea ihre Eltern in ihrer Ausrichtung an der Kernfamilie als besonders fortschrittlich:

wir sind auch gern als Familie in Urlaub gefahren [nicht ausschließlich auf Sommerfreizeiten im erweiterten Kreis der Gemeinde, Aut.]. ähm, das machen nicht alle (.) ähm Russlandsdeutsche weiß ich, also (.) // mhm // bei vielen kommt das erst jetzt, ähm (1) so unsre Generation, die damit anfängt.

Dass ihr Lebensentwurf dennoch begründungspflichtig ist, zeigt die zweifache Betonung, dass sie „selber (.) nicht nur einfach nachmache, sondern ähm auch den Sinn dahinter sehe, und das für wichtig sehe.“ Und an anderer Stelle:

Meine Eltern haben mir das auch mhm f:freige-s-tellt mich anders zu entscheiden; also ich hätt=auch anders machen dürfen. Auch wenn das vielleicht so aus-sieht, äh dass ich nur: das mache, was meine Eltern machen, ähm aber ich mach=es auch (.) aus Überzeugung.

5. Zusammenfassende Diskussion der Fälle

Was lässt sich aus den Fallbeispielen für die Frage nach der (Re-)Organisation von glaubensbezogenen Wertbindungen in der Adoleszenz im Hinblick auf junge Frauen mit Anbindung an russlanddeutsche Freikirchen konkludieren? Zunächst einmal lassen sich alle drei Fälle als geschilderte Entwicklungsgeschichten fassen, in denen die Erzählerinnen darlegen, zu anderen Qualitäten des Glaubens gelangt zu sein. Vor allem Julia und Elisa machen die persönliche Beziehung zu Gott relevant, indem sie diese in Abgrenzung an ihre ursprünglichen Gemeinden entwerfen und damit eine individualisierte Form des Glaubens stark machen. Den persönlichen Glauben und seine lebenspraktische Bedeutung stellt keine der drei Frauen in Frage, genauso wenig wie den Wunsch nach Zugehörigkeit zu einer Institution des Glaubens. Deutlich wird jedoch, dass die Form der Institution zur Disposition steht: Vor allem Julia betont, dass der persönliche Glaube und die daran geknüpften Lebenspraktiken die Institution legitimiert und nicht umgekehrt. Die neu zu findende Gemeinde muss zu ihren Glaubenswerten passen. Julias reflexive Aneignung eines individuierten Glaubens orientiert sich somit „am Maßstab subjektiver Authentizität“ (Gärtner 2013: 230).

Anders als Julia und Elisa, die sich – mit den deutlich vorhandenen performativen Ambiguitäten bei Elisa – der Gemeinde und den darin transportierten Werten gegenüber traditionskritisch positionieren, scheint es für Lea entscheidend, ihre Orientierung an den Werten ihrer Eltern explizit als autonome und wertgeleitete Entscheidung zu markieren. Eine Erklärung liegt möglicherweise darin, dass Jugendliche sehr wohl die Aufforderung der modernen Gesellschaft zu einer Individuierung und reflexiven Infragestellung des Tradierten wahrnehmen und sich dahingehend verhalten müssen (Joas

2006: 4). Während das in den hier präsentierten Fällen auf der Ebene der Gemeinde – anstelle der in der Literatur angenommenen Kernfamilie – stattfindet, müssen von Lea besondere Bemühungen zur Begründung der individuell angeeigneten Wertüberzeugungen geleistet werden. Wenngleich vor dem gesellschaftlichen Anspruch von „Individualisierung und Einzigartigkeit“ (Gärtner 2013: 214) grundsätzlich alle Sinndeutungsmuster und Selbstkonstruktionen reflexiv zu begründen sind, wirkt diese Begründungspflicht besonders stark, wenn Jugendliche traditionelle religiöse Elemente weiterführen wollen (Gärtner 2013: 214). Indem Lea ihre Rolle als „Ehefrau, Hausfrau und Mutter“ als den Plan eines Anderen für ihr Leben markiert, zeigt sie zum einem, dass ihr Lebensmodell dem gesamtgesellschaftlichen Ideal einer selbstbestimmten Selbstverwirklichung entgegensteht, kann sich aber zum anderen als orientiert an Werten wie Bildung (sie wollte ursprünglich studieren) und Reflexivität (sie übernimmt die Einstellungen ihrer Eltern nicht unhinterfragt) präsentieren.

Folgt man der Annahme Charles Taylors, dass Autonomie und Selbstverwirklichung unverhandelbare Maximalwerte der Neuzeit darstellen (Taylor 1995: 10; Rosa 1998: 370), so überrascht es nicht, dass zwar auch Julia und Elisa sich mit ihren Abgrenzungstendenzen von der Gemeinde weitestgehend in die Tradition ihrer Eltern stellen und Elemente der Kontinuität stark machen, dies aber keinesfalls begründungspflichtig erscheint. Sowohl Julia als auch Elisa begreifen ihre Eltern und insbesondere ihre Väter als Ratgeber für ihre gemeindekritischen Lebensentwürfe und Glaubensüberzeugungen. Die daran neu geknüpften Werte der Freiheit, der Authentizität und des persönlichen Wohlergehens, die unter anderem durch das Ausleben – unhinterfragter – weiblicher Schönheitsideale thematisiert werden, müssen dabei nicht weiter begründet werden, weil sie umgebungskulturell abgesichert sind. Hingegen scheint Leas Kontinuitätserzählung über ein Weiterführen bewährter Werte, mit dem sie von einer bestimmten Vorstellung eines autonomen Selbstentwurfs abweicht, besonderer Rechtfertigung zu bedürfen, zum Beispiel über die Betonung von Freiwilligkeit und innerer Überzeugung (Taylor 1995: 24).

Alle drei Narrationen folgen performativ dem institutionell angelegten Erzählmuster einer Konversionsnarration mit den dafür erforderlichen Krisen- und Bekehrungselementen (Wohlrab-Sahr/Frank 2018: 455 ff.; Elwert 2015: 125 ff.). Dies gilt insbesondere für die Narrationen von Julia und Elisa, die sich von ihren Gemeinden abgrenzen. Beide kommen über die geschilderten Grenzerfahrungen zum „richtigen“ Glauben, wobei sich die Richtigkeit – in Rückbindung an Gärtners Befunde – am Gefühl der individuellen Stimmigkeit und Authentizität bemisst. Beide gelangen zu einem Gottesbild, in dem individuelle und selbst von den Gemeindekonventionen abweichende Wünsche, Bedürfnisse und Lebensentwürfe in einer von Gott geschenkten Freiheit aufgehoben sind, die als persönliche Entscheidungs- und Handlungsfreiheit gedeutet wird.

Anders als in der üblichen Form einer religiösen Bekehrung werden allerdings nicht das eigene frühere Verhalten und die Haltung zu Gott als das zu Transformierende gekennzeichnet, sondern vielmehr die Gesetzlichkeit der Institution selbst, die sich gegen sie zu wenden scheint und damit den Anlass schafft, sich zu einem individuell „richtigen“ Glauben zu bekehren. Performativ findet damit eine Orientierung an einem religiös-institutionellen biographischen Ablaufmuster statt, das in dem von uns untersuchten Kontext russlanddeutscher Freikirchen in Form der Jugend- bzw. Erwachsenentaufe konzipiert ist. Anstelle des rituell vorgesehen Ausgangs, bei dem die Jugendlichen

durch die Taufe zu vollwertigen Mitgliedern der Gemeinde werden, löst die Hinwendung zum eigenen Glauben in den Narrationen allerdings die Ablösung von der Gemeinde aus. Das deuten wir als Ausdruck einer Biographisierung der institutionalisierten (Erzähl-)Form, die hier auf eine individualisierte Ebene transformiert wird und – im Vergleich zu der Konversionserzählung von Lea – eine deutlich zugespitzte Form findet. Damit wird performativ das beibehalten, wovon sich die Erzählerinnen inhaltlich abgrenzen. Die Dramaturgie und Emotionalität von Julias Erzählung sowie Elisas Changieren zwischen (nicht) realisierter Abgrenzung und Zugehörigkeit verdeutlichen zudem den hohen Grad an Verbundenheit mit der institutionellen Glaubensgemeinschaft. In Weiterführung von Faix et al. (2018), die für so genannte hochreligiöse Jugendliche einen klaren Zusammenhang von religiös-institutioneller Verbundenheit, Engagement und Glaube feststellen, lässt sich vermuten, dass jener hohe Grad an Verbundenheit für unsere Erzählerinnen wesentlich auch in einer familienähnlichen Beziehungsförmigkeit der Gemeinde begründet liegt. Da Familie nicht nur einen Zugehörigkeitskontext, sondern auch einen hohen Wert an sich mit identitätsstiftender Bedeutung darstellt, gilt es, ein Herausfallen aus diesem Kontext dringend zu vermeiden.

Während sich unsere Erzählerinnen in vielerlei Hinsicht explizit wie implizit von Vorstellungen eines „russlanddeutschen Lebensstils“ abgrenzen, wird jener Wert der Familie von allen Erzählerinnen als typisch russlanddeutsch markiert und zugleich für die eigene Biographie bejaht. Fasst man Familie als nicht im Detail ausgelegten Globalwert, wird hier der Anschluss an die eingangs skizzierten übergreifenden Wertüberzeugungen von Jugendlichen deutlich (vgl. Abschnitt 1). Während für die zentralen Werte Familie und Glaube sowohl auf die Kernfamilie und die Verwandtschaft als auch auf die Gemeinde, darin angelegte Peerkontakte wie Jugendgruppen sowie auf die christliche Glaubensgemeinschaft mit Gott als Vater rekuriert wird, werden hingegen keine konkreten Freundschaften oder weiteren peerkulturellen Vergemeinschaftungen geschildert, die Gärtner als relevant für Evidenzerfahrungen des Neuen betrachtet (Gärtner 2013: 230). Die Bezugnahmen auf offenbar übergreifend gültige gesellschaftliche Aufforderungen, wie die Umsetzung des persönlichen Bildungskapitals oder die Reflexion geschlechtsspezifischer Positionierungen, werden von den Erzählerinnen nicht an konkrete Zugehörigkeitskontexte angebunden, sodass sich jene umgebungskulturell präsenten Werte unseren Interviews zufolge vielmehr über gesamtgesellschaftliche Zugehörigkeit und darin eingelagerte Zugehörigkeitserwartungen vermitteln.

6. Schluss

Im vorliegenden Beitrag haben wir biographisch-narrative Selbstkonstruktionen junger Frauen mit russlanddeutscher Familiengeschichte in den Blick genommen, die in Anbindung an eine russlanddeutsche Freikirche aufgewachsen sind, und gefragt, inwiefern glaubensbezogene Wertbindungen, die primärsozialisatorisch erworben wurden, im Zuge der Adoleszenz biographisch relevant und aktualisiert, transformiert oder reorganisiert werden. Alle Interviews zeigen, dass der Selbstentwurf hinsichtlich glaubensbezogener Wertbindungen in der Adoleszenz biographisch bearbeitet wird: In allen Interviews finden Auseinandersetzungen mit glaubensbezogenen Wertbindungen und ihrer konkreten Verankerung im eigenen Leben statt. Der christliche Glaube steht dabei für

keine der befragten Frauen in Frage, ihre Zugehörigkeit zu Gott und auch der Wunsch nach institutioneller Glaubenszugehörigkeit sind zentrale Werte für den Selbstentwurf.

Dimensionieren lassen sich die Fälle als solche, in denen sich vorrangig Narrationen von Kontinuität, das heißt, der Fortführung primärsozialisatorisch angeeigneter Wertüberzeugungen finden (Lea), und solche, in denen vor allem Elemente der Krise und Transformation relevant gemacht werden (Julia). Dabei lässt sich feststellen, dass gerade auch „Kontinuitätsnarrationen“ der Betonung von Reflexivität bedürfen, die das „kontinuierliche ‚Hineinwachsen‘“ (Köbel 2018: 237) aus seiner fraglosen Gegebenheit herausheben. Joas Feststellung (2006: 4), dass die Anforderung der modernen Gesellschaft an das reflexiv-autonome Individuum sich unter anderem darin ausdrückt, dass es seine Wertbindungen nicht mehr allein aus Tradition und Erziehung herleiten kann, gilt unseren Erkenntnissen zufolge besonders dann, wenn an Wertüberzeugungen angeknüpft wird, die in der Gefahr stehen, dem neuzeitlichen Ideal der Individualisierung zu widersprechen.

Neben die bekannten Instanzen adoleszentes Selbst, Familie und Gleichaltrige (King 2017: 30 ff.) tritt in unserem Forschungsfeld die Gemeinde als gewichtiger Sozialisationsraum. Für die jungen Frauen ist dieser – deutlich stärker als das Elternhaus – ein Ort der Individuierung im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit wertgebundenen Zugehörigkeitspraxen und Wertüberzeugungen. Die in diesen Auseinandersetzungen gewonnenen Erweiterungen oder Veränderungen der Glaubensüberzeugungen werden als „Ereignisnarrationen“ (Köbel 2018) erzählt. Anders als in den von Köbel überwiegend gefundenen Settings, sind diese allerdings weniger in neuen Lebenszusammenhängen oder neuen Begegnungen situiert, sondern vielmehr angestoßen im primärsozialisatorischen Kontext der Gemeinde selbst. Es sind gerade deren Gesetzmäßigkeiten und Zugehörigkeitskonzepte, die in der adoleszenten Krise zu reflexiven Positionierungen herausfordern. Bei ihrer Bearbeitung rekurrieren die Erzählerinnen insbesondere auf die Überzeugungen der eigenen Eltern sowie zum Teil der Geschwister, sodass dort teils (diffus) angelegte alternative Wertüberzeugungen freigelegt und biographisiert werden. Hierbei greifen die Erzählerinnen auf Elemente von Konversionserzählungen zurück (Wohlrab-Sahr/Frank 2018), die im Fall von Julia und Elisa im Ausgang allerdings nonkonform gewendet werden und in veränderten Glaubensüberzeugungen münden. Damit zeigt sich, dass Zugehörigkeitspraxen der Gemeinde als Präskripte weiterhin wirksam bleiben, sie jedoch so biographisiert werden, dass ein Anschluss an alternative christliche Zugehörigkeitskontexte sowie an normative Vorstellungen von Authentizität und Selbstverwirklichung gewährleistet sind.

Insgesamt zeigt sich, wie eng Transformation und Tradierung miteinander verwoben sind und inwiefern für unsere Forschungsfrage von einem „Nebeneinander von Bewahrung und Transformation“ (Berteaux/Berteaux-Wiame 1991: 38) auszugehen ist. Das zu Beginn aus kulturhistorischer Sicht hergeleitete Zusammenfallen von Glaubens- und Migrationszugehörigkeit im Sinne eines Ethnokonfessionalismus ist unseren Erkenntnissen zufolge für die zweite Generation deutlich ausdifferenzieren. Denn trotz der sich in den biographischen Interviews niederschlagenden starken Verbundenheit ist die institutionelle Form der russlanddeutschen Freikirche für sie kein unhinterfragt geteilter und fortgeführter Wertkontext.

LITERATUR

- Anthias, Floya (2003): Erzählungen über Zugehörigkeit, in: Ursula Apitzsch und Mechthild M. Jansen (Hg.) unter Mitarbeit von Christine Löw: *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse, Kritische Theorie und Kulturforschung*, Bd. 6, Münster, 20-37.
- Badawia, Tarek (2002): „Der dritte Stuhl“ – Eine Grounded-Theory-Studie zum kreativen Umgang bildungserfolgreicher Immigrantenjugendlicher mit kultureller Differenz, Frankfurt am Main, London.
- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1991): „Was du ererbt von deinen Vätern“, Transmissionen und soziale Mobilität über fünf Generationen, in: *Bios – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History*, 4, Heft 1, 13-40.
- Böker, Kathrin, Vera King und Hans-Christoph Koller (2019): Elterliche Migrationserfahrung – Adoleszente Entwicklung und Bildung, Zur generationalen Dynamik in Migrantenfamilien, in: David Zimmermann, Michael Wininger und Urte Finger-Trescher (Hg.): *Migration, Flucht und Wandel, Herausforderungen für psychosoziale und pädagogische Arbeitsfelder*, Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik, Bd. 27, Gießen, 63-87. <https://doi.org/10.30820/9783837976434-63>
- Dausien, Bettina (2003): Sozialisation – Geschlecht – Biographie, Theoretische und methodologische Untersuchung eines Zusammenhangs, Unveröffentlichte Habilitationsschrift an der Fakultät für Pädagogik der Universität Bielefeld.
- Dausien, Bettina, Daniela Rothe und Dorothee Schwendowius (2016): Teilhabe und Ausgrenzung als biographische Erfahrung – Einführung in eine biographiewissenschaftliche Analyseperspektive, in: Bettina Dausien, Daniela Rothe und Dorothee Schwendowius (Hg.): *Bildungswege: Biographien zwischen Teilhabe und Ausgrenzung*, Biographie- und Lebensweltforschung, Bd. 13, Frankfurt am Main, 25-68.
- Dresing, Thorsten und Thorsten Pehl (2013): *Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse – Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende*, 5. Auflage, Marburg.
- Elwert, Frederik (2015): Religion als Ressource und Restriktion im Integrationsprozess, Eine Fallstudie zu Biographien freikirchlicher Russlanddeutscher, Veröffentlichungen der Sektion Religionssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Wiesbaden.
- Ens, Kornelius (2017): Religiosität unter Russlanddeutschen, Geschichte, religiöse Identität und Integration, 13. Juli 2017, in: bpb, Dossier Russlanddeutsche. Online: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/252539/religiositaet-unter-russlanddeutschen?p=all> (7.2.2021).
- Faix, Tobias, Tobias Künkler, Tim Sandmann und Daniel Beckemeier (2018): *Empirica Jugendstudie 2018, Forschungsbericht*, CVJM Hochschule. Online: https://www.cvjm-hochschule.de/fileadmin/2_Dokumente/5_FORSCHUNG/empirica/2018_Jugendstudie-Forschungsbericht.pdf (7.2.2021).
- Fuchs, Thorsten (2016): Wertetransmissionen und -transformationen in der familialen Generationenfolge – konzeptionelle Überlegungen zum Entwurf einer empirisch gestützten Theorie, in: Robert Kreitz, Ingrid Miethe und Anja Tervooren (Hg.): *Theorien in der qualitativen Bildungsforschung – Qualitative Bildungsforschung als Theoriegenerierung*, Qualitative Bildungs- und Biographieforschung, Bd. 1, Opladen, Berlin, Toronto, 199-217. <https://doi.org/10.2307/j.ctv8xng87.13>
- Gärtner, Christel (2013): Religiöse Identität und Wertbindungen von Jugendlichen in Deutschland, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 65, 211-233. <https://doi.org/10.1007/s11577-013-0224-7>
- Hamburger, Franz und Merle Hummrich (2007): Familie und Migration, in: Jutta Ecarius (Hg.): *Handbuch Familie*, Wiesbaden, 112-136. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90675-1_7
- Horster, Detlef (2004): Was soll ich tun?, Moral im 21. Jahrhundert, Reclams Universal-Bibliothek, Bd. 20111, Leipzig.

- Joas, Hans (2006): Wie entstehen Werte?, Wertebildung und Wertevermittlung in pluralistischen Gesellschaften, Vortrag bei der Tagung „Gute Werte, schlechte Werte – Gesellschaftliche Ethik und die Rolle der Medien“, tv impuls, 15. September 2006. Online: https://fsf.de/data/hefte/pdf/Veranstaltungen/tv_impuls/2006_Ethik/Vortrag_Joas_authorisiert_061017.pdf (7.2.2021).
- Joas, Hans (2011): Die Sakralität der Person, Eine neue Genealogie der Menschenrechte, Berlin.
- King, Vera (2017): Das adoleszente Entwicklungsdreieck: Familie – adoleszente Selbst – Gleichaltrige, in: PiD – Psychotherapie im Dialog, 18, Heft 2, 30-35. <https://doi.org/10.1055/s-0043-103844>
- King, Vera und Hans-Christoph Koller (2018): Intergenerationale rekonstruktive Bildungsforschung, Erkenntnisperspektiven und methodische Zugänge, in: Martin Heinrich und Andreas Wernet (Hg.): Rekonstruktive Bildungsforschung, Zugänge und Methoden, Rekonstruktive Bildungsforschung, Bd. 13, Wiesbaden, 95-107. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18007-2_7
- Köbel, Nils (2018): Identität, Werte, Weltdeutung, Zur biographischen Genese ethischer Lebensorientierungen, Weinheim, Basel.
- Kruse, Jan (2015)²: Qualitative Interviewforschung, Ein integrativer Ansatz, Weinheim, Basel.
- Leser, Irene (2015): Familiäre Migrationserfahrungen aus der Perspektive von Kindern, Eine Analyse ihrer Zugehörigkeitspositionierungen, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, 35, Heft 1, 5-22.
- Lochner, Susanne und Alexandra Jähnert (Hg.) (2020): DJI-Kinder- und Jugendmigrationsreport 2020, Datenanalyse zur Situation junger Menschen in Deutschland, Herausgegeben im Auftrag des Deutschen Jugendinstitutes e.V., Bielefeld.
- Löneke, Regina (2000): Die „Hiesigen“ und die „Unsrigen“, Werteverständnis mennonitischer Aussiedlerfamilien aus Dörfern der Region Orenburg/Ural, Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V., Bd. 81, Marburg.
- Lucius-Hoene, Gabriele und Arnulf Deppermann (2004)²: Rekonstruktion narrativer Identität, Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden.
- Lutz, Helma (2000): Migration als soziales Erbe, Biographische Verläufe bei Migrantinnen der ersten und zweiten Generation aus den Niederlanden, in: Bettina Dausien, Marina Calloni und Marianne Friese (Hg.): Migrationsgeschichten von Frauen, Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung, Werkstattberichte des Instituts für Angewandte Biographie- und Lebensweltforschung (IBL) Universität Bremen, Bd. 7, Bremen, 38-61.
- May, Vanessa (2013): Connecting self to society: belonging in a changing world, Houndmills u. a. https://doi.org/10.1007/978-1-137-36726-6_10
- Mead, George Herbert (1969): Sozialpsychologie, Eingeleitet und herausgegeben von Anselm Strauss, Soziologische Texte, Bd. 60, Neuwied am Rhein, Berlin.
- Mecheril, Paul (2003): Prekäre Verhältnisse, Über natio-ethno-kulturelle (Mehrfach-)Zugehörigkeit, Interkulturelle Bildungsforschung, Bd. 13, Münster.
- Mecheril, Paul (2018): Was meint soziale Zugehörigkeit?, in: Olaf Geramanis und Stefan Huttmacher (Hg.): Identität in der modernen Arbeitswelt, Neue Konzepte für Zugehörigkeit, Zusammenarbeit und Führung, Wiesbaden, 21-31. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18786-6_2
- Mecheril, Paul und Britta Hoffarth (2006): Adoleszenz und Migration, Zur Bedeutung von Zugehörigkeitsordnungen, in: Vera King und Hans-Christoph Koller (Hg.): Adoleszenz – Migration – Bildung, Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund, Wiesbaden, 221-240. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90332-3_13
- Nunner-Winkler, Gertrud (2009): Identität und Wertbindung, in: Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Pädagogik, 85, Heft 1, 9-25. <https://doi.org/10.30965/25890581-085-01-90000004>

- Panagiotidis, Jannis (2019): Identität und Ethnizität bei Bundesbürgern mit russlanddeutschem Migrationshintergrund, 14. Januar 2019, in: bpb, Dossier Russlanddeutsche. Online: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/russlanddeutsche/283533/identitaet-und-ethnizitaet-bei-bundesbuergern-mit-russlanddeutschem-migrationshintergrund> (7.5.2021).
- Panagiotidis, Jannis (2021): Postsowjetische Migration in Deutschland, Eine Einführung, Mit einem Vorwort von Sergey Lagodinsky, Weinheim.
- Peters, Meinolf (2018): Das Trauma von Flucht und Vertreibung, Psychotherapie älterer Menschen und der nachfolgenden Generationen, Stuttgart. <https://doi.org/10.30820/8234.02>
- Reimer, Johannes (2006): Zwischen Traditionen und Auftrag, Historische Wurzeln russlanddeutscher Glaubensüberzeugungen, in: Theologisches Gespräch, 30, Heft 4, 158-178.
- Rosa, Hartmut (1998): Identität und kulturelle Praxis, Politische Philosophie nach Charles Taylor, Frankfurt am Main, New York.
- Rosenthal, Gabriele, Niklas Radenbach und Viola Stephan (2011): Brüchige Zugehörigkeiten, Wie sich Familien von „Russlanddeutschen“ ihre Geschichte erzählen, Frankfurt am Main, New York.
- Schäfer, Arne (2010): Zwiespältige Lebenswelten, Jugendliche in evangelikalen Aussiedlergemeinden, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92540-0>
- Schultz, Werner (2016): Jugend und Religion, Ergebnisse der 17. Shell Jugendstudie, in: Humanistischer Pressedienst hpd, 15. Juni 2016. Online: <https://hpd.de/artikel/ergebnisse-17-shell-jugendstudie-13207> (7.2.2021).
- Schütze, Fritz (1983): Biographieforschung und narratives Interview, in: Neue Praxis, 13, Heft 3, 283-293.
- Schwendowius, Dorothee (2015): Bildung und Zugehörigkeit in der Migrationsgesellschaft, Biographien von Studierenden des Lehramts und der Pädagogik, Kultur und soziale Praxis, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839431948>
- Shell (2019): Zusammenfassung der 18. Shell Jugendstudie. Online: https://www.shell.de/ueberuns/shell-jugendstudie/_jcr_content/par/toptasks.stream/1570708341213/4a002dff58a7a9540cb9e83ee0a37a0ed8a0fd55/shell-youth-study-summary-2019-de.pdf (7.2.2021).
- Taylor, Charles (1994): Quellen des Selbst, Die Entstehung der neuzeitlichen Identität, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1233, Frankfurt am Main.
- Theis, Stefanie (2006): Religiosität von Russlanddeutschen, Praktische Theologie heute, Bd. 73, Stuttgart.
- Vogel, Claudia (2012): Generationenbeziehungen der (Spät-)Aussiedler – Forschungsstand und exemplarische Befunde zu Einstellungen in Bezug auf familiäre Unterstützungsleistungen, in: Helen Baykara-Krumme, Andreas Motel-Klingebiel und Peter Schimany (Hg.): Viele Welten des Alterns, Ältere Migranten im alternden Deutschland, Alter(n) und Gesellschaft, Bd. 22, Wiesbaden, 289-313. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19011-2_11
- Vogelgesang, Waldemar (2008): Jugendliche Aussiedler, Zwischen Entwurzelung, Ausgrenzung und Integration, Weinheim, München.
- Wohlrab-Sahr, Monika und Anja Frank (2018): Biographie und Religion, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidar (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, 449-460. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_38
- Worbs, Susanne, Eva Bund, Martin Kohls und Christian Babka von Gostomski (2013): (Spät-)Aussiedler in Deutschland: eine Analyse aktueller Daten und Forschungsergebnisse, Forschungsbericht 20, Herausgegeben von dem Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Nürnberg.
- Ziegler, Meinrad (2000): Das soziale Erbe, Eine soziologische Fallstudie über drei Generationen einer Familie, Wien, Köln, Weimar. https://doi.org/10.26530/OAPEN_574827
- Zölch, Janina (2019): Migration in der Adoleszenz, Eine biographische Studie zu jungen Männern aus Spätaussiedlerfamilien, Adoleszenzforschung, Bd. 7, Wiesbaden. https://doi.org/10.1007/978-3-658-26905-0_2

Zusammenfassung

Wie sich Menschen an Werte binden und inwiefern diese im Kontext des eigenen Lebensentwurfs aufrechterhalten, transformiert oder verworfen werden, wurde bislang empirisch kaum untersucht. Vor dem Hintergrund alternativer Zugehörigkeitskontexte und der Umstrukturierung familialer und weiterer sozialer Beziehungen wird der Adoleszenz eine hervorgehobene Bedeutung für die Prüfung und Aktualisierung von primärsozialisatorisch erworbenen Werten beigemessen. So lässt sich fragen, inwiefern Wertbindungen im Zusammenhang mit Zugehörigkeitserfahrungen in der Phase der Adoleszenz biographisch bearbeitet werden und sich in den Selbst- und Weltverhältnissen junger Menschen niederschlagen.

Diese Frage spezifizieren wir im Folgenden mit Blick auf glaubensbezogene Wertbindungen und gehen ihr anhand der biographischen Narrationen junger Frauen mit russlanddeutscher Familiengeschichte nach, die in Anbindung an eine russlanddeutsche Freikirche aufgewachsen sind. Kulturhistorisch bis in die Gegenwart gelten geteilte Glaubenswerte explizit wie implizit als Begründungsmuster für das Zugehörigkeits- und Selbstverständnis freikirchlicher Russlanddeutscher; die Migrations- und Glaubensgeschichte gilt für diese Gruppe als eng miteinander verknüpft. Inwiefern die bereits in Deutschland geborene und aufgewachsene zweite Generation ihre Selbst- und Weltentwürfe an jene ethnokonfessionell geprägten Glaubenswerte einerseits und an die Prämissen, Optionen und Erwartungen einer vorrangig säkularisierten (Migrations-) Gesellschaft andererseits anschließt, ist eine offene empirische Frage. Anhand von drei kontrastiv ausgewählten Fällen legen wir dar, wie glaubensbezogene Wertbindungen im Kontext von familialen und gemeindeinternen Beziehungen und Glaubenspraktiken sowie prospektiven Selbstentwürfen biographisch verhandelt und reflexiv begründet werden.

„Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“

Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland¹

Judith von Plato

Prolog – Die Klingel

Ich liege. Endlich liege ich. Es überkommt mich dieses wohlige Gefühl von Zufriedenheit und Erleichterung, endlich im Bett zu sein. Unter einer wunderbar weichen Decke, in deren Tiefen ich mühelos verschwinde. Ich spüre, wie sich die Wärme meines Körpers langsam unter ihr ausbreitet, knipse das Licht aus und schwinde. Schwinde dahin.

Und dann höre ich es. Es kratzt aus der Ferne an meinem Bewusstsein und durchdringt nach und nach jede Faser meines Körpers. Er weiß und handelt. Das Geräusch wird lauter. Meine Hand schlägt die Decke weg. Die Kälte. Das Gewicht auf meinen Füßen. Das Geräusch wird dringlicher. Ich tapere durch das Zimmer – das Geräusch ist überall. Was ich höre, ist die Klingel, ein für Senioren im häuslichen Bereich konzipiertes Pflegeruf-Set, das mit einer „angenehmen Ruftonmelodie“ beworben wird, die eigens von „einem Musiker komponiert“ wurde, um Pflegende nicht durch „laute, Stress auslösende Alarm-Töne“ zu erschrecken.

Ich verfluche den Musiker. Die heuchlerische Fröhlichkeit der „Ruftonmelodie“ kann das Alarmierende, das in ihr mitschwingt, die direkte Aufforderung, die sie herausschreit, die Last der Verantwortung und die Verzweiflung auf der anderen Seite der Klingel nicht übertünchen. Es ist eine dumpfe Verzweiflung, die mit der Melodie in den Raum sickert. Ich sehe meine Großmutter vor mir, wie sie im Bett liegt und stöhnend, nach Luft schnappend auf den Knopf der Klingel drückt. Einmal und dann wieder und wieder, wenn nicht unmittelbar Schritte folgen. Ich sehe, wie mit jedem Klingeln ihre Verzweiflung wächst, ihre Angst, es könnte niemand da sein. Das Bewusstsein, ihrem Körper ausgeliefert zu sein, wird in diesem Moment zu ihrer einzigen Wahrheit und die Dringlichkeit bekommt etwas Absolutes. Jegliche körperliche Schmach müsste sie wissentlich und doch handlungsunfähig ertragen. Das Gefühl der Machtlosigkeit wird zu Panik. Und so klingelt Ruth weiter, diese intelligente, belesene Frau, erfahrene Psychiaterin, Mutter von vier Kindern und selbst einst Pflegende ihrer eigenen Großmutter, Mutter und Schwiegermutter. Sie klingelt, bis sie endlich die erlösenden Schritte hört. Sobald die Klingel endlich ihren gewünschten Effekt zeigt, strahlt meine Großmutter eine derart tiefe Erleichterung und Dankbarkeit aus, dass sie den breitlächelnden 30 Jahre jüngeren Rentner_innen-Models auf den Werbefotos der Pflegeruf-Sets ernsthafte Konkurrenz macht. Manchmal zumindest.

Von Zeit zu Zeit aber sitzt sie auch nur erwartungsvoll, geradezu ungeduldig auf ihrem elektrischen Ohrensessel, dem „Thron“, wie er von der Familie halb ironisch,

¹ Der Beitrag ist die überarbeitete Fassung einer Abschlussarbeit (Plato 2020).

halb ehrfürchtig genannt wird. Dann sitzt sie dort und bittet freundlich, aber bestimmt um ihren Assam-Tee mit zwei Süßstoffpastillen und einem Schluck fettarmer Milch oder um die Zeitung – „nein, nicht die HAZ, die Süddeutsche“. Die Verlockung der Klingel ist groß: Irgendjemand ist immer nur einen Knopfdruck entfernt. Die Hemmschwelle zu klingeln, sinkt zusätzlich, wenn dieser jemand kein leicht genervtes Familienmitglied ist, sondern die Pflegekraft, die man doch genau dafür bezahlt – in diesem Fall Agnes.² Das Klingeln erhält damit seine volle Legitimation und auch Ruth, Jahrgang 1929 aus gutbürgerlichem Hause, scheint sich erstaunlich wohl mit der Idee zu fühlen, über abrufbares Personal zu verfügen. Für sie ist es kein negativ konnotiertes Zeichen ihrer Privilegien – im Gegenteil: Es werde ihrem Status eher gerecht. Auch dass das Personal aus Polen kommt, ist schon längst Normalität: Seit 25 Jahren kümmert sich Iwona um den Haushalt. Das hohe Maß an Agnes' Geduld liegt laut der Agentur, die sie an unsere Familie vermittelte, an der „speziellen Mentalität der Osteuropäerinnen“ und ihrer „polnischen Freundlichkeit“³. Die gezielte Nutzung von Stereotypen wird zum wirksamen Marketing. Agnes sei aufgrund ihrer Herkunft und ihres Geschlechts für die Sorgearbeit geradezu prädestiniert. Das ökonomische Ungleichgewicht zwischen Deutschland und Polen wird dabei außer Acht gelassen ebenso wie die emotionalen und physischen Anstrengungen der Arbeit. Die Klingel kann jederzeit ertönen und Agnes muss reagieren – mal in der Rolle der Hausbediensteten, mal als Retterin vor der Unberechenbarkeit des Körpers. Aber immer zur selben Melodie.

Und auch jetzt tönt sie weiter. Ich erreiche den Flur und blinzele Agnes entgegen, die genau aussieht, wie ich mich fühle: verschlafen und desorientiert. Ich mache einen Satz zur Empfangsstation, drücke den Knopf und die Melodie verstummt. Welch eine Erlösung. Ich gebe einen undefinierbaren Laut von mir. Agnes lacht; sie weiß um meinen Abscheu gegen das Gerät. Es amüsiert sie. Sie empfindet die Melodie zwar auch alles andere als erfreulich, doch ist sie der Klingel insgesamt wohlwollender gegenüber eingestellt. Sie sieht in ihr nicht allein eine Verhöhnung ihres 40-Wochenstunden-Vertrages, sondern auch eine enorme Entlastung im Arbeitsalltag. Agnes muss nicht durchgängig mit halbem Ohr bei „Frau Ruth“ sein. Die Klingel mindert den psychischen Druck und die Sorge, etwas zu überhören, und bedeutet zudem einen Zugewinn an Mobilität. In ihr verschränken sich Mobilität und Immobilität der Pflegenden und Pflegebedürftigen. Physische und geistige Mobilität werden erhöht und gleichzeitig klar begrenzt. Während Agnes im Haus mobil ist, kann sie meine Großmutter in Form des tragbaren Empfängers an die Hose knipsen und ist so immer bei ihr. Die Klingel wird zur Reifikation der Bindung der beiden Personen aneinander. Ihre Bindung ist zwar beidseitig, doch vollkommen ungleich. Die Konstruktion als einseitiges Rufsystem statt beidseitiger Kommunikationstechnologie ist Ausdruck dieser ungleichen Beziehung. Doch die Klingel ist in sich ambivalent: Neben der Macht der Seniorin reproduziert und stabilisiert sie zugleich ihre Abhängigkeit von der (im-)mobilen Person mit Sendeempfänger. Als Vorbote des Todes löst die eigene Abhängigkeit Angst aus – insbesondere in einer Gesellschaft, in der Abhängigkeit mit Schwäche, Inkompetenz und Scheitern verknüpft wird. Der Knopf wird somit zum schamvollen Indiz für den Verlust von Kompetenz und Mündigkeit, den es zu verbergen gilt.

2 Um die Anonymität der Personen zu wahren, handelt es sich bei allen Namen um Pseudonyme.

3 Aus Gründen der Anonymität werden hier keine Quellenangaben gemacht.

Agnes und ich öffnen die Schlafzimmertür. Meine Großmutter blickt uns entschuldigend an. Sie habe den Alarm versehentlich ausgelöst. Ich empfinde eine Mischung aus Erleichterung und Entgeisterung. Die nächste Stunde werden weder Agnes noch ich schlafen können. Ich sehe das schlechte Gewissen meiner Großmutter, ihr Unglück. Und so lächeln wir, versichern ihr, dass es nicht schlimm sei, und gehen wieder zu Bett. Bald wird meine Großmutter nach ihrem allmorgendlichen Kaffee klingeln. Ich werde wie vereinbart den Morgen übernehmen und dann kurz nach dem Frühstück nach zwei Tagen Aufenthalt abfahren. Agnes wird noch zwei Monate bleiben, bis sie das nächste Mal nach Hause fährt.

1. Einleitung

Die vorangegangenen Ausführungen sind ein persönlicher, subjektiver Ausdruck eines globalen Phänomens: der transnationalen Sorgearbeit. In Deutschland ist das wohl prominenteste Beispiel die häusliche Senior_innenbetreuung durch Mittel- und Osteuropäer_innen, die auch mit den Schlagwörtern „24-Stunden-Pflege“ oder „Rund-um-die-Uhr-Betreuung“ in Verbindung gebracht wird. Ich gehöre zu einer der Familien, die sich für diese sogenannte „24-Stunden-Betreuung“ entschieden hat und Agnes ist eine der geschätzt 700.000 häuslichen Pflegekräfte⁴ in Deutschland aus dem europäischen Ausland pro Jahr (VHBP 2021).

Die pflegenden Personen, zumeist Frauen, leben üblicherweise für einen Zeitraum von etwa zwei bis drei Monaten zuhause bei denjenigen Menschen, die auf Pflege angewiesen sind, und wechseln sich im Turnus mit einer weiteren Betreuerin aus dem europäischen Ausland ab. Diese Pflege- und Pendelmigration existiert schon seit Jahrzehnten. Neu daran ist der Umstand, dass ein boomender Markt von Agenturen entstanden ist, die gezielt Pflegepersonal aus Mittel- und Osteuropa rekrutieren und an Familien in Deutschland vermitteln. Laut „Stiftung Warentest“, die den Service der Agenturen zwischen Katzenfutter und Bohrern beurteilt, sei die Zahl von Agenturen innerhalb kürzester Zeit stark gestiegen (Stiftung Warentest 2017). Während es in den 1990er Jahren noch keine einzige gab (vgl. Bpb/Hanewinkel 2015), gehen Schätzungen mittlerweile von mehreren Hundert Unternehmen (Bohl/Lénárt/Lehmann 2018) aus.

Das Thema Pflege ist in den letzten Jahren verstärkt in das Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit gerückt. Dabei wird vor allem die Frage verhandelt, wie wir – die imaginierte nationale Gemeinschaft der Deutschen – unsere eigene (zukünftige) Pflege oder die unserer Angehörigen im Angesicht des „Pflegenotstandes“ organisieren können. Immer hitziger wird die Debatte geführt vor dem Hintergrund des Fachkräftemangels, demographischen Wandels, nicht ausreichend staatlicher finanzieller Mittel, einer weit verbreiteten Ablehnung gegen stationäre „Pflegeeinrichtungen“. Gleichzeitig gibt es immer weniger verfügbaren Angehörige, die die Pflege übernehmen könnten, zum Beispiel aufgrund vermehrter Berufstätigkeit insbesondere weiblicher Angehörige und

4 Obwohl ein Großteil keine examinierten Fachkräfte ist, halte ich den Gebrauch von Begriffen wie „Pflegekraft“ neben anderen für sinnvoll, da ihre Einstellung erstens praktisch zu einer wichtigen Pflegemöglichkeit von Pflegebedürftigen wird. Zweitens machen Pflegetätigkeiten (körperliche Grundpflege und zum Teil inoffiziell auch medizinische Behandlungspflege, wie das Bereitstellen von Medikamenten oder das Versorgen von Wunden) im Regelfall einen wichtigen Bestandteil der Arbeit aus. Drittens absolviert ein Großteil von ihnen Pflegeschulungen in den Heimatländern oder hat bereits jahrelange Arbeitserfahrung in dem Bereich.

deren räumlicher Distanz. Das deutsche Pflegesystem ist auf Pflegende aus dem Ausland angewiesen und viele sehen in der Anstellung von Personal aus dem Ausland eine kostengünstige Alternative. Öffentlich geäußerte Meinungen bezüglich Pflegemigration sind in den meisten Fällen höchst polarisiert. Befürworter_innen sprechen von „Pflegehelden“ (Pflegehelden 2019) und von einer „Win-win-Situation“. Im Gegensatz dazu prangern Gegenstimmen die häusliche Betreuung als ein Paradebeispiel von Ausbeutung an und in der medialen Berichterstattung ist teilweise sogar von „Pflegesklavinnen“ (Drepper 2016) die Rede.

Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, wie einzelne häusliche Pflegekräfte selbst ihre Arbeit und ihre Arbeitsbedingungen wahrnehmen. Inwiefern werden die obengenannten Darstellungen subjektiven Perspektiven einzelner Pflegemigrantinnen gerecht? Welche Schwerpunkte legen Betreuungspersonen? Ziel meiner Forschung ist es, einen Einblick in den (Arbeits-)Alltag einzelner Pflegemigrantinnen und deren komplexe und fordernde Tätigkeiten in der häuslichen Pflege zu liefern. Dies scheint mir zentral für eine Sensibilisierung und höhere Wertschätzung der geleisteten Arbeit, die wiederum grundlegende Voraussetzung für bessere Arbeitsbedingungen bilden. Sorgearbeit im Allgemeinen und auch die häusliche Senior_innenbetreuung in Deutschland im Spezifischen wird überproportional von Frauen ausgeführt – und insbesondere von Frauen mit Migrationshintergrund (Hochschild 2000; Bäcker 2003). Geschlechterstereotype und traditionelle Vorstellungen bezüglich Arbeitsteilung spielen in der Feminisierung der häuslichen Betreuung eine wichtige Rolle. Frauen werden Eigenschaften, wie zum Beispiel Einfühlungsvermögen, Sozialität oder „Mutterinstinkt“ zugeschrieben, die sie für Pflegetätigkeiten besonders qualifizieren. Dieser Logik folgend bedeute die Arbeit weder Anstrengung noch eine intellektuelle Herausforderung, sondern liege in der „Natur der Frauen“. Oftmals wird sie gar nicht oder niedrig bezahlt (Madörin 2007). In diesem Kontext ist wenig verwunderlich, dass sich circa 80 Prozent der Pflegefamilien ausdrücklich weibliche Pflegekräfte und nur sechs Prozent männliche wünschen (Neuhaus/Isfort/Weidner 2009).⁵

Die Klingel verweist auf die Komplexität und die Ambivalenzen dieses Themenfeldes. In ihr manifestieren sich die Beziehungen zwischen Pflegekräften, Menschen mit Pflegebedarf und Angehörigen; die damit verbundenen ineinander verschlungenen Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse sowie Ungleichheiten. Die Klingel weist auf die Rolle von Alter, Behinderung, Herkunft und Klasse hin; auf die Diversität an Perspektiven und Wahrnehmungen und auf verkörpertes Wissen; Gefühle aller Art, die von Wut, Ablehnung über Verzweiflung bis hin zu Glück und Zuneigung reichen; das Verschwimmen konventioneller Grenzen wie zum Beispiel von Arbeit und Zuhause, Ökonomie und Intimität, Zusammenhänge von Struktur und Individuum und damit die politische Bedeutung des Persönlichen überhaupt (Karsch 2016: 16). Auch wenn in dem vorliegenden Artikel nicht auf alle Teilaspekte eingegangen wird, soll die Komplexität zumindest angedeutet werden, um die Einzelheiten in einen größeren Zusammenhang einzuordnen.

5 Zu der hohen Nachfrage mögen neben der Feminisierung der Betreuungsarbeit ebenfalls andere Faktoren führen wie zum Beispiel das Geschlechterverhältnis der Pflegebedürftigen: 74 Prozent sind weiblich, 19,5 Prozent männlich und 6,5 Prozent haben keine Angabe gemacht (Neuhaus/Isfort/Weidner 2009).

Der vorliegende Text kann als Plädoyer gelesen werden für einen Perspektivwechsel verschiedener Akteur_innen in der häuslichen Pflege und für die stärkere Berücksichtigung von Sichtweisen einzelner Pflegemigrantinnen, um vereinfachenden Darstellungen entgegenzuwirken. Bevor ich genauer auf die Methodik eingehe, möchte ich empirische Befunde und rechtliche Regelungen zu der häuslichen Betreuung durch Mittel- und Osteuropäer_innen darstellen, um die Forschung in einem breiteren Kontext zu verorten. Den Hauptteil bildet die Analyse der Interviews, die mit einem Fazit endet.

2. Empirische Befunde und rechtliche Regelungen

Die Pendelmigration von Menschen aus dem europäischen Ausland nach Deutschland ist kein neues Phänomen. Seit Jahrhunderten gibt es Saisonarbeiten mittel- und osteuropäischer Arbeitskräfte vor allem in der Landwirtschaft, aber auch die Migration in der Betreuung besteht seit Jahrzehnten und hat sich insbesondere in den 1990er Jahren nach der Auflösung der Sowjetunion und der Wiedervereinigung intensiviert. Neu an der Pflegemigration ist jedoch der Umstand, dass ein boomender Markt von Agenturen entstanden ist, die Pflegepersonal aus Mittel- und Osteuropa rekrutieren und an Familien in Deutschland vermitteln. Während es in den 90er Jahren noch keine einzige dieser Agenturen gab, gab es 2007 bereits 150 (vgl. Bpb/Hanewinkel 2015; Stiftung Warentest 2017). Mittlerweile geht der „Bundesverband häusliche Seniorenbetreuung“ (BHSB) mehreren Hundert Unternehmen aus (Bohl/Lénárt/Lehmann 2018). Der Service kostet eine Familie mit Pflegebedarf um die 1.400 bis 3.000 Euro und stellt damit eine weit kostengünstigere Alternative zu einer „24-Stunden-Betreuung“ durch deutsche Pflegedienste dar, die sich auf Summen von um die 4.000 Euro und mehr belaufen (Neuhaus/Isfort/Weidner 2009).

Verlässliche Schätzungen über die Pflegekräfte selbst, beispielsweise bezüglich der Anzahl, Herkunft und Arbeitsbedingungen, sind um einiges schwieriger zu erhalten. So gibt es nur zwei größere Studien, die sich mit diesen Fragen auseinandersetzen (ebd.; Petermann 2017). Erstere beschäftigt sich jedoch vor allem mit den Haushalten mit Pflegebedarf, und letztere ist eng verwoben mit einem der beiden deutschen Interessensverbände der häuslichen Betreuung und Pflege (VHBP)⁶. Deren Mitglieder setzen sich aus Vermittlungsagenturen zusammen, die klare wirtschaftliche Ziele verfolgen. Der Autor selbst ist Vorsitzender des Verbandes und Inhaber einer Vermittlungsagentur. Ergebnisse dieser Studien, insbesondere bezüglich Arbeitsbedingungen und dem Befinden von häuslichen Pflegekräften, sind aufgrund der Interessenslage der Verfasser_innen daher höchst kritisch zu bewerten.

Auffällig ist, dass die Beteiligung der deutschen Bundesregierung an einer etwaigen Wissensproduktion bezüglich mittel- und osteuropäischer Pflegekräfte kaum existent zu sein scheint. In ihrer wichtigsten Studie zum Thema Pflege, der alle zwei Jahre erscheinenden Pflegestatistik, werden drei Säulen des deutschen Pflegesystems herausgearbeitet: die stationäre Pflege, ambulante Pflegedienste und pflegende Angehörige (Statistisches Bundesamt 2017). Mittel- und osteuropäisches Betreuungspersonal bleibt indes gänzlich unerwähnt. Kritische Stimmen, wie beispielsweise die der Soziologin Helma Lutz, sind der Meinung, dass dies aus einer klaren Intention heraus geschieht

6 Im Mai 2020 haben die beiden Interessensverbände VHBP und BHSB einen Zusammenschluss vereinbart und treten seitdem gemeinsam auf.

(Lutz/Palenga-Möllenbeck 2015). Die Beschäftigung mit dem Thema würde die Notwendigkeit verdeutlichen, das deutsche Pflegesystem zu reformieren. Schon jetzt sei dieses auf Arbeitskräfte aus dem Ausland angewiesen. Deren Beschäftigung in der häuslichen Pflege stellt jedoch eine Grauzone dar. Zum einen ist weiterhin ein großer Anteil der häuslichen Betreuungspersonen irregulär beschäftigt (Kniejska 2016; Neuhaus/Isfort/Weidner 2009), sodass diesen keine Absicherung in Form rechtlicher Verträge, Ansprechpartnerinnen oder ähnlichem zugutekommt. Zum anderen gibt es zwar drei legale Wege, häusliche Pflegekräfte anzustellen, die auf der Dienstleistungsfreiheit, der Arbeitnehmer_innenfreizügigkeit und der Niederlassungsfreiheit beruhen.⁷ Doch sind diese Varianten nur dann legal, sofern sie Verträge beinhalten, die dem deutschen Arbeitsrecht mit beispielsweise klar geregelten Arbeits-, Ruhe- und Urlaubszeiten entsprechen. Eine Einhaltung etwaiger Regelungen wird allerdings dadurch erheblich erschwert, dass es nur sehr beschränkte Kontrollmöglichkeiten gibt. Zudem existieren keine eindeutigen Übereinkünfte, was in diesem Arbeitskontext als Arbeitszeit, was als Freizeit, was als Bereitschaftsdienst und was als Rufbereitschaft gilt.⁸

Die rechtliche Situation stellt sich als noch komplexer heraus, wenn der Umgang des deutschen Staates mit dem Übereinkommen 189 der Internationalen Arbeitsorganisation über menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte (Internationale Arbeitsorganisation 2011) berücksichtigt wird. Im Jahr 2013 ratifizierte Deutschland dieses zwar, eingeschränkt jedoch durch eine Ausnahmeregelung (§18 Abs. 1 Nr. 3 ArbZG), die eine bestimmte Gruppe von Hausangestellten vom deutschen Arbeitszeitschutzgesetz ausschließt: „Arbeitnehmer, die in häuslicher Gemeinschaft mit den ihnen anvertrauten Personen zusammenleben und sie eigenverantwortlich erziehen, pflegen oder betreuen“ (Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2018: 66), könnten auf Grundlage dieser Zusatzklausel einer Arbeitswoche nachgehen, die mehr als die üblichen 48 Stunden, einen freien Tag und elf Stunden Ruhezeit zwischen den Diensten umfasst. Noch gibt es kein rechtsfähiges Urteil darüber, ob die Pflegekräfte aus Mittel- und Osteuropa zu dieser Gruppe zählen und das Arbeitszeitschutzgesetz somit keine Anwendung bei ihnen fände.⁹ Dementsprechend ungenau werden Formulierungen bezüglich der Arbeitszeiten in den Verträgen gehalten. So vereinbart der Dienstleistungsvertrag des Testsiegers „Pflege zu Hause“ zwar eine 40-Stunden-Woche, gewährt jedoch gleichzeitig nur einen freien Tag pro Monat und zwei bis drei Ruhestunden täglich (Dienstleistungsvertrag Stand Februar 2018, Kopie im Besitz der Verfasserin). Mit welcher Rechnung die Vertragspartner_innen damit auf 40 Stunden kommen, wird nicht ausgeführt. All dies verdeutlicht die Komplexität, Ambivalenz und Intransparenz der rechtlichen Lage und lässt vermuten, dass die Beschäftigungsbedingungen in der Praxis stark von den einzelnen Betreuungspersonen, Familien und Agenturen abhängen.

7 Für eine Ausführung der legalen Einstellungsmöglichkeiten siehe zum Beispiel Thüsing (2019).

8 Bei ersterem muss sich die Pflegekraft am Arbeitsplatz bereithalten. Bei letzterem kann sie ihren Aufenthaltsort frei wählen. Die Unterscheidung ist überaus bedeutsam, da erstere im Gegensatz zur Rufbereitschaft als Arbeitszeit gilt. Dementsprechend muss diese vergütet werden und eine zusätzliche Ruhepause bis zum nächsten Dienstantritt ist einzuhalten. Wenn der Arbeitsplatz mit dem Wohnraum identisch ist, sind diese Grenzen häufig unklar.

9 Die Debatte, ob die hier untersuchten Pflegekräfte zu dieser Gruppe gehören, hängt sich vor allem an Begrifflichkeiten wie „Eigenverantwortung“ und „häusliche Gemeinschaft“ auf. Für eine ausführliche Ausführung vgl. beispielsweise: Wissenschaftliche Dienste des Deutschen Bundestages 2016.

Das Deutsche Institut für angewandte Pflegewissenschaften vermutet in der bisher ausführlichsten Studie 100.000 Pflegekräfte aus dem europäischen Ausland, während der Verband für häusliche Betreuung und Pflege (VHBP), wie bereits erwähnt, momentan von etwa 700.000 Menschen in 300.000 Haushalten ausgeht (VHBP 2021). Sie kommen aus einer Vielzahl von mittel- und osteuropäischen Staaten; ein großer Prozentsatz aus Polen, wobei auch dazu keine genauen Zahlen erhoben wurden (Neuhaus/Isfort/Weidner 2009).

Die Anzahl mittel- und osteuropäischer Pflegekräfte wächst stetig (Kniejska 2016). Die Nachfrage nach Pflegepersonal ist groß. Die Debatte um die Versorgung von Senior_innen mit Pflegebedarf wird meist unter dem Stichwort „Pflegenotstand“ geführt. Aufgrund des demographischen Wandels und des Mangels an Pflegekräften, gibt es mehr Menschen mit Pflegebedarf als das dafür notwendige Personal. Laut statistischem Bundesamt haben in Deutschland 3,4 Millionen Menschen Pflegebedarf (Statistisches Bundesamt 2019). Schon jetzt steigen die Zahlen deutlich schneller als Prognosen in der offiziellen Pflegestatistik 2017 an. Zurzeit werden 2,6 Millionen Menschen, also 76 Prozent der Pflegebedürftigen, zu Hause gepflegt (ebd.). Die Versorgung zu Hause werde in Zweidrittel der Fälle allein durch mehrheitlich weibliche Angehörige gewährleistet und in einem Drittel in Zusammenarbeit mit ambulanten Pflegediensten oder nur durch diese (ebd.). Die Statistik arbeitet damit die drei genannten Säulen des deutschen Pflegesystems heraus: Angehörige, ambulante Pflegedienste und stationäre Pflegeheime. Gänzlich unerwähnt bleiben mittel- und osteuropäische Pflegemigrantinnen.

3. Methodik

Die empirische Grundlage dieses Artikels bildet eine ethnographische Feldforschung, die ich nicht nur als Forscherin unternahm, sondern auch als seit neun Jahren Tätige in der Betreuung und Pflege von Menschen mit Behinderung und als Angehörige in einer häuslichen Pflegekonstellation. Die Forschung beinhaltete neben „klassisch“ ethnographischen auch autoethnographische Elemente. Sie umfasste Interviews mit Angehörigen und Gepflegten sowie zahlreiche informelle Gespräche mit Pflegekräften in meinem persönlichen Umfeld, Interviews mit zwei Vertretern von Interessensverbänden der häuslichen Betreuung und teilnehmender Beobachtung als Pflegenden von Angehörigen, aber auch in meiner Arbeit als Betreuerin und Pflegerin. Das Hauptaugenmerk des vorliegenden Textes liegt allerdings auf der Analyse von narrativen Interviews mit vier häuslichen Pflegerinnen. In der Forschungspraxis habe ich mich an grundlegenden Prinzipien ethnographischer Forschung nach Hammersley und Atkinson (2007) orientiert.¹⁰ Diese problematisieren Prämissen naturalistischer sowie positivistischer Ansätze. Stattdessen betonen sie die Bedeutung der Reflexivität von Forschenden und das dialektische Verhältnis zwischen Datenerhebung und Theorie (ebd.). Die Transkription, Kodierung und Analyse der Interviews erfolgte darüber hinaus nach Dresing und Pehl (2013).

Der Kontakt zu den Interviewpartnerinnen entstand durch eine ehemalige Leitungsperson ihrer Agentur. Auch wenn sie die Führungsposition zum Zeitpunkt der Interviews aufgegeben hatte, war sie eng mit dieser verwoben und hatte mindestens früher

¹⁰ Für eine ausführliche Diskussion der Herausforderungen, aber auch des Wertes ethnographischer Forschung vgl. Hammersley und Atkinson (2007).

auch kommerzielle Interessen an der Vermarktung der häuslichen Pflegealternative. Inzwischen engagiert sie sich in verschiedenen Projekten für die Anerkennung der häuslichen Pflege durch Mittel- und Osteuropäer_innen als viertes Standbein des deutschen Pflegesystems. Diese Buch- und Filmprojekte zeichnen ein derart komplexes Bild häuslichen Betreuung, dass sie auch ein ideologisches Interesse an der Sensibilisierung für die Herausforderungen dieser Betreuungsform in Gesellschaft, Politik und bei involvierten Einzelpersonen vermuten lassen. Dennoch ist die Person alles andere als unvoreingenommen, und hat sicherlich kein Interesse an Skandalen oder rein negativen Darstellungen der Pflegealternative. Es muss folglich davon ausgegangen werden, dass deren Auswahl an möglichen Interviewpartnerinnen von diesen Interessen beeinflusst wurde und insbesondere Pflegekräfte kontaktiert wurden, bei denen die Zusammenarbeit unproblematisch verläuft. Außerdem stellt sich die Frage, ob vor allem Personen eingewilligt haben, die eher Positives mitzuteilen haben oder ihrem ehemaligen Arbeitgeber diese Bitte aus Verbundenheit oder aus Angst nicht ausschlagen wollten. All dies sind mögliche Faktoren, die mitbestimmt haben, welche Informationen an mich drangen und welche nicht.

Alle vier Interviewpartnerinnen waren weiblich und kamen aus Polen (Maria, Danuta, Beata und Sabina). Die Altersspanne der Interviewten lag zwischen 44 und 63 Jahren (44, 56, 61 und 63 Jahre), und sie alle hatten bereits jahrelange Arbeitserfahrung in der häuslichen Pflege in Deutschland (6, 9, 12 und 20 Jahre). Drei der Interviewpartnerinnen waren zum Zeitpunkt der Interviews in Deutschland als Betreuerinnen tätig und arbeiteten nach dem typischen Pendelmodell, in dessen Rahmen sie in Zeitspannen von ein bis zwei Monaten zwischen Deutschland und Polen pendelten. Eine der Gesprächspartnerinnen ging zu dem Zeitpunkt seit sieben Jahren einer anderen festen Beschäftigung nach und hatte ihren Lebensmittelpunkt ganz nach Deutschland verlegt. Die Gespräche fanden 2018 bei den jeweiligen Familien statt, bei denen die Betreuerinnen zur damaligen Zeit ihren Einsatz verbrachten im Umkreis einer Kleinstadt in Nordrhein-Westfalen. Das Interview mit der ehemaligen Betreuerin führte ich in den Räumlichkeiten der Person, über die der Kontakt für die Interviews entstand. Die Interviewpartnerinnen sind keineswegs repräsentativ für die mehreren hunderttausend Mittel- und Osteuropäerinnen, die in Deutschland der häuslichen Betreuung nachgehen. Zum einen ist die Zahl der Befragten zu klein. Des Weiteren waren alle vier zum Zeitpunkt der Interviews bei derselben Vermittlungsagentur angestellt. Weder Unterschiede zwischen Agenturen noch zwischen informellem und formellem Sektor können somit untersucht werden.¹¹

Die Eingangssequenz der Interviews stellte eine Erzählaufforderung dar, mir von ihrem Weg in die häusliche Pflege und ihren Erfahrungen in diesem Feld zu berichten. Erst im zweiten Teil der Interviews stellte ich Nachfragen. Die Nachfragen richteten sich nicht nach einem standardisierten Leitfaden, sondern orientierten sich an der Vertiefung der Themengebiete, denen die Gesprächspartnerinnen den meisten Raum eingeräumt hatten, und dienten zur Beseitigung etwaiger Unklarheiten.

¹¹ Durch die reguläre Beschäftigung wirken gewisse Mechanismen nicht nur der finanziellen Absicherung, wie schriftlich vereinbarte Verträge und Ansprechpartner_innen außerhalb der Familie. Dennoch sollten auch irregulär Beschäftigte nicht zwangsläufig zu „Opfern“ degradiert werden. Gründe für eine irreguläre Beschäftigung sind vielfältig (zum Beispiel bereits bestehende persönliche Beziehungen zur Pflegefamilie, Kostenersparnis, größere Freiheit, vgl. Karakayali 2010, Kniejska 2016).

4. Analyse der Interviews

In der folgenden Analyse der Interviews werde ich auf vier Aspekte eingehen, die sich in der Kodierung der Interviews und der ihr vorangegangenen Feldforschung als zentral herauskristallisierten: erstens die Beziehungen zwischen den Pflegerinnen zu den Gepflegten bzw. deren Familien; zweitens die emotionale Arbeit (Hochschild 1990), die mit häuslicher Pflege einhergeht; drittens die körperliche Pflege und viertens die Strategien, welche Pflegenden im Umgang mit den Herausforderungen ihres Alltags entwickeln. In jedem Abschnitt werde ich die jeweilige Thematik und eine meiner Gesprächspartnerinnen ausführlicher portraitieren und ihre Perspektive mit denen der anderen drei in Beziehung setzen.

4.1. Beziehungen zwischen den Pflegerinnen und den Familien mit Pflegebedarf

Wie schildern nun die interviewten Pflegerinnen ihre Beziehungen zu den Gepflegten bzw. Pflegefamilien? Wie empfinden und mit welchen Worten beschreiben sie diese?

Maria

Maria ist zu dem Zeitpunkt der Interviews Mitte vierzig. In den letzten 25 Jahren ging sie ganz unterschiedlichen Jobs sowohl in Deutschland als auch in Polen nach: Sie war in einer Porzellanfabrik tätig, restaurierte Möbel, sechs Jahre lang von 2005 bis 2011 arbeitete sie in der häuslichen Betreuung; inzwischen ist sie in einer Firma in Deutschland im Logistikbereich angestellt. Sie und ihr Mann hatten eigentlich gerade ihren Lebensmittelpunkt zurück nach Polen verlegt, als sie von einem Verwandten überredet wurden, beide mit seiner Agentur nach Deutschland zu gehen: sie in der Pflege, ihr Mann im Bauwesen. Ursprünglich willigten sie nur für einen Zeitraum von drei Monaten ein, blieben dann aber aufgrund Marias Wunsch, die Pflegefamilie weiterhin zu betreuen, bis heute in Deutschland. Mit den Familien, bei denen sie arbeitete, hatte sie die Abmachung, die Tage dort zu verbringen, nachts jedoch in ihrer Privatwohnung zu schlafen, solange der Gesundheitszustand der Betreuten dies zuließ.

Maria beschreibt „sehr enge Verbindungen“ (Maria 9:30) zu drei von den insgesamt vier Familien, bei denen sie arbeitete. Ihr Verhältnis zu dem pflegebedürftigen Ehepaar, das sie am längsten betreute, schildert sie folgendermaßen: „[Ich] bin ‘ne richtige Freundin geworden. Oder mehr Enkelin hatte ich das Gefühl. Und sie für mich auch eine Oma. Die beiden sind mir richtig ans Herz gewachsen“ (Maria 29:00). Wie Maria machen auch Sabina und Beata Gebrauch von der Familienrhetorik. Beata äußert sich in diesem Zusammenhang wie folgt: „Wir kennen uns jetzt schon fünf Jahre und dann ist ja wie in eine Familie. Die Familie hat schon gesagt, du bist jetzt adoptiert (lacht)“ (Beata 57:00). Und auch Sabina beschreibt die Beziehung zu ihrer derzeitigen Pflegefamilie ähnlich: „Die Familie ist dankbar, und sie ist schon wie meine Familie geworden“ (Sabina 05:00). Für wie wichtig sie dies empfindet, hebt sie hervor, wenn sie sagt, „das ist das Schönste: ich als Schwester oder Tochter von Angehörigen“ (Sabina 01:04). Auch Danuta spricht zugewandt und respektvoll von einzelnen Pflegefamilien, ohne jedoch Gebrauch von der „Rhetorik der Liebe“ zu machen. Sie grenzt sich deutlicher ab, indem sie hervorhebt, dass es sich bei der Pflegefamilie nicht um ihre eigene Familie handele, sondern um Arbeit“ (Danuta 20:00).

Perspektiven auf die „Rhetorik der Liebe“

Maria, Beata und Sabina gebrauchen die Familienrhetorik bzw. die „Rhetorik der Liebe“ (Qayum/Ray 2010) mit sichtlichem Stolz. Zum einen scheint es, als empfänden sie die „familiäre“ Beziehung als ein Indiz ihrer erfolgreichen Arbeit als Betreuerinnen – aus ihrer eigenen Sicht oder einer vermuteten Außensicht. Der Stolz könnte auch, wie María de la Luz Ibarra (2010) nahelegt, ihrem Wunsch geschuldet sein, tiefgehende Beziehungen am Arbeitsplatz einzugehen, was mit dem Gebrauch des familiären Vokabulars in Erfüllung gegangen zu sein scheint. Sowohl Familien als auch Agenturen verstärken sicherlich teilweise die Rhetorik (vgl. zum Beispiel Deutsche Alzheimer Gesellschaft 2013). Viele der Familien gebrauchen diese möglicherweise, weil es ihren tatsächlichen Empfindungen der Pflegekraft gegenüber entspricht – tatsächlich in dem Sinne, als dass Intimität und Nähe eine gefühlte Realität für sie darstellen, die genau dadurch ihre Wirkmacht entfaltet. So gewähren die Familien ihr Zugang zu Bereichen, die in unserer Gesellschaft üblicherweise nur Familienmitgliedern oder engsten Vertrauten vorbehalten sind. Die Assoziation mit Familie und der Gebrauch der Liebesrhetorik erscheinen hier nur eine logische Konsequenz.

Ebenso ist es möglich, dass die Konzeptualisierung der Pflegekraft als Familienmitglied sehr gut mit dem erwünschten Selbstbild einer „modernen“, wohlwollenden Familie zu vereinbaren ist. Dies legen Seemin Qayum und Raka Ray nah, die die Rhetorik als Mittel von Arbeitgeber_innen sehen, um mehr Arbeitsleistung von ihren häuslichen Angestellten abzuschöpfen (vgl. Qayum/Ray 2010: 97). Mit der Liebesrhetorik treten sowohl die Geschäftsbeziehung in den Hintergrund als auch die Idee, dass sie als Familie eine Rolle in der Aufrechterhaltung eines strukturell ungleichen Systems spielen, das die Arbeitskraft ökonomisch Schwächergestellter kosteneffizient nutzt. In den Vordergrund rücken hingegen Liebe und Freiwilligkeit. Die Familie ermöglicht Betreuerinnen in dieser Logik mit der Anstellung großzügig einen Ausweg aus der Armut, eine bessere Bildung für deren Kinder und den Einblick in ein ökonomisch erfolgreicherer, als fortschrittlicher geltendes Land. Mit diesem Selbstbild zeigt sich die Kundschaft deutlich konsumwilliger, weshalb auch Vermittlungsagenturen von der Familienrhetorik profitieren können. Darüber hinaus haben Agenturen ein Interesse daran diese zu verstärken, da Waren wie Liebe und Fürsorge möglicherweise aus der Perspektive der Kundschaft authentischer erscheinen, wenn das geschäftliche Verhältnis in den Hintergrund rückt. Gerade Frauen, die qua Geschlecht und Natur als zuständig für Emotionen und zwischenmenschliche Beziehungen gelten, werden hier besonders gut eingefangen. Dies geschieht auf zwei Ebenen: der Zuschreibung von außen wie auch einer internalisierten Zuständigkeit.

Der Gebrauch der Familienrhetorik kann folglich auf vielfältige und interdependente Gründe zurückgeführt werden. Sie lediglich auf ihre Zweckorientiertheit seitens der Arbeitgeber_innen zu reduzieren, halte ich wie Ibarra für zu kurz gegriffen. Dies wird den Empfindungen einzelner Betreuerinnen nicht gerecht. Die Möglichkeit zu Vertrautheit und engen Beziehungen in diesen Verhältnissen darf nicht geringgeschätzt werden. Doch dürfen die bestimmten Kontexte voller sozialer Ungleichheiten, Machtgefälle und wirtschaftsorientierter Interessen, in denen sich diese gegebenenfalls herausbilden, nicht ignoriert werden. Neben den Beziehungen zu den Gepflegten beziehungsweise ihren Familien zeigten alle vier Interviewpartnerinnen einen sehr hohen Redebedarf bezüglich der besonderen Anstrengungen und Herausforderungen der

häuslichen Betreuung, mit denen sie die Interviews größtenteils füllten. Für diese bildet die emotionale Arbeit einen passenden theoretischen Rahmen.

4.2. Emotionale Arbeit

Zur emotionalen Arbeit gehören die Manipulation der Gefühle und die emotionale Anstrengung, die die Pflegekräfte in Kauf nehmen, um eine „liebvolle Fürsorge“ zu gewährleisten (vgl. Hochschild 1990; Ehrenreich/Russell Hochschild 2002; Boris/Parreñas 2010). Was macht emotionale Arbeit im häuslichen Pflegealltag konkret aus?

Danuta

Danuta wurde 1956 geboren, ist somit zum Interviewzeitpunkt 62 Jahre alt. Nach ihrer Ausbildung zur Bankkauffrau arbeitete sie 30 Jahre in derselben Bank, bis diese insolvent ging. Die Bedingungen für eine 51-jährige Frau auf dem lokalen Arbeitsmarkt frustrierten sie. Nach erfolgloser Suche entschied sie daher im Jahr 2006 mit einer Agentur nach Deutschland zu gehen. Inzwischen hat sie Zahl und Dauer ihrer Einsätze in der häuslichen Pflege reduziert, da es ihr lediglich darum gehe, ihre Rente in Polen aufzustocken, ihre Töchter und Enkelinnen zu unterstützen und ein neues Auto für sich und ihren Partner anzuschaffen. Mit Ironie macht sie sich über das typische Konsumverhalten einer neoliberal geprägten, aspirierenden „Mittelschicht“ lustig: „Wir brauchen immer Geld, egal wie viel Geld man hat“ (Danuta 26:10).

Für Danuta bedeutet emotionale Arbeit insbesondere, sich dem Willen eines anderen Menschen zu fügen, der dadurch über das Wie und Wann ihrer Handlungen bestimmt – unabhängig von ihrem Befinden und ihren Bedürfnissen:

Muss immer machen das Gleiche, was die Frau braucht. Nicht andere. Manchmal ich sage: ‚Ich mache bisschen andere.‘ (Hebt die Stimme) ‚Nein, nein. Jetzt bitte machen das... Bitte machen das.‘ Alles so machen, wie die Frau das möchte. Für mein Kopf ist... (sucht nach Worten) für Psychisch. (...) Das ist für mich bisschen Stress. Das ist nicht nur acht Stunden. Ich arbeite ab sieben Uhr bis halb eins, später ich habe zwei Stunde, oder zweieinhalb Stunde Pause und später bis 22 Uhr ich bleibe hier. Das ist lange. [...] Ja wann ich gehe schlafen, halb elf, ich gehe schlafen und ich bin manchmal sehr müde, aber nur die Kopf (Danuta 05:05).

Danutas Betonung der „Kopfarbeit“, die in dem Zitat deutlich wird, ist besonders bemerkenswert im Hinblick darauf, dass die häusliche Pflege auch eine extreme körperliche Anstrengung für sie bedeutet. Aufgrund der Langzeitfolgen des schweren Hebens könne sie ohne Schmerzmittel kaum noch arbeiten und werde sich im Monat nach unserem Gespräch einer Operation an den Händen unterziehen (Danuta 48:20). Aus dem obenstehenden Zitat geht auch hervor, dass Danuta sich in ihrer Position in der Pflicht sieht, Anweisungen der Seniorin zu befolgen – oder wie Maria es ausdrückt, den Betreuten das Gefühl zu geben, sie seien die „Herrschaften“ und behielten „das Sagen“ (Maria 28:50). Die Unterordnung, die in dieser Konstellation von der Pflegerin erwartet wird, bedeutet für sie eine erhebliche psychische Anstrengung. Zusätzlich wird diese durch die lange Arbeitszeit erschwert: Danutas reguläre tägliche Arbeitszeit beträgt 12,5 Stunden und an den beiden Wochentagen, an denen die Tochter des zu pflegenden

Ehepaars ihren Dienst nachmittags übernimmt, um die neun Stunden. Die Pflegefamilie hält sich damit an die Richtlinien eines üblichen Vertrages, was jedoch im Widerspruch steht zu der maximal 48-Stundenwoche, die im deutschen Arbeitsrecht verankert ist.

Umgang mit Machtgefälle

Sich dem Willen der pflegebedürftigen Person zunächst zu fügen, beschreibt Danuta als Entscheidung, hinter der eine klare Abwägung steht: „Für mich ist besser, das machen, was die Leute brauchen, nicht bisschen andere [wie einige Kolleginnen]. Dann später ist besser: [Die Pflegebedürftigen] nicht nervös, ganz gut funktionieren. (...) Ich sage immer, das ist nicht meine Haus, und ich muss machen, was die Leute brauchen“ (Danuta 01:00:00). Dies zeigt einen Hauptaspekt der emotionalen Arbeit: Danutas Anstrengung ist verwoben mit der Gemütslage der Betreuten und zielt darauf ab, das Wohlbefinden positiv zu beeinflussen, indem sie sich um deren Bedürfnisse kümmert. Langfristig gestaltet sich dadurch auch ihr Alltag angenehmer, und im Laufe ihres Aufenthalts und mit der Etablierung einer Beziehung werde es immer einfacher, den Betreuten abweichende Vorstellungen näherzubringen und diese durchzusetzen. „Die Frau weiß, wann ich bin auch keine Familie, nur (betont) aus Polen (lacht) aber jetzt ist ok. Alles in Ordnung jetzt. Ich manchmal sagen: ‚Nein, Frau Erika, wir machen andere.‘ ‚Na gut ok.‘ Jetzt ist anders“ (Danuta 21:02).

Das Zitat legt nahe, dass Danuta eine Hierarchisierung seitens der Arbeitgeberin empfindet, die mit einem Machtgefälle zwischen den beiden Frauen einhergeht. Nach dieser Logik gestehe die deutsche Hausherrin Danuta aufgrund der Position als Fremde (und Angestellte) sowohl im Haus als auch im Land weniger Rechte zu: Sie räume ihr weniger Entscheidungsgewalt und Handlungsspielraum ein und messe ihren Ansichten weniger Bedeutung bei. Auch weitere historisch bedeutsame Machtkonstellationen mit Blick auf die deutsch-polnische Geschichte spielen hier sicher eine Rolle (vgl. Dahlke 2018). Die Schilderung lässt darüber hinaus vermuten, dass diese Zuschreibungen gerade zu Anfang des Arbeitsverhältnisses zentral für die Seniorin sind und im Laufe der Zeit an Bedeutung verlieren. Möglicherweise entsteht durch gemeinsame Erfahrungen, das gemeinsame Wohnen, die Übernahme der Grundpflege und das Versorgen ihrer Bedürfnisse eine Beziehung zwischen den beiden Personen, die in den Augen der Seniorin über ein herkömmliches Arbeitgeberin-Arbeitnehmerin-Verhältnis hinausgeht. Grenzen, die die Seniorin vermutlich üblicherweise zu Unbekannten aufrechterhält, werden überschritten. Eventuell stellt die häusliche Pflege in diesem Fall die Möglichkeit dar, das „vermeintlich Fremde vertraut zu machen“ (Meßmer/Schmidbaur/Villa 2014: 5), indem durch das Empfinden einer gewissen Intimität oder zumindest eines „Verbunden-Seins“ mit dem Individuum „Kollektivzuschreibungen“ in den Hintergrund treten (ebd.).

Die Rolle der Sprache

Alle vier Betreuerinnen thematisieren die Schwierigkeiten, die damit einhergehen, die Arbeit nicht in ihrer Muttersprache ausführen zu können. Die Sprache kann sowohl ein Ohnmachtsgefühl als auch Diskriminierungen nach sich ziehen. Sabina kommentiert: „Unser Akzent. Das ist auch sehr schlimm für uns Betreuerinnen. Die [Betreuten] verstehen nicht, warum wir sprechen mit Akzent. Die ärgern sich, und das ist doppelt

schlimm für uns“ (Sabina 47:20). Trotz der Abwertungen und der Herablassung der Betreuten, die unter anderem aus stereotypen Zuschreibungen resultieren, freundlich zu bleiben und Fürsorge zu übernehmen, erfordert eine starke Kontrolle über die eigenen Gefühle und Reaktionen: „Wie gesagt, keine leichte Arbeit. Immer freundlich sein, offen. Ja, das ist ja wichtig. Keiner will so eine Frau, die unfreundlich ist“ (Beata 10:20). Die geschilderten emotionalen Kosten widersprechen der Darstellung, Pflegen sei ein „natürliches“ Bedürfnis mittel- und osteuropäischer Frauen und deuten vielmehr auf die Feminisierung und Ethnisierung der häuslichen Betreuung hin.

Forderung nach psychologischer Begleitung

Mit welchem emotionalen und psychischen Aufwand die Arbeit verbunden ist, zeigt sich ganz explizit in Sabinas Einfordern einer psychologischen Begleitung für häusliche Pflegekräfte. Sabina wiederholt im Laufe des Interviews dreimal die Notwendigkeit: „Ich denke, dass wir brauchen eine psychologische Betreuerin, wo wir dürfen gehen fragen, das, was ist mit uns geschehen, oder die Probleme, wir haben. Ich habe Angst, was ich mache, wenn ich habe 90 Jahre“ (Sabina 8:40). Die psychologische Begleitung könnte, ihrer Meinung nach dabei helfen, Anstrengungen des Arbeitsalltags zu verarbeiten und mit Themen umzugehen, die die Altenpflege aufwirft. Dazu gehören der eigene zwangsläufige Abbau, die Gestaltung des eigenen Alterns und unser aller Sterblichkeit. Mit Vehemenz betont sie auch zum Abschluss unseres Gespräches, für wie dringend notwendig sie eine ZuhörerIn halte. An dieser Stelle scheint ihr nicht ausschließlich das therapeutische Arbeiten, zum Beispiel in Form einer Supervision, am Herzen zu liegen. Die Bereitstellung psychologischer Begleitung bedeute in gewisser Weise auch, die „Schwere der Arbeit anzuerkennen“ (Sabina 1:46:50).

4.3. *Intimpflege*

Körper und körperliche Pflege sind Bestandteile der häuslichen Pflege und Betreuung. Welche Rolle spielen diese für die Interviewpartnerinnen in ihrer Tätigkeit und in ihrem Verhältnis zu Betreuten?

Beata

Beata ist 56 Jahre alt und gelernte Hebamme. 15 Jahre lang ist sie diesem Beruf in einem Krankenhaus nachgegangen und war insbesondere auf Frühgeborene spezialisiert. Zu der häuslichen Pflege in Deutschland kam sie, indem sie auf eine Anzeige reagierte und sich drei Monate unbezahlten Urlaub nahm, um etwas Geld dazu zu verdienen. Inzwischen ist sie in dem Bereich seit 20 Jahren tätig, seit 13 Jahren über eine Agentur. Ihren Beruf habe sie geliebt, aber da sie nicht wie viele ihrer Kolleginnen neben dem Krankenhaus einen weiteren Job in einer Praxis annehmen wollte, entschied sie sich für die Pendelmigration nach Deutschland.

Die körperliche Grundpflege ist meist die Tätigkeit, die Außenstehende mit der Arbeit assoziieren oder sogar mit ihr gleichsetzen. Es ist auch der Aspekt, der für viele Menschen mit Pflegebedarf von immenser Bedeutung ist: Ein zentraler Aspekt des Alt-Werdens ist der körperliche Abbau. Tätigkeiten, die das ganze Leben selbstständig und alleine, meist unter Ausschluss anderer Personen verrichtet wurden, müssen nun zwangsläufig mit jemandem geteilt werden. Dazu gehören Toilettengänge, jeglicher Umgang mit körperlichen Ausscheidungen und die körperliche Hygiene insgesamt, wie

Duschen, Zähneputzen, Rasieren, das Schneiden von Nägeln. Viele Menschen, die jetzt in Deutschland pflegebedürftig werden, sind häufig überdies in einer Zeit und einem Kontext aufgewachsen, in der ihre Nacktheit meist nur wenigen Menschen vorbehalten blieb. Die Scham, sich nackt einer zunächst fremden Person, wie der Pflegekraft, zu offenbaren, wird durch einen zusätzlichen Umstand verstärkt: Der offenbarte Körper widerspricht den verbreiteten Idealen unserer Gesellschaft. Er ist alt, vulnerabel, dysfunktional. Er ist von Krankheit und Tod gekennzeichnet und häufig ebenso von zweifelten und doch zum Scheitern verurteilten Versuchen, diesen in Form von medizinischen Technologien Einhalt zu gebieten: künstliche Darmausgänge, Magensonden, Herzschrittmacher und OP-Narben. Wenn wir davon ausgehen, dass der nackte Körper und seine (Dys-)Funktionen für viele Menschen schambesetzt sind, liegt die Vermutung nahe, dass die körperliche Pflege als das Teilen dieses Wissens, das Offenbaren der eigenen Abhängigkeit und Vulnerabilität und als Berührung des Körpers einen entscheidenden Grundstein für die Herausbildung von Intimität sein kann.

Der medizinische Blick

Interessanterweise spricht jedoch von den vier interviewten Frauen nur Beata die körperliche Pflege von selbst an und geht explizit auf Einzelheiten ein. Dabei ist ihr wichtig, den (medizinischen) Anspruch der Arbeit zu verdeutlichen:

Hier [bei der häuslichen Pflege] muss man auch Ahnung haben über Krankheiten, zum Beispiel wenn jemand was hat, muss man natürlich auch die Familie informieren. Immer als Erstes die Familie, die müssen das wissen, dann zum Arzt usw. Nicht nur putzen und Essen geben. Das ist nicht nur das. Sondern gucken, was sie hat. Sie hat auch Dekubitus am Po. Das ist auch Aufgabe für uns. Beim Duschen, zum Beispiel, muss man richtig gucken: ganze Körper (Beata 22:30).

Aus medizinischer Sicht ist die Beschäftigung mit dem Körper nicht nur eine Selbstverständlichkeit, sondern geradezu eine Notwendigkeit. Durch ihre Arbeit im Krankenhaus ist sie an die zentrale Stellung des Körpers in der Pflege gewöhnt. Ihre professionelle Perspektive stellt in gewisser Weise eine Legitimation dar, ohne Scham über den Körper und etwaige (Dys-)Funktionen zu sprechen. Humorvoll berichtet sie von ihrer anfänglichen Irritation über die ausufernden „Mengenverhältnisse“ in der Arbeit mit Erwachsenen:

Natürlich war das alles für mich zu viel: zu viel Urin, zu viel Medikamente, weil ich hab' mit kleine Kindern gearbeitet. Und ich denke – Warum so viel Urin? Warum so viel? Warum so viel? (Hebt die Stimme und lacht) Dann habe ich meine Kollegin angerufen, und sie sagte: ‚Du, alles in Ordnung‘. Und ich denke, ja guck mal, ich hab immer mit kleine Kinder gearbeitet. Dann kleine Mengen, und jetzt, wenn ich so viel sehe, denk ich, das ist zu viel. [...] Alles zu viel war für mich (Beata 32:50).

Bewusst spielt sie mit der Zweideutigkeit des letzten Ausspruchs und leitet über zu dem psychischen Druck und der emotionalen Anstrengung, die ihr ebenso wie der Urin bei

ihrem ersten Einsatz zu viel gewesen seien. Auch diese Anekdote betont ihren rein professionellen Blick aus ihrer medizinischen Laufbahn. Die Möglichkeit, den eigenen Körper als Maßstab zu nehmen und damit eine gewisse Verknüpfung zu diesem herzustellen, liegt ihr fern. Möglicherweise ist dies dem Vorhaben geschuldet, eine professionelle Distanz zu wahren, die einen gewissen Schutz davor bietet, die eigene – beschämende und beängstigende? – Körperlichkeit zu thematisieren, die mit Tod, Verfall und Exkrementen einhergeht.

Im Verlauf des Interviews berichtet Beata von sich aus über Einzelheiten von ihrem Umgang mit Fäkalien, den die Pflege zwangsläufig mit sich bringt. Sie berichtet von dem Gestank und von der Rolle der Klingel. Sie erzählt von der Scham der älteren Dame und von ihrer emotionalen Arbeit, die Person mit Humor und Unbeschwertheit über ihre Scham hinwegzutrusten (Beata 37:30). Ausführlicher erzählt sie von einem Zwischenfall, bei dem sie morgens die Teppiche vom Schlaf- bis zum Badezimmer voller Kot vorfand. Humorvoll schildert sie ihre mentale Vorbereitung in Form eines Kaffees vor der Beseitigung, und sie spricht von ihrem aufkeimenden Unmut, dass die Betreute nicht schon vorher um Hilfe geklingelt habe. Das Gespräch zwischen ihr und der Dame mit Pflegebedarf stellt sie wie folgt nach: „Warum haben Sie denn nicht geklingelt?“ – „Och nein, das wollte ich nicht. Ich dachte, ich schaffe das alleine. Ah ja, nee jeder braucht Schlaf.“ – Hab ich gesagt: „Nächstes Mal bitte klingeln, weil jetzt habe ich mehr Arbeit.““ (Beata 38:50). Aus dieser Erzählung werden die Bedeutung der Klingel und ihr Potenzial, zusätzlichen Arbeitsaufwand zu ersparen, überdeutlich. Zudem wird die Schwierigkeit für den Menschen mit Pflegebedarf erkennbar, einen angemessenen Umgang mit der Klingel abzuwägen. Der Dame ist sehr wohl bewusst, was ihr Klingeln für Beata heißt, und sie versucht dies daher auf ein Minimum zu reduzieren. Angesichts der Unwägbarkeit ihrer körperlichen Funktionen gestaltet sich das jedoch als nahezu unmöglich. Aus ihrem Bewusstsein und ihrer Fähigkeit zum Perspektivwechsel kommt also zu der Scham für die als erniedrigend empfundene Situation auch ein Schuldgefühl Beata gegenüber. Paradoxe Weise bedeutet dies wiederum mehr Arbeit, auch und besonders emotionale Arbeit für Beata. Andererseits würde ein nüchternes, empathieloses Verhalten der Seniorin sicherlich auch mit emotionalen Kosten für Beata einhergehen. Das Schuldgefühl bedeutet nicht einfach nur eine Aufforderung zu trösten, es zeigt auch Anerkennung für Beatas Aufwand und Ekel.

Das Nichterwähnen der Körperpflege

Die anderen drei Betreuerinnen thematisierten die körperliche Grundpflege in den Interviews nicht von selbst. Auf eine explizite Nachfrage reagierten sie kurz angebunden und verwiesen auf die Natürlichkeit bzw. „Normalität“. Maria betont zudem den Zusammenhang zwischen körperlicher Pflege und Intimität: Intimität und Zuneigung erleichterten ihr die Verrichtung von Körperpflege. Die Gründe für die kurze Abhandlung der Thematik in den Interviews mögen vielfältig sein. Denkbar ist, dass diese gerade aufgrund von Scham als unangemessen für ein Forschungsinterview wahrgenommen wird. Dies mag verstärkt werden durch ein Bewusstsein für die weit verbreitete Stigmatisierung derartiger Tätigkeiten. Oftmals werden diese als „Dirty Work“ eingestuft (Anderson 2000; Bolton 2005), die angeblich keiner Ausbildung bedarf und – wenn überhaupt – schlecht bezahlt wird. Personen, die als „Dirty Work“ markierte Arbeiten verrichten, lernen zwangsläufig Ekel zu unterdrücken oder ihn gar nicht erst zu empfinden (Bose/Klein 2020). Möglich ist aber auch, dass dieser Aspekt der Arbeit die

Interviewpartnerinnen, wie sie selbst nahelegten, schlicht nicht in dem Maße beschäftigt wie andere Bereiche.

4.4. Strategien der Aneignung der Pflegearbeit

Neben all den Anstrengungen, von denen die Interviewpartnerinnen berichten, beleuchten sie auch eine andere Seite ihrer Arbeit. Oftmals widersetzen sich ihre subjektiven Handlungen und Perspektiven dem medial gezeichneten Bild der ausgebeuteten Opfer. Welche Handlungsmacht oder Agency bleibt Individuen innerhalb des Systems bzw. welche Handlungsmöglichkeiten nehmen sie wahr? Welche (unvorhergesehenen) Effekte, die von Einzelnen als positiv wahrgenommen werden, hat die Arbeit in der häuslichen Pflege? Dieses Potenzial soll dabei explizit nicht als Gegenpol zu den Anstrengungen der Arbeit konstruiert werden. In ihrer vermeintlichen Widersprüchlichkeit sind beide eng miteinander verwoben.

Sabina

Sabina ist Jahrgang 1957 und damit zum Zeitpunkt des Interviews 61 Jahre alt. Im Laufe ihres Lebens ging sie ganz unterschiedlichen Beschäftigungen nach. Da das Geld, das sie und ihr Mann verdienten, nur knapp für die Versorgung ihrer vier Kinder ausreichte, hatte sie häufig mehrere Jobs gleichzeitig. Zu Zeiten der Volksrepublik Polen war sie viele Jahre auf einem staatlich subventionierten Bauernhof angestellt. Nach 1989 arbeitete sie unter anderem als Verkäuferin, als Köchin, half auf Hochzeiten und im Krankenhaus aus und absolvierte schließlich beim Polnischen Roten Kreuz eine Ausbildung zur Betreuerin. Der Anstoß, in Deutschland zu arbeiten, kam zunächst von ihrem Mann, der ihre Sprachkenntnisse als Qualifikation für den deutschen Arbeitsmarkt wahrnahm. Inzwischen ist sie seit neun Jahren in der häuslichen Pflege im Nachbarland tätig.

Der Anspruch der Arbeit

Sabina lässt keinen Zweifel daran, dass ihre Entscheidung, in die häusliche Betreuung nach Deutschland zu gehen, aus einer Notwendigkeit heraus entstand: „Wir gehen nicht so freiwillig nach Deutschland – immer das Geld, Kredit oder Schwierigkeit“ (Sabina 24:28). Gleichzeitig scheint sie gerade aus der Schwere der Arbeit Selbstbewusstsein und Kraft zu schöpfen. In diesem Kontext betont sie vor allem den Anspruch, den die Arbeit hat. Im nachfolgenden Zitat beschreibt sie eine Situation, in der die Angehörigen einer Bettlägerigen versuchten, diese zu transferieren. In ihrer Schilderung wird ersichtlich, durch was sich der hohe Anspruch in der Betreuung ihres Erachtens auszeichnet: „In diesem Beruf du musst entscheiden. Und oft musst du ohne schimpfen dich gegen den Willen der Familie entscheiden. Wenn Familie helfen will, du musst für die beide verantwortlich sein“ (Sabina 1:31:35). Sabina betont hier zum einen die Entscheidungsgewalt – als Pflicht und Vermögen – die die Pflegearbeit bedeutet; zum anderen benötigt die Arbeiterin ausreichend Selbstvertrauen und Durchsetzungskraft; ihr werden kommunikative und diplomatische Fähigkeiten abverlangt; sie trägt eine Last der doppelten Verantwortung und muss überdies fachspezifisches Wissen anwenden können. Diesen besonderen Anforderungen (inzwischen) gerecht werden zu können, führt Sabina – ähnlich wie die anderen Interviewpartnerinnen – sowohl auf persönliche Eigenschaften zurück als auch auf eine persönliche Entwicklung bzw. den Lerneffekt

durch die Arbeit, zum Beispiel in Form von Sprachkenntnissen, Geduld und fachspezifischem Wissen (Sabina 27:25, 51:00, 36:30). Diese Einschätzung trägt zu einem positiven Selbstbild bei und bestärkt das Selbstbewusstsein der Interviewpartnerinnen. Beata unterstreicht im Interview dreimal: „Das [den Job] kann nicht jeder machen“ (Beata 01:00, 21:40, 33:40), und Maria spricht von dem „gewisse[n] Etwas“ (Maria 01:02:40). Diese Beobachtung lässt sich sehr gut mit der Argumentation von Rhacel Salazar Parreñas zu „intimen Arbeiten“ vereinbaren, zu denen sie auch die häusliche Pflege zählt. Arbeiten seien intim, wenn sie zwischenmenschliche Beziehungen beinhalteten, in denen Wissen und Aufmerksamkeit bzw. Zuwendung geteilt würden, welche Dritten nicht einfach zugänglich seien (Boris/Parreñas 2010). Die Autorin führt an anderer Stelle aus: „[I]ntimate labour, although embedded in relations of inequality, is not just a mechanism of reproducing inequality but can also be considered an instrument of self-actualization and self-valuation.“ (Lee/Parreñas 2016: 287).

Gefühl von Agency: Handlungsmöglichkeiten

Aus den Interviews geht hervor, dass sich die vier Pflegerinnen ihrer Bedeutung für einzelne Familien und für Agenturen bewusst sind. Dies wird beispielsweise darin deutlich, dass sie mit ihren Agenturen in Verhandlung treten, wenn sie mit etwas unzufrieden sind. Auf diese Weise haben alle vier Forderungen durchsetzen können: sei es bezüglich der Aufenthaltsdauer, des Aufenthaltsortes, der Vergütung oder Einzelheiten der Einsatzstelle, etwa nicht schwer heben zu müssen, keine Personen mit Alzheimer zu betreuen etc. Aus mehreren Gründen nehmen sie ihre Verhandlungsposition als günstig wahr: Die Nachfrage nach häuslichem Pflegepersonal ist groß, da es immer mehr Familien mit Bedarf gibt; die Zahl existierender Agenturen und damit die Auswahlmöglichkeiten für die Betreuerinnen ist um ein Vielfaches gestiegen, sodass es einen gewissen Wettbewerb zwischen den Agenturen um Betreuerinnen gibt; und aufgrund persönlicher Beziehungen zu Pflegefamilien sind die Pflegekräfte für viele nicht einfach ersetzbar.

Sabinas Eindruck, Handlungsmöglichkeiten zu haben, zeigt sich nicht nur in Bezug auf ihre Arbeitsbedingungen, auf die sie in Form von Verhandlungen aktiv einwirkt, sondern auch in Bezug auf den Umstand, überhaupt in der häuslichen Pflege zu arbeiten und nicht in einem sie langweilenden Bürojob (Sabina unter anderem 13:56). Die Tatsache an sich, dass sie arbeiten muss, um Geld zu verdienen, kann sie zwar nicht beeinflussen. Doch welcher Art von Arbeit sie wo und wie nachgeht, liegt ihrem Empfinden nach in ihrer Entscheidungsgewalt.

Augenmerk auf Schönes und Humor

Einige Bestandteile der Arbeit, die zwangsläufig zu ihrem Alltag gehören und die sie als Last bewerten könnte, eignet sich Sabina an, indem sie sie auf eine für sie positive Weise interpretiert: Das Vorlesen für eine Dame, die in die Demenz schwindet, wird zum Deutschkurs; der Wechsel der Pflegefamilien bedeutet gleichzeitig die Erkundung unbekannter Städte. Dass Sabinas Fokus auf die schönen Seiten der Arbeit eine bewusste Strategie ist, zeigt folgender Ausspruch: „Ich immer finde die gute Seiten [vom Beruf]“ (Sabina 09:30). Ganz ähnlich geht es Beata, die von ehemaligen Klientinnen mit Demenz berichtet. Sie versucht keineswegs, die Zusatzbelastung und die Trauer herunterzuspielen, aber entdeckt trotzdem positive Aspekte: „Die wissen nicht, was sie

machen. Das ist schon traurig. Aber manchmal denke ich: ‚Mensch, auf welche Ideen kommen die Leute.‘ Also, das ist ja auch unglaublich interessant, weil oooh solche Sachen [...]. Das ist ja voll interessant, was das im Kopf alles macht“ (Beata 16:58). Im Anschluss daran bringt sie Beispiele für kreative Ideen der Klientinnen und erzählt mit viel Witz von den absurden Situationen, zu denen diese führten. Im Vordergrund stehen in ihren Erzählungen vor allem ihr Amüsement und die Situationskomik, aber auch ihre Faszination für das menschliche Gehirn. Die Äußerungen zeigen zum einen, wie wichtig Beata ein humorvoller Umgang für Gepflegte und auch für ihre eigene Verarbeitung ist. Die Geschichten nicht nur als traurig, sondern auch als lustig zu erleben, führt zu einer tatsächlich empfundenen Minderung des Leidensdrucks. Zum anderen zeigen ihre Anekdoten, wie die Personen mit Demenz einen Raum schaffen, in dem gesellschaftliche Konventionen außer Kraft gesetzt werden. Durch das Brechen der Konventionen wird eine Reflexion dieser möglich. Zudem geht der neu geschaffene Raum in seinem anarchischen Moment mit einer gewissen Freiheit einher, von herkömmlichen Konventionen abzuweichen. Beata formuliert: „Warum sollte ich Druck machen? Wenn sie heute nicht duschen will, dann duschen wir halt morgen oder übermorgen. Wir haben keine bestimmten Regeln. Wir essen, wenn wir Hunger haben“ (Beata 11:42). Dass sich Beata an dieser Stelle für die Nutzung der Wir-Form entschieden hat, ist ebenfalls interessant. Dies könnte auf eine empfundene gemeinschaftliche Einheit oder gar Symbiose der beiden hindeuten.

Mobilität

Die Interviewpartnerinnen empfinden durch die Arbeit in der häuslichen Betreuung einen Zuwachs an Mobilität. Für Beata und Sabina ist diese als Zugang zu einer bisher verschlossenen Welt zu einem zentralen und sehr bereichernden Aspekt ihrer Arbeit geworden. Früher sei Sabina nie in den Urlaub gefahren, da sie mit mehreren gering bezahlten Arbeitsstellen weder Zeit noch Geld gehabt habe. Inzwischen kenne sie „ganz Deutschland von Norden bis Süden“, sie habe neue Orte entdeckt, sei viel in den Bergen gewandert (Sabina 06:20). Ihre Einsatzstellen sucht sie sich gezielt aus und stellt sich vor jeder einzelnen erneut die Frage: „Was möchte ich gern besuchen?“ (Sabina 09:20).

Sie berichtet, welche Rolle die Mobilität für einige Kolleginnen spielt. Eine Kollegin, deren Mann Alkoholiker sei, versuche daher, möglichst viel Zeit in Deutschland zu verbringen (Sabina 01:05:00). Die Arbeit kann also für einzelne eine Alternative zu oder gar eine Möglichkeit des Ausbruchs aus einem Zuhause darstellen. Zudem übernehmen die Pflegekräfte durch ihre Arbeit in Deutschland in den meisten Fällen die Hauptverantwortung in der finanziellen Versorgung der Familie. Ihr Einkommen und ihr Fernbleiben wiederum brechen mit Vorstellungen einer traditionellen heteronormativen Ehe bezüglich Arbeitsteilung und Geschlechterrollen. Sabina führt die Arbeit in der häuslichen Pflege zum Beispiel vor Augen, dass sie die gleiche Arbeit zuhause bei ihrer Familie unbezahlt verrichtet: „Für uns das ist schwierig manchmal, weil wir gehen nach Hause nicht ausruhen, nur weitermachen“ (Sabina 36:16), und weiter sagt sie: „Ich bin hier und meine Tochter bei mir arbeiten (lacht).“ (Sabina 37:18). Dieser Umstand ermöglicht ein produktives Hinterfragen der Unterscheidung zwischen unbezahlter Arbeit und bezahlter Arbeit. Allerdings kann dies auch mit einem Leidensdruck einhergehen, wie auch im Falle von Sabina: „Schlechte Gefühl habe, dass [ich hier bin], statt meine Mutter pflegen. Ich weiß, das ist richtig Geld verdienen. Aber was ist besser, ob ich gut mache? Das für meine Tochter machen. Ich weiß, meine Mutter ist gut versorgt

– mein Sohn, meine Schwester und Tochter alles kümmert. Aber wir oft müssen verlassen.“ (Sabina 37:57). Es ist naheliegend zu vermuten, dass der Leidensdruck, den Sabina hier in Worte fasst, einerseits daraus entsteht, dass sie ihre Familie vermisst. Andererseits betont sie vor allem ihr Schuldgefühl und ihren Zweifel, „richtig“ (ebd.) zu handeln. Daraus wird ersichtlich, dass dieser auch mit verinnerlichten gesellschaftlichen Vorstellungen zusammenhängt, mit denen sie durch ihre Arbeit in Deutschland bricht. Erwartungen an die gute Mutter, wie sich im eigenen Zuhause um Angehörige zu kümmern, wird sie nicht gerecht.

Die Situation, die Sabina beschreibt, wird in der Literatur als „Care Drain“ (vgl. Ehrenreich/Hochschild 2002), angelehnt an das Konzept „Brain Drain“, bezeichnet: die Pflegekräfte hinterlassen in ihren Heimatländern ein Sorgedefizit. Es ist überaus wichtig, diese Problematik anzuerkennen, da so die von vielen Betreuerinnen empfundene Doppelbelastung zuhause und auf der Arbeitsstelle in Deutschland sichtbar wird. Allerdings läuft die Argumentation Gefahr, instrumentalisiert zu werden, um konservative Familienvorstellungen mitsamt eindeutigen Geschlechterrollen zu stabilisieren (vgl. Dumitru 2014). Die Betreuerin wird entweder zur armen Mutter stilisiert, die ihre Kinder verlassen muss, oder zur Rabenmutter, die ihre Kinder im Stich lässt – vorausgesetzt wird, dass sie zuhause und die Angehörigen versorgend glücklicher wäre. In Sabinas Fall greifen diese Narrative zu kurz. Ihre Gefühlslage ist komplex. Trotz des Leidensdrucks scheint sie irgendetwas, das sie nur schwer fassen kann, nach kurzer Zeit in Polen immer wieder zurück nach Deutschland zu ziehen: „Aber wenn du zuhause bist, nach ein Monat du schon das Gefühl, dass du musst wegfahren“ (Sabina 01:15:05). Sabinas Ausspruch, das „für ihre Tochter zu machen“, lässt darüber hinaus eine gewisse optimistische Einschätzung bezüglich ihrer sozialen Mobilität vermuten. Sabina hat nicht das Gefühl, dass ihre Tätigkeit im transnationalen Sorgesystem sie und nachfolgende Generationen ihrer Familie in einer prekären Stellung im sozialen Gefüge festschreibt. Vielmehr tragen die errungenen finanziellen Mittel, die Bildung der Kinder etc. zu ihrer Ansicht bei, sich in der Mitte der Gesellschaft verorten zu können.

Diese ambivalenten und unterschiedlichen Bedeutungen, die die Mobilität für Betreuerinnen haben kann, wird noch verstärkt durch die enge Verschränkung von Mobilität und Immobilität. Die Arbeit ermöglicht der Pflegekraft, sich über Grenzen hinweg zu bewegen, bindet sie im Arbeitsalltag jedoch rund um die Uhr an das Haus der Pflegefamilie.

5. Fazit

Die vorliegende Forschung zeigt, dass einseitige Darstellungen von entweder ausgebeuteten oder selbstbestimmten Pflegekräften unzureichend sind. Sie deckt Aspekte der häuslichen Betreuung auf, die häufig im Verborgenen bleiben, und trägt somit zu einem komplexeren und umfassenderen Bild der Arbeit bei, die häusliche Pflegekräfte leisten.

Die häusliche Betreuung als Teil des transnationalen Pflegesystems ist von ungleichen Machtverhältnissen durchzogen und beruht auf sozialen Ungleichheiten. Gleichzeitig sind Erfahrungen von einzelnen Pflegekräften ebenso ernst zu nehmen, die aus der Arbeit möglicherweise Freude, Anerkennung und Stolz schöpfen und bereichernde (intime) Beziehungen knüpfen, die eine klare Trennung von Sphären wie Arbeit und Privatheit infrage stellen. Es besteht jedoch auch die Gefahr, diese Aspekte überzubetonen oder gar zu romantisieren. Wie die Analyse der Interviews zeigt, haben alle vier

Betreuerinnen einen enormen Redebedarf hinsichtlich der Herausforderungen und insbesondere der emotionalen Arbeit, die sie tagtäglich in der häuslichen Pflege leisten. Die Sensibilisierung für diese Herausforderungen und für den Anspruch sowie die Anerkennung des emotionalen Aufwands als Arbeit sind zentral. Sie stellen wichtige Schritte dar auf dem Weg hin zu einer angemessenen Wertschätzung, Bezahlung und der Verbesserung von Arbeitsbedingungen. In diesem Zusammenhang bilden die geschilderten Erfahrungen ein wichtiges Gegengewicht zu Darstellungen vieler Agenturen, die die emotionale Arbeit der Pflegekräfte herunterspielen, indem sie auf Geschlecht und Herkunft verweisen, welche sie vermeintlich auf „natürliche“ Weise für die Pflegearbeit prädestinieren. Der Forderung nach professioneller Begleitung in Form von psychologischer Beratung, Sorgentelefonen oder weiteren unterstützenden Maßnahmen sollte unbedingt nachgekommen werden. Erkenntnisse wie diese zeigen, wie wichtig es ist, Perspektiven der Pflegenden in der Forschung stärker zu berücksichtigen. Sie sollten auch als Anregung für weitere Studien gesehen werden, da die interviewten Pflegerinnen keinesfalls repräsentativ für Pflegemigrantinnen stehen.

Zwischenmenschliche Beziehungen sind in der Pflegearbeit von zentraler Bedeutung und werden tagtäglich von Individuen ausgehandelt, die Bestehendes nicht nur reproduzieren, sondern auch zu verändern vermögen – sei es auf individueller oder auf gesellschaftspolitischer Ebene. In diesem Sinne stellt sich die Frage, wie ein (transnationales) System der Pflege und Fürsorge organisiert werden kann, das sowohl Pflegenden als auch Gepflegten und Angehörigen gerecht wird. Ist dies möglich, ohne soziale Ungleichheiten zu stabilisieren? Wie können Dimensionen von Geschlecht, Klasse, Herkunft, Alter und Ability bei der Organisation eines solchen Systems mitgedacht werden? Welche Auswirkungen werden sich in Zukunft herausstellen, wenn die Organisation eines Pflegesystems maßgeblich von gewinnorientierten Akteur_innen mitgestaltet wird und weitgehend den Gesetzen des freien Marktes unterliegt?

LITERATUR

- Anderson, Bridget (2000): *Doing the Dirty Work?*, The Global Politics of Domestic Labour, New York.
- Bäcker, Gerhard (2003): Berufstätigkeit und Verpflichtungen in der familiären Pflege, Anforderungen an die Gestaltung der Arbeitswelt, in: Bernhard Badura, Henner Schellschmidt, Christian Vetter und Michael Astor (Hg.): *Demographischer Wandel, Herausforderung für die betriebliche Personal- und Gesundheitspolitik*, Berlin u. a., 131-145.
- Bohl, Christian, Ronny Lénárt und Dietmar Lehmann (2018): *Positionspapier zur Betreuung in häuslicher Gemeinschaft*, Berlin.
- Bolton, Sharon C. (2005): Women's Work, Dirty Work, The Gynaecology Nurse as 'Other', in: *Gender, Work and Organization*, 12, Issue 2, 169-186. <https://doi.org/10.1111/j.1468-0432.2005.00268.x>
- Boris, Eileen und Rhacel Salazar Parreñas (2010): *Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care*, Stanford, California.
- Bose, Käthe von und Isabel Klein (2020): Intime Arbeit – prekäre Körper?, Zur Bedeutung von Körperarbeit in vergeschlechtlichten Arbeitsfeldern, in: *Open Gender Journal*, 4, 1-19.
- Bundesministerium für Arbeit und Soziales, Referat Information, Monitoring, Bürgerservice, Bibliothek (Hg.) (2018). *Das Arbeitszeitgesetz*, Stand April 2018, Bonn. Online: <https://www.bmas.de/DE/Service/Publikationen/a120-arbeitszeitgesetz.html> (25.3.2021).

- Bundeszentrale für politische Bildung und Vera Hanewinkel (Hg.): Ausländische Pflegekräfte in deutschen Privathaushalten, Ein Interview mit Prof. Dr. Helma Lutz, 18.8.2015, in: Kurzdossier Migration und Pflege. Online: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdossiers/211011/interview-mit-helma-lutz?p=all> (29.3.2021).
- Dahlke, Birgit (2018): Vom Altern des Sozialismus, Zur Inszenierung weiblichen Alterns im Stück *Land der ersten Dinge/Bludicky/Fen Fires* von Nino Haratischwili (Deutsches Theater Berlin 2014/15), in: Elisabeth Reiting, Ulrike Vedder und Peptual Mforbe Chiongong (Hg.): Alter und Geschlecht: Soziale Verhältnisse und kulturelle Repräsentationen, Kulturelle Figurationen: Artefakte, Praktiken, Fiktionen, Wiesbaden, 177-186. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20872-1_12
- Deutsche Alzheimer Gesellschaft e.V. (2013): Internetforum „Erfahrungen mit osteuropäischer Pflege?“. Online: <https://www.deutsche-alzheimer.de/unser-service/foren/1/2//erfahrungen-mit-osteuropaescher-pflege/seite/4.html> (29.03.2021).
- Drepper, Daniel (2016): Sklavinnen, die uns pflegen, Beleidigt, geschlagen, keine Freizeit: Hunderttausende Osteuropäerinnen versorgen in deutschen Haushalten Menschen, in: Die Zeit, 34, 18. August 2016. Online: https://www.zeit.de/wissen/gesundheit/2016-08/pflegekraefte-bundesregierung-osteuropa-illegal-hausangestellte?utm_referer=https%3A%2F%2Fwww.google.de%2F (25.3.2021).
- Dresing, Thorsten und Thorsten Pehl (2013): Praxisbuch Interview, Transkription & Analyse, Anleitungen und Regelsysteme für qualitativ Forschende, Marburg.
- Dumitru, Speranta (2014): From „Brain drain“ to „Care Drain“: Women's Labor Migration and Methodological Sexism, in: Women's Studies International Forum, 47, 203-212. <https://doi.org/10.1016/j.wsif.2014.06.006>
- Ehrenreich, Barbara und Arlie Russell Hochschild (Ed.) (2002): Global Woman, Nannies, Maids, and Sex Workers in the New Economy, New York.
- Hammersley, Martyn und Paul Atkinson (2007)³: Ethnography: Principles in Practice, Milton Park, Oxon, New York. <https://doi.org/10.4324/9780203944769>
- Hochschild, Arlie Russell (1990): Das gekaufte Herz, Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Theorie und Gesellschaft, Bd. 13, Frankfurt am Main, New York.
- Ibarra, María de la Luz (2010): My Reward is Not Money: Deep Alliances and End-of-Life Care among Mexicana Workers and their Wards, in: Eileen Boris und Rhacel Salazar Parreñas (Eds.): Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care, Stanford, California, 115-132.
- Internationale Arbeitsorganisation (International Labour Organization, ILO) (2011): Übereinkommen 189 über menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte. Online: https://www.ilo.org/wcmsp5/groups/public/---ed_norm/---normes/documents/normativeinstrument/wcms_c189_de.pdf (5.7.2020).
- Karakayali, Juliane (2010): Pre(car)ious Labor – Die biografische Verarbeitung widersprüchlicher Klassenmobilität transnationaler ‚Care Workers‘ aus Osteuropa, in: Ursula Aplitzsch und Marianne Schmidbaur (Hg.), Care und Migration, Die Ent-Sorgung menschlicher Reproduktionsarbeit entlang von Geschlechter- und Armutsgrenzen, Opladen, Farmington Hills, 165-175. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0h5f.13>
- Karsch, Margret (2016): Feminismus, Geschichte – Positionen, Bundeszentrale für Politische Bildung, Schriftenreihe, Bd. 1667, Bonn.
- Kniejska, Patrycja (2016): Migrant Care Workers aus Polen in der häuslichen Pflege, Zwischen familiärer Nähe und beruflicher Distanz, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-14206-3>
- Lee, Robyn und Rhacel Salazar Parreñas (2016): Intimate Labour and Social Justice: Engaging with the Work of Rhacel Salazar Parreñas (Dispatch), in: Studies in Social Justice, 10, Issue 2, 284-288. <https://doi.org/10.26522/ssj.v10i2.1427>

- Lutz, Helma und Ewa Palenga-Möllnbeck (2011): Das Care-Chain-Konzept auf dem Prüfstand, Eine Fallstudie der transnationalen Care-Arrangements polnischer und ukrainischer Migrantinnen, in: *Gender, Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 3, Heft 1, 9-27.
- Madörin, Mascha (2007): Neoliberalismus und die Reorganisation der Care-Ökonomie, Eine Forschungsskizze, in: *Denknetz* (Hg.): *Zur politischen Ökonomie der Schweiz, Eine Annäherung, Analysen und Impulse zur Politik/La politique économique de la Suisse, Une approche, Analyses et impulsions politiques*, Jahrbuch/cahier 2007, Zürich, 43-162.
- Meßner, Anna-Katharina, Marianne Schmidbaur und Paula-Irene Villa (2014): Einleitung Intimitäten – Wie politisch ist das Vertraute?, in: *Feministische Studien*, 32, Heft 1, Intimitäten, 3-8. <https://doi.org/10.1515/fs-2014-0108>
- Neuhaus, Andrea, Michael Isfort und Frank Weidner (2009): Projektbericht: Situation und Bedarfe von Familien mit mittel- und osteuropäischen Haushaltshilfen (moH), herausgegeben von dem Deutschen Institut für angewandte Pflegeforschung e.V., Köln. Online: https://www.dip.de/fileadmin/data/pdf/material/bericht_haushaltshilfen.pdf (29.3.2021).
- Plato, Judith von (2018): Perspektiven auf intime Arbeitsverhältnisse: Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland, Unveröffentlichte Bachelorarbeit an der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Plato, Judith von (2020): „Pflegesklavinnen und Pflegehelden?“ – Migrantinnen in der häuslichen Pflege und Betreuung in Deutschland, in: *Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin* (Hg.), *Gender Erträge IV, Studentische Forschungsarbeiten, Gender Bulletin-Texte*, Nr. 46, Berlin, 51-70. Online: <https://www.gender.hu-berlin.de/publikationen/gender-bulletin-broschueren/bulletin-texte/texte-46/bulletin-texte-46> (29.3.2021).
- Qayum, Seemin und Raka Ray (2010): Traveling Cultures of Servitude, Loyalty and Betrayal in New York and Kolkata, in: Eileen Boris und Rhacel Salazar Parreñas (Eds.): *Intimate Labors: Cultures, Technologies, and the Politics of Care*, Stanford, California, 101-115.
- Schulten, Thorsten und Malte Lübker (2020): WSI-Mindestlohnbericht, Europäische Mindestlohnalternative vor dem Durchbruch?, in: *WSI-Mitteilungen*, 55, Heft 2, 119-129. <https://doi.org/10.5771/0342-300X-2020-2-119>
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (Hg.) (2017): Pflegestatistik 2015, Pflege im Rahmen der Pflegeversicherung, Deutschlandergebnisse, Wiesbaden. Online: <https://armutdurchpflege.de/wp-content/uploads/2017/01/2015-Pflegestatistik-.pdf> (29.3.2021).
- Statistisches Bundesamt (Destatis) (Hg.) (2019): Pflegebedürftige nach Versorgungsart, Geschlecht und Pflegegrade. Online: <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Gesundheit/Pflege/Tabellen/pflegebeduerftige-pflegestufe.html> (5.7.2020).
- Stiftung Warentest (Hg.) (2017): Helferinnen aus dem Osten, in: *test*, Heft 5, 85-89.
- Thüsing, Gregor (2019): Rechtskonforme Betreuung in den eigenen vier Wänden. Regelungen für die Betreuung in häuslicher Gemeinschaft (24-Stunden-Betreuung) de lege lata und de lege ferenda. Gutachten auf Anfrage des Bundesministeriums für Gesundheit. Online: https://www.bundesgesundheitsministerium.de/fileadmin/Dateien/5_Publikationen/Pflege/Berichte/Gutachten_Thuesing_Teil_1_-_Rechtskonforme_Betreuung_in_den_eigenen_vier_Waenden.pdf (29.03.2021).
- Verband für häusliche Betreuung und Pflege (VHBP) (2021): Wie können illegale Betreuungspersonen geimpft werden? Es braucht dringend Rechtssicherheit für 700.000 osteuropäische Betreuungspersonen.. Online: <https://www.vhbp.de/aktuelles/detail/pressemitteilung-berlin-6/> (29.3.2021).
- Wissenschaftliche Dienste des Bundesrepublik Deutschland (Hg.) (2016): Ruhezeiten in der 24-Stunden-Pflege im Lichte des ILO-Übereinkommens C 189, Sachstand Az WD 6 - 3000 - 108/16. Online: <https://www.bundestag.de/blob/476070/614e2e1165af1e5bbf172ca126386111/wd-6-108-16-pdf-data.pdf> (5.7.2020).

INTERVIEWS

Beata, Interview von Judith von Plato, Tonaufzeichnung, Nordrhein-Westfalen, Juli 2018.
Danuta, Interview von Judith von Plato, Tonaufzeichnung, Nordrhein-Westfalen, Juli 2018.
Maria, Interview von Judith von Plato, Tonaufzeichnung, Nordrhein-Westfalen, Juli 2018.
Sabina, Interview von Judith von Plato, Tonaufzeichnung, Nordrhein-Westfalen, Juli 2018.

Zusammenfassung

Der Artikel beschäftigt sich mit häuslicher Senior_innenbetreuung in Deutschland durch Pendelmigrant_innen aus Mittel- und Osteuropa. Der Fokus liegt auf den Perspektiven einzelner Pflegerinnen. Empirische Grundlage bilden narrative Interviews mit vier Pflegemigrantinnen aus Polen. Theoretisch wird die Tätigkeit als intime und emotionale Arbeit (Boris und Parreñas 2010, Hochschild 1999) verortet, durch die vier zentrale Aspekte der häuslichen Pflege analysiert werden: zwischenmenschliche Beziehungen zwischen Arbeitgeber_innen und Arbeitnehmer_innen, die Rolle des Körpers, die emotionale Arbeit, die Pflegekräfte zu leisten haben, und abschließend Strategien der Aneignung durch die Betreuerinnen. Die Forschung zeigt, dass einseitige Darstellungen von entweder ausgebeuteten oder selbstbestimmten Pflegekräften unzureichend sind. Die häusliche Betreuung als Teil des transnationalen Pflegesystems ist von ungleichen Machtverhältnissen durchzogen und beruht auf sozialen Ungleichheiten. Gleichzeitig sind Erfahrungen von einzelnen Pflegekräften ebenso ernst zu nehmen, die teilweise aus der Arbeit Freude und Stolz schöpfen und bereichernde Beziehungen knüpfen. Dies sollte allerdings keinesfalls romantisiert werden, da die Pflegerinnen auch die psychischen und physischen Folgen der Tätigkeit betonen. Ihre Erfahrungen widersprechen Darstellungen von Vermittlungsagenturen, die emotionale Arbeit der Pflegekräfte herunterspielen, indem sie auf Geschlecht und Herkunft verweisen, welche sie auf vermeintlich „natürliche“ Weise für die Pflegearbeit prädestinieren.

Biographische Entwertung – wertvolle Biographien.

Ostdeutsche Narrative symbolischer und sozialer Abwertung nach 1989

Hanna Haag

1. Einleitung

Ostdeutschland ist spätestens seit den Landtagswahlen in den neuen Bundesländern wieder auf der Agenda öffentlicher Auseinandersetzungen. Die Debatten im Jubiläumsjahr 2019/ 2020 beschreiben zunehmend eine neue Form von „Identitätsstress“ (Foroutan/Kubiak 2018), in dem auch die ostdeutsche Identität neu aufgerufen und verhandelt wird. So forderte jüngst der deutsche Bundestagspräsident, Wolfgang Schäuble, die Anerkennung von Lebensleistungen der Ostdeutschen und sprach von einer „Bekanntnisidentität“ (Schäuble 2019), um unterschiedlichen nationalen Erfahrungen und vergangenen Prägungen gerecht zu werden. Gleichzeitig findet eine gesellschaftliche Auseinandersetzung um die Frage nach dem Erstarken des Populismus als Alleinstellungsmerkmal Ostdeutschlands statt (Lux 2018; Lengfeld 2018; Schneickert/Delhey/Steckermeier 2019). Zuweilen laufen diese Debatten nun Gefahr, die Anerkennungsproblematik stark zu vereinfachen und ostdeutsche Identitätsressourcen erneut mit dem Stempel einer defizitären „Unreife“ zur Demokratie zu versehen.

Der vorliegende Beitrag geht auf die Frage ein, ob möglicherweise fehlende Anerkennungsräume und Abwertungserfahrungen viele Probleme in Ostdeutschland verschärfen, die ihren Ursprung bereits in den Wendejahren haben, und befasst sich insbesondere mit der familialen Tradierung ostdeutscher Abwertungserfahrungen und deren biographischer Relevanz (vgl. dazu auch Haag/Leonhard/Heß 2017). Im Vordergrund der Betrachtung stehen Ostdeutsche¹, die im Zuge der Systemtransformation von 1989 mit zwei Abwertungsformen zu kämpfen hatten: zum einen mit der sozialen Abwertung durch den Arbeitsverlust; zum anderen mit einer symbolisch-diskursiven Abwertung, die sich unter anderem auf die Darstellung der DDR-Vergangenheit im öffentlichen Diskurs bezieht. Die ökonomisch-politischen (als Nährboden des Massenphänomens Arbeitslosigkeit) und sozio-kulturellen (als Wurzel symbolischer Abwertung) Veränderungen im Zuge des Umbruchs von 1989 stellen einen Großteil der ostdeutschen Bevölkerung vor die Herausforderung, ihr biographisches Wissen mit einer sich stetig wandelnden Umwelt neu zu kontextualisieren und sich dadurch mit einer „Rebiogra-

¹ An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, dass die in diesem Beitrag genutzte Bezeichnung „Ostdeutsche“ keinesfalls eine Homogenität sozialstruktureller, politischer oder soziokultureller Faktoren unter der ostdeutschen Bevölkerung negiert, sondern lediglich als Beschreibungskategorie dient. Ebenso wie sich die DDR-Vergangenheit nicht auf einen gemeinsamen Erfahrungsnenner bringen lässt, zeichnen sich auch die Ostdeutschen durch heterogene Zugehörigkeiten zu unterschiedlichen Milieus und Erfahrungsgemeinschaften aus.

phisierung“ des Erlebten auseinanderzusetzen, und zwar nicht nur für sich alleine, sondern gerade auch im familialen Kontext. Rebiographisierung meint die stetige biographische Arbeit vor dem Hintergrund sozialer Wandlungsprozesse, die zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit biographischen Wissensstrukturen führen. Der Beitrag fokussiert mit der familialen Tradierung ostdeutscher Abwertung eine Perspektive, die über die Erfahrungsebene und deren biographische Verarbeitung hinausgeht, die in den meisten Studien sonst bislang im Zentrum standen (vgl. etwa Garz/Nagel/Wildhagen 2018; Haag 2010; Vogel 1996). Die Rebiographisierung – so die These – vollzieht sich im intersubjektiven familialen Dialog und bezieht somit auch die jüngere Generation ohne unmittelbare DDR- und Transformationserfahrung mit ein². Somit wirkt sich die biographische Abwertung der Eltern auch auf das vergangenheitsbezogene Wissen der Kinder aus, die wiederum an der Neukontextualisierung des erfahrungsbasierten Wissens ihrer Eltern teilhaben.

Die theoretische Grundlage bildet eine Verbindung zwischen Biographieforschung und Wissenssoziologie (vgl. Dausien/Hanses 2017). Ich gehe davon aus, dass sich biographische Verläufe und insbesondere Brüche durch eine wissenssoziologische, insbesondere gedächtnissoziologische Perspektive präziser fassen lassen, als dies in der Biographieforschung sonst üblicherweise geschieht. Darauf aufbauend geht das dritte Kapitel auf den gesellschaftlichen Wandel nach 1989 vor dem Hintergrund wissenssoziologischer und biographischer Fragestellungen ein, um im Anschluss daran anhand von Ausschnitten aus Familiengesprächen³ die intergenerationale Aushandlung biographischer Verläufe zu skizzieren, die als soziale und berufliche Abstiegsbiographien gedeutet werden. Ein abschließendes Fazit führt die wichtigsten Ergebnisse noch einmal zusammen und gibt einen Ausblick auf Anschlussperspektiven.

2. Biographieforschung und Wissenssoziologie – zwei Schwestern im Geiste?

Wie dieses Kapitel zeigen wird, lassen sich mit der theoretischen Verknüpfung von Wissenssoziologie und Biographieforschung Perspektiven aufwerfen und empirische Fragen beantworten, die üblicherweise in der Biographieforschung weitgehend ausgeblendet werden (Dausien/Hanses 2017: 175). Den elementaren Begriff der Verbindung aus einer biographischen und wissenssoziologischen Perspektive bildet der Terminus des biographischen Wissens. Zwar ist diese Verbindung nicht gänzlich neuartig. Bereits Alheit und Hoerning (1989) haben damit ihren Sammelband getitelt, ohne dass dadurch jedoch eine forschungspraktische Anwendung erfolgte. Bettina Dausien und Andreas Hanses sehen allerdings trotz der Nähe zum Begriff biographischer Arbeit als aktive Aushandlung des Selbst bislang eine unzulänglich beachtete Forschungsperspektive. Die Autor*innen sprechen von der Verknüpfung von Biographie und Wissen, die es mithilfe interpretativ-rekonstruktiver Forschung weiter auszuarbeiten gelte (Dausien/Hanses 2017: 174). Biographisches Wissen fungiert als „Folie der Strukturierung und Sinnsetzung“ (Kretschmann 2009: 74; zitiert nach Dausien/Hanses 2017: 177) und

2 Die Perspektive der Nachwendegeneration wurde bislang in der Ostdeutschlandforschung nur wenig beachtet, da man sich weitgehend auf die Transformation der DDR-Erfahrung im Zuge der politischen Wende konzentrierte. Nur vereinzelt finden sich Studien, die sich mit der Transmission von Erfahrung auf die nachfolgende Generation befassen (vgl. Rippl et al. 2018; Kubiak 2018).

3 Die Familiengespräche sind Teil meines Dissertationsprojekts zur familialen Tradierung DDR-bezogener Orientierungen in ostdeutschen Familien (Haag 2018).

verdeutlicht zugleich die Wandelbarkeit des Biographischen, die mit dem Umstand zusammenhängt, dass „das Leben“ immer weitergeht und der Einzelne (...) kontinuierlich Erfahrungen macht“ (Leonhard 2017: 70).

„Biographie“ stellt (...) ein flexibles Prozessformat dar, das in Gesellschaften wie in individuellen Lebenssituationen besonders funktional ist, in denen Brüche, Widersprüche und Veränderungen sozialer Gewissheiten an der Tagesordnung sind und die Zukunft nicht mehr ohne weiteres als Fortschreibung der Vergangenheit gedeutet werden kann (Dausien/Hanses 2017: 177).

Biographien mit einer wissenssoziologischen Brille zu betrachten, ist naheliegend, da die Entstehung, Reproduktion und Veränderung gesellschaftlichen Wissens respektive sozialer Wirklichkeit ohne das Subjekt als Träger und Produzent von Wissen nicht auskommt (Dausien/Hanses 2017; ausführlicher Kretschmann 2009).⁴ Eine sozialkonstruktivistische bzw. wissenssoziologische Perspektive (Schütz 1971; Berger/Luckmann 1989) begreift Biographie als „Resultat eines Verarbeitungsprozesses vergangener Erlebnisse“ (Leonhard 2017: 70) und damit als soziales Orientierungsmuster, welches das Handeln in der Gesellschaft ermöglicht, indem es eine Ordnungsfunktion erfüllt und vergangenes Handeln mit zukünftigen Vorstellungen und Erwartungen in einen Sinnzusammenhang stellt (Schütz 1971, 1974; Koselleck 1989; Kretschmann 2009; vgl. auch Fischer/Kohli 1987: 30 ff., zitiert nach Leonhard 2017: 70).

Ein wissenssoziologischer Blick führt demnach in erster Linie zu einer Verschiebung der in der Biographieforschung gängigen Perspektive auf die in der individuellen Biographie aufgeschichteten Erfahrungsebene der Lebensgeschichte hin zur Rekonstruktion sich wandelnder Wissensstrukturen im Kontext biographischer Arbeit, verstanden als soziale Praktiken des Biographisierens. Im Vordergrund stehen neben dem Verständnis von Biographie als sozialer Konstruktion (Berger/Luckmann 1989) die Funktionalität, Relevanz und Veränderbarkeit biographischen Wissens für bzw. in der Gegenwart. Eine wissenssoziologische Auseinandersetzung mit Biographie ermöglicht demgemäß Erkenntnisse über Konstitution, Wandel und Tradierung biographischen Wissens vor dem Hintergrund sozialer (Wandlungs-)Prozesse und Rahmungen und weist darüber auf die Einbettung des Biographischen in übergeordnete soziale Strukturen wie etwa Diskurse oder Strukturveränderungen hin. Insbesondere über gruppenförmerige Erhebungsmethoden wie das Familiengespräch lassen sich im Gegensatz zum narrativen Interview als gängiger Interviewform der Biographieforschung auch kollektiv geteilte Wissensbestände in gemeinsamen Aushandlungspraktiken des Erlebten abbilden und analysieren. Auf diese Weise geraten nicht nur die individuelle Verarbeitung von Erfahrungen und die Konstitution von Wissen in den Blick, sondern auch die gesellschaftlichen Zusammenhänge und sozialen Praktiken, in die biographisches Wissen eingebunden ist (vgl. Dausien/Hanses 2017; Hanses 2018).

⁴ Eine ähnliche Argumentation findet sich auch in der Diskussion um ein individuelles und soziales Gedächtnis. Träger von Wissen und Akteure des Vergangenheitsbezugs sind größtenteils Individuen, was auch schon Halbwachs (1967) in seiner Theorie zum kollektiven Gedächtnis herausgestellt hat. Über den Begriff sozialer Bezugsrahmen stellt er individuelles Erinnern und Vergessen jedoch in einen sozialen Zusammenhang und geht davon aus, dass jede Gedächtnisleistung immer in ein Kollektivgedächtnis eingebettet ist. Diese Annahme gilt auch in den Neurowissenschaften als anerkannt (Welzer 2002).

Innerhalb der Biographieforschung ist durchaus die Vorstellung eines individualisierten Biographiekonzepts vertreten (vgl. Traue 2006; Truschkat 2018) – Dausien und Hanses sprechen hier von einem verengten Biographiebegriff, der „Teile des konzeptionellen Potenzials der Biographieforschung ungenutzt“ (Dausien/Hanses 2017: 174) lasse. Im Zentrum des Interesses stehen das Individuum und seine Perspektive auf die eigenen Erfahrungen (Marotzki/Alheit 2002: 186; Traue 2006: 1569). Die kollektive Perspektive etwa im Kontext familialer Tradierung biographischen Wissens über intergenerationale Zugänge wird in der Biographieforschung hingegen bislang nur vereinzelt berücksichtigt.⁵ Der vorliegende Beitrag setzt an dieser Stelle an und versteht biographisches Wissen respektive die Biographie in Abgrenzung dazu nicht als individuelles Produkt, sondern als soziales Konstrukt (Alheit/Dausien 2000; Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997). Jede Interpretation eigener biographischer Handlungen und Erfahrungen⁶ ist in gesellschaftliche Deutungsrahmen bzw. kulturell geformte Bezugsschemata (Brandhorst 2015: 21 f.) eingebunden und lässt sich als Teil eines sozialen Gedächtnisses (Halbwachs 1967; Hanses 2010: 251; Leonhard 2018) oder – um es mit Bourdieu auszudrücken – als „sozialisierte Subjektivität“ (Bourdieu/Wacquant 1996) begreifen. Biographisches Wissen, so Dausien und Hanses, werde in „sozialweltlichen Orientierungsmustern und institutionalisierten Praktiken gesellschaftlich erzeugt, strukturiert und für Handlungen genutzt“ (Dausien/Hanses 2017: 175; vgl. auch Hanses 2018). Individuelle und gesellschaftliche Erfahrungen sind untrennbar miteinander verwoben, was vor allem für die Interpretation empirischer Daten bedeutsam ist. Biographisches Wissen lässt sich demzufolge sowohl als individueller Blickwinkel auf kollektive Strukturen als auch als soziale Formung des Individuellen begreifen: jede biographische Erfahrung ist in gesellschaftliche Strukturen eingebettet, aber dennoch in ihrer Bedeutungszuschreibung individuell.

Nina Leonhard geht in ihrem Handbuchartikel auf die Schnittstelle zwischen Biographie und Gedächtnis ein und beschreibt erstere als Gedächtniskategorie, „mittels derer die Modi gegenwartsbezogener Sinnbildung, die sich als Erzählungen über das Leben niederschlagen, genauer gefasst werden können“ (Leonhard 2018: 512). Im Zentrum sozialer Gedächtnisforschung stehen das Prozesshafte des Vergangenheitsbezugs aus der gegenwärtigen Perspektive und damit die „Gewordenheit sozialer Ordnung“ (Dimbath/Heinlein 2015: 17). Leonhard sieht in der Analyse der Biographie eine Möglichkeit, sich diesem Gewordensein – sowohl in Form latenter sozialer Praktiken als auch explizierbarer Orientierungen – anzunähern (Leonhard 2018: 515). In einer narrativen Selbstpräsentation nehmen Subjekte Bezug zu gesellschaftlichen, institutionellen und intersubjektiven Wissensordnungen, die die jeweils subjektive Aneignung des Wissens durch die einzelnen Akteure widerspiegeln (vgl. Hanses 2010: 253).

Dausien und Hanses zufolge stellt insbesondere die Heterogenität biographischen Wissens die Biographieforschung vor die Herausforderung, die sozialen Herstellungsprinzipien und Anwendungspraxen zu berücksichtigen, die zur Grundlage biographischer Arbeit und Reflexion (etwa im narrativen Interview oder aber in gruppenförmigen

5 Es liegen bislang einige Studien innerhalb der Biographieforschung vor, die Familiengespräche anwenden (Inowlocki 1993, 2000, 2001, 2017; Keppler 1994; Rosenthal 1995, 2010; Rosenthal/Stephan/Radenbach 2011; Rosenthal/Bogner 2018).

6 Dimbath/Heinlein nehmen für die Begriffsbestimmung der Erfahrung eine Differenzierung zwischen Ereignis, Erlebnis und Erfahrung vor. Letztere ist an einen Bewusstseinsakt gebunden, der ein Erlebnis mit Sinn versieht und darüber erinnerbar macht (vgl. Dimbath/Heinlein 2015: 83 ff.).

Erhebungsformen) herangezogen werden. Sie muss sich also mit der Herstellung sozialer Wissensstrukturen befassen, um das Biographische vor diesem Hintergrund betrachten zu können. Eine Möglichkeit, sich dieser Herstellung empirisch zu nähern, stellt der kollektive Zugang der Datenerhebung dar. Auf diese Weise gelingt ein Setting, das am Beispiel des familialen Dialogs über die DDR-Vergangenheit Konstitutions- und Tradierungsprozesse biographischen Wissens in Bezug auf soziale und lebensweltliche Diskontinuität zum Gegenstand macht. Im Familiengespräch kommt es zu einer wechselseitigen Aushandlung erfahrungsbasierter Wissensstrukturen der Elterngeneration mit Orientierungen und Wissensbeständen der Kinder, die bedingt durch den gesellschaftlichen Bruch 1989 keine direkten biographischen Erfahrungen mit der DDR gemacht haben. Der intergenerationale Dialog, bildet somit als soziale Praktik einen Raum für die Rebiographisierung des Erlebten. Neben biographischen Erfahrungen fließen darin auch diskursiv geformte Wissensstrukturen ein, die als soziale Rahmung auf die familiäre Kommunikation wirken und biographisches Wissen in gesamtgesellschaftliche Deutungszusammenhänge einbeziehen.

Infolge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse und biographischer Umbrüche, die Schütz im Zusammenhang mit den Erfahrungen des Fremden als „Krise“⁷ bezeichnet, kommt es zur Infragestellung biographischen Wissens, sodass das Denken nicht mehr „in den gewohnten Bahnen“ (Schütz 2011: 64) verläuft. Biographische Arbeit⁸ im Sinne einer Aushandlung biographischen Wissens ermöglicht dann auch in diskontinuierlichen Zeiten handlungsfähig zu bleiben und eine stabile Identität auszubilden. In Anlehnung an sozialkonstruktivistische Theorieangebote und ethnographische Forschungsprogramme, die etwa in der Geschlechterforschung über den Begriff des *doing gender* (Faulstich-Wieland 2004; Gildemeister 2010) die interaktions- und handlungsbasierte Blickrichtung auf die Konstruktion von Geschlechtlichkeit verdeutlichen, wird hier ein *doing biography* (Dausien/Kelle 2009) als Form biographischer Arbeit aufgegriffen. Die Perspektive auf Biographie als aktive Aushandlung verschiebt den Fokus von der Inhaltsebene biographischen Wissens hin zur sozialen Praktik des (Re-)Biographisierens. Biographien stellen als Form sozialer Gedächtnisse somit keine Repräsentation einer faktischen Lebensgeschichte bereit. Vielmehr beinhalten sie Wissensstrukturen, die wir nicht per se besitzen, sondern die sich immer wieder neu konstituieren.

7 Gabriele Rosenthal spricht im Fall biographischer Krisen, die auf Strukturveränderungen im Zuge gesellschaftlichen Wandels zurückgehen, von „heteronom produzierten Krisen“ (Rosenthal 1987: 40ff.). Das Individuum hat auf diese Wandlungsprozesse, die sich auf die eigene Biographie auswirken, keinen Einfluss, sondern ist dazu gezwungen, sich in Form biographischer Arbeit damit auseinanderzusetzen. Die besondere Herausforderung für biographische Arbeit in Zeiten gesellschaftlichen Wandels besteht Leonhard zufolge darin, eigene und fremde Erwartungen gemäß aktuell gültiger Wissensstandards und in Bezug auf eine imaginierte Zukunft miteinander in Beziehung zu setzen, sondern bedingt durch den Umbruch zugleich den Blick auf eine „als vergangen klassifizierte Wirklichkeit“ (Leonhard 2017: 74) zu richten, was eine Anpassung der Biographie an die veränderten Umstände erforderlich macht.

8 Eng verknüpft mit dem Begriff biographischer Arbeit ist der von Inowlocki (1993; 2017) eingeführte Terminus „Generationsarbeit“. Die Autorin bezieht sich auf gesellschaftliche Wandlungsprozesse und fragt nach dem intergenerationalen Umgang mit dem Abhandenkommen routinisierten Handelns im Sinne des „Rezeptwissens“, das nun seine Gültigkeit und Anwendbarkeit verloren hat (vgl. auch Apitzsch 1999: 173). In diesem Fall entstehen Bedingungen, unter denen die Generationen im wechselseitigen Austausch eine neue, gemeinschaftliche Handlungspraxis und Biographie entwickeln können (und müssen), was Inowlocki als Generationsarbeit bezeichnet. Nina Leonhard spricht im Kontext biographischer Arbeit im Umbruch von „Gedächtnisarbeit“, womit die gesellschaftlich-institutionelle sowie autobiographische Auseinandersetzung mit dem Wandel von Wissensbeständen und Wirklichkeitsordnungen gemeint ist (vgl. Leonhard 2017: 87 f.).

Gerade der dynamische gedächtnissoziologische Zugang unterscheidet den vorliegenden Beitrag von bisherigen Arbeiten, die sich mit der Verbindung von Biographie und Wissen auseinandersetzen. Vor diesem Hintergrund erscheint Wissen als Dispositiv und interaktiver Handlungszusammenhang, als die Möglichkeit, „etwas in Gang zu setzen“ (Stehr 2003: 31). Auch eine biographische Erzählung als narratives Sichtbarmachen biographischen Wissens ist hochgradig selektiv (was insbesondere methodische und methodologische Konsequenzen hat, wenn es um die Frage der Repräsentation und Faktizität vergangenen Wissens im Forschungsprozess geht). Im Folgenden werden die Strukturveränderungen im Zuge der Systemtransformation nach 1989 unter einer wissenssoziologischen sowie einer biographietheoretischen Perspektive aufgegriffen.

3. Wissen im Umbruch – die DDR-Transformation aus wissenssoziologischer und biographischer Perspektive

Grundlegend für den gesellschaftlichen Wandel, der sich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in allen postsozialistischen Ländern im Allgemeinen und in der DDR im Besonderen vollzog, ist die Tragweite und Geschwindigkeit der Veränderungen, die sich auf unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen erstrecken und sich zugleich in einem sehr knappen Zeitrahmen vollziehen (vgl. Kollmorgen 2003). Neben einem Wandel politischer und ökonomischer Strukturen erlebt die ostdeutsche Teilbevölkerung mit dem Beitritt in den „Fertigstaat“ (Staud 2003) der Bundesrepublik insbesondere auch sozio-kulturelle Veränderungen. Etablierte Orientierungen und Wissensbestände werden dadurch obsolet oder zumindest in Frage gestellt. Wissenssoziologisch betrachtet stellen die Veränderungen einen Großteil der ostdeutschen Bevölkerung vor die Herausforderung, ihr individuelles wie gesellschaftlich konstruiertes Wissen (explizit wie habituell) mit neuen Wissensbeständen in Form von Normen, Deutungsmustern und Relevanzstrukturen in Einklang zu bringen (Schütz 2011; vgl. Leonhard 2017). Sie müssen neue Orientierungen, Fertigkeiten und Handlungsroutinen ausbilden, was wiederum durch eine Verschiebung biographischer und kollektiver Relevanzmuster und Sinnzusammenhänge die Perspektive auf die eigne Biographie verändert. Diese Überlegungen knüpfen an Halbwachs' Vorstellung der Rekonstruktivität von Erinnern und Vergessen an (Halbwachs 1967) und beschreiben den Umstand, dass wir morgen über gestern ganz anders denken können als heute.

Den Ostdeutschen wird in diesem Zusammenhang neben anderen Charaktereigenschaften eine gewisse „Umbruchkompetenz“ (Pates 2013: 11) attestiert. Diese Zuschreibung verdeutlicht die Perspektive auf ehemalige DDR-Bürger*innen als angepasst Lernende, die in der Lage sind, den sozial-biographischen Wandel zu meistern, indem sie eine Expertise im Umgang mit neuen Herausforderungen entwickeln. Daneben zeigt sich aber auch eine fordernde Haltung nach genau dieser Kompetenz, was Toralf Staud mit den Worten der „geräuschlosen Adaption“ (Staud 2003: 267) umschrieben hat.

Womit nun ein Großteil der ostdeutschen Bevölkerung nach 1989 konfrontiert wird, ist eine Entwertung ihrer biographischen Erfahrungen und bisheriger Wissensbestände im Zuge des gesellschaftlichen Wandels (vgl. Bergem 2005: 323).⁹ Dabei handelt es

9 Nina Leonhard spricht im Zusammenhang der Konfrontation mit neuem Wissen im Zuge des Vereinigungsprozesses auch von einer „Integrationsproblematik“ (Leonhard 2017: 16), die sie empirisch anhand von Angehörigen des Offizierskorps der Nationalen Volksarmee der DDR (NVA) untersucht.

sich zum einen um eine kollektiv-biographische Abwertung durch den in der Öffentlichkeit geführten DDR-Diskurs. Die Vergangenheit wird in erster Linie vor dem Hintergrund der zweiten deutschen Diktatur eingeführt, sodass hier ein Abschreckungsnarrativ fortgesetzt wird, das mit der schleppend in Gang gekommenen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit begonnen hat. Ein Grundproblem besteht in der diskursiven Schiefelage der öffentlichen Auseinandersetzung, da die ostdeutsche Teilgeschichte auf dem Resonanzboden einer gesamtdeutschen Öffentlichkeit verhandelt wird, die den Handlungsbedingungen der Ostdeutschen jedoch mehrheitlich gar nicht ausgesetzt war (Sabrow 2009; Haag 2018b: 222). Die Beauftragung von Enquete-Kommissionen des Bundestags zur Aufarbeitung der DDR-Vergangenheit führt zur Etablierung eines überwiegend westdeutschen Elitendiskurses „über die Anderen“, der die Biographien vieler Ostdeutscher, die sich nicht in die Gruppe des politischen Widerstands einreihen können, mit dem politischen Stempel des Mitläufertums und der Demokratieverweigerer versieht. Die DDR wird als rückständig und nachholend betrachtet, die ostdeutsche Kultur nicht selten als defizitär degradiert, anstatt sie in ihrer Andersartigkeit anzunehmen (Ahbe 1997).

Für den Großteil der Ostdeutschen war mit den 1990er-Jahren die Konstruktion von Selbstnarrationen, Lebensgeschichten und Erinnerungen, die sowohl biographisch als auch gesellschaftlich anschlussfähig waren, erheblich schwieriger geworden. Ein wichtiger Grund dafür war, dass die professionellen identitätsstabilisierenden Diskurse, die Meta-Erzählungen, die Symbole und Artefakte, die die Erinnerung moderieren bzw. stabilisieren, verschwunden oder entwertet und stigmatisiert waren (Ahbe 2004: 131, Hervorhebung im Original).

Die Stoßrichtung öffentlicher Auseinandersetzungen mit der DDR-Vergangenheit löst bei vielen Ostdeutschen ein Gefühl biographischer Entwertung, Geringschätzung und fehlender Anerkennung auf diskursiver Ebene aus, was sich in Identitäts- und Sinnkrisen ausdrückt. Darin spiegeln sich diskursive Machtverhältnisse wider, die etwa im Migrationskontext unter der Figurationsbrille betrachtet an das Verhältnis zwischen Etablierten und Außenseitern erinnern (Elias/Scotson 1993; Broden/Mecheril 2007). Vergangenheitsdeutungen, die von der Mehrheitsgesellschaft anerkannt werden, stehen einem im Foucaultschen Sinne „lokalen Wissen“¹⁰ vieler DDR-Bürger*innen gegenüber, das sich der Macht dominierender Wissensordnungen widersetzt (vgl. Hanses 2010: 257) und durch Heterogenität, Antagonismen, Ambivalenzen und Paradoxien gekennzeichnet ist (vgl. Waldschmidt/Klein/Korte 2009: 187). Dieses Wissen gilt aus

10 In seiner Vorlesungsreihe „In Verteidigung der Gesellschaft“ (1999) beschreibt Foucault das lokale Wissen als eine Untergattung disqualifizierter, unterdrückter Wissensarten, in denen sich gesellschaftliche Machtverhältnisse offenbaren. Lokales Wissen ist an die Person und lokale Lebenswelt gebunden und widersetzt sich dominierenden Wissensordnungen in der Gesellschaft, wodurch sein kritisches Potential wirksam wird (vgl. Hanses 2010). In Bezug auf methodische Fragen der Ermittlung lokaler Wissensbestände in biographischen Selbstpräsentationen spricht Hanses davon, dass lokales Wissen vor allem anhand seiner Wirkung – also anhand seiner „Stärke [...]“, mit dem es sich allem widersetzt“, analytisch zur erfassen ist (ebd.: 258). In Bezug auf das Verhältnis von Biographie und Institution stellen Alheit und Hanses (2004) sowie Hanses (2018) ferner eine hierarchische Ordnung von Wissen heraus, in der in der Regel ein Missverhältnis zwischen biographischem und professionellem Wissen besteht. Ersteres gilt als untergeordnete oder gar unterdrückte Wissensform im institutionellen Zusammenhang, die jedoch auch – ähnlich wie bei Foucault – zu einer Art ermächtigendem Gegenwissen werden kann (vgl. Hanses 2010, zitiert nach Dausien/Hanses 2017: 180).

Sicht hegemonialer Diskurse als disqualifiziert (vgl. ebd.: 189), weil es Leitvorstellungen oder wissenschaftlich etablierten Erkenntnissen widerspricht. Nichtsdestoweniger besitzt es lebensweltlich eine hohe Relevanz und ist insbesondere in partikularen Erinnerungsgemeinschaften wie der Familie verankert, wo es im intergenerationalen Austausch tradiert und rekontextualisiert wird (vgl. Haag 2018). Auch Alheit, Bast-Haider und Drauschke beziehen sich auf Fragen intergenerationaler Verarbeitung der DDR-Transformation. Die Autor*innen stoßen in ihrer Studie zur „zögernden Ankunft im Westen“ auf eine ostdeutsche Modernisierungsresistenz im Sinne der Fortschreibung einer „quasi-feudale[n]‘ Formierung des sozialen Raumes“ (Alheit/Bast-Haider/Drauschke 2004: 321). Über Tandeminterviews mit jeweils einem Großelternteil und einem Enkelkind entsteht die Typologie „Persistenz“, „Modernisierung“ und „Bruch“ bezogen auf Erwerbsverläufe der Protagonist*innen. Darin gehen die Autor*innen jedoch nicht auf Fragen der Anerkennungsproblematik im Kontext einer Modernisierungsresistenz ein. Broden und Mecheril sprechen vor dem Hintergrund der Anerkennung und Sichtbarmachung von Identitäten in einer von Differenz- und Dominanzverhältnissen geprägten Gesellschaft von einer „repräsentationalen Ungleichheit“ (Broden/Mecheril 2007: 15), was sich auf die ostdeutsche Bevölkerung im Post-DDR-Diskurs übertragen lässt (vgl. Haag 2018b: 226). Hinter Zuschreibungen wie dem „Ossi“ verbergen sich hierarchische Strukturen gesellschaftlicher Deutungshoheiten und Abgrenzungsmechanismen, wie man sie im Migrationskontext aus Debatten um das Fremdsein kennt (vgl. Sutterlüty/Neckel 2006; Sutterlüty/Neckel/Walter 2008). Auch über den Heldenmythos der ostdeutschen Bürgerrechtler*innen, die immer „fremde Helden“ (Wagner 1999: 151) bleiben, wird ein Abgleich der Ostdeutschen an westdeutschen Normalbiographien deutlich.

Neben der kollektiven Abwertung im Post-Wende-Diskurs ergibt sich für viele Ostdeutsche eine tatsächliche biographische Abwertung durch strukturelle Veränderungen jenseits diskursiver Machtstrukturen und gesellschaftlicher Leitnarrative. Ein Phänomen, das in Ostdeutschland bis heute anhält, ist die hohe (Langzeit-)Arbeitslosigkeit, die größtenteils als Resultat wirtschaftlicher Rationalisierungsmaßnahmen angesehen werden kann und auf demographische Veränderungen durch eine signifikant hohe Abwanderung(-sbevölkerung) und Schließungsquote (ehemals verstaatlichte Betriebe) zurückgeht. So sanken die Beschäftigungszahlen in den neuen Bundesländern zwischen 1989 bis 1994 um 3,5 Millionen von 9,8 auf 6,3 Millionen. 1999 lag sie nur noch bei rund 5 Millionen (Vogel 2000: 215). Auch wenn sich die Quote in den letzten Jahren verbessert hat und sich nach einem gravierenden Auseinanderdriften zwischen Ost und West Anfang 2000 wieder annähert, sind in Ostdeutschland nach wie vor mehr Menschen ohne Arbeit als im westlichen Teil des Landes (Bundesagentur für Arbeit 2018). Arbeitslosigkeit führt dazu, dass bedingt durch den Umstand der annähernden Vollbeschäftigung in der DDR die Betroffenen die Veränderung als radikalen und bisher unbekannten Bruch erwerbsbiographischer Kontinuität erleben (Vogel 2002: 117), der – wie auch die diskursive Abwertung – mehrheitlich zu Identitätskrisen führt.

Beide Abwertungsmechanismen konfrontieren einen Großteil der ostdeutschen Bevölkerung mit der Notwendigkeit einer narrativen Rebiographisierung¹¹, die dazu

11 Michael Kaupert (2010) spricht im Zusammenhang mit biographischer Kommunikation von der „narrative[n] Rückeroberung von Subjektivität“ (Kaupert 2010: 123; zitiert nach Leonhard 2017: 71) im Zuge enttäuschter Erwartungen. Darin drückt sich ein sinnhafter und funktionaler Zusammenhang zwischen

dient, die erfahrene diskursiv-symbolische und sozialstrukturelle Abwertung mit dem Bedürfnis nach Anerkennung und Wertschätzung in Einklang zu bringen. Dies lässt sich aus biographietheoretischer und wissenssoziologischer Perspektive mit dem Bild der „wissens- und orientierungsmäßig Wandernden“ (Haag 2018b: 217) beschreiben: Die strukturellen und sozio-kulturellen Veränderungen rufen bei vielen ehemaligen DDR-Bürgern und Bürgerinnen – insbesondere dann, wenn sie mit einem berufsbiographischen und damit auch sozialen Abstieg konfrontiert sind – ein Gefühl der Irritation und Orientierungslosigkeit hervor, was Karen Sievers bezogen auf städtebauliche Maßnahmen und die heimatliche Bindung mit dem Titel „Lost in Transformation“ (2015) umschreibt. Inwiefern die Betroffenen tatsächlich „verloren“ sind oder durch ein aktives *doing biography* einen Teil ihrer Selbstbemächtigung zurückgewinnen, wird im nächsten Kapitel anhand von Interviewausschnitten analysiert. Im Fokus der Betrachtung steht dabei die Frage, welche narrativen Strukturen Betroffene ausbilden, um die erfahrene diskursiv-symbolische und sozial-ökonomische Abwertung mit dem Bedürfnis nach Anerkennung und Wertschätzung in Einklang zu bringen.

4. *Doing biography* im Kontext sozialer und symbolischer Abwertung

Die empirische Grundlage der nachfolgenden Analyse bildet ein Forschungsprojekt, das sich mit der Tradierung DDR-bezogener Wissensbestände und der Konstitution sozialer Gedächtnisse vor dem Hintergrund sozialen Wandels in Ostdeutschland befasst (Haag 2018). Darin treten im Spannungsfeld zwischen symbolischer sowie sozialer Abwertung und dem Wunsch nach Anerkennung¹² und Selbstbemächtigung vergangene und gegenwärtige Wissensstrukturen und antizipierte Zukunftserwartungen in Wechselwirkung. Für die nähere Betrachtung werden Passagen mit Abstiegs- und Entwertungserzählungen und deren narrativ-biographischer Verarbeitung aus zwei Familiengesprächen (Erhebungszeitraum 2012) ausgewählt. Im Sample von insgesamt zehn Familien repräsentieren die ausgewählten Fälle eine Gruppe ostdeutscher Familien, die zur DDR-Zeit dem SED-Milieu und damit den Etablierten (Elias/Scotson 1993) des Landes angehörte. Im Zuge der Systemtransformation erlebten die Familien den Verlust der Arbeit, der hier auf den politisch-institutionellen Wechsel von Eliten bzw. dem politischen Machtapparat angehörigen Führungspersonen zurückgeht¹³. Mit der politischen Wende werden sie zu Außenseitern im eigenen und zugleich fremden Land (vgl. Haag 2018b). Gerade darin offenbart sich ein Spannungsverhältnis, das sich insbesondere auf die biographische Arbeit in Form von Wissensinkongruenzen niederschlägt:

Vergangenem (Erfahrung) und Zukünftigem (Erwartung) aus, auf den bereits Koselleck (1989) hingewiesen hat, der biographische Arbeit in der Gegenwart erforderlich macht.

¹² Die Theorie sozialer Anerkennung steht in engem Zusammenhang mit Fragen sozialer Identitätsbildung (vgl. Ricœur 2006). Charles Taylor sieht Identität „teilweise von der Anerkennung und Nichtanerkennung, oft auch von der Verkennung durch andere geprägt, so dass ein Mensch oder eine Gruppe von Menschen wirklichen Schaden nehmen, eine wirkliche Deformation erleiden kann, wenn die Umgebung oder die Gesellschaft ein einschränkendes, herabwürdigendes und verächtliches Bild ihrer selbst zurückspiegelt. Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen“ (Taylor 1993: 13 f.). Axel Honneth (2010, 2018), der mit Liebe, Respekt und sozialer Wertschätzung drei Grundformen sozialer Anerkennung unterscheidet, geht davon aus, dass insbesondere die Erfahrung der Missachtung „ein Bewusstsein über versagte Lebenschancen“ (Borst 2003: 122) hervorruft.

¹³ Zum Elitenwechsel in Ostdeutschland siehe etwa die Arbeiten von Christian Welzel (1997) und Jaeck/Harm/Aderhold (2013).

Das biographische Wissen der Familien, das in diesen Fällen eng an die Erfahrung der Zugehörigkeit zur politischen bzw. staatlichen Elite gebunden ist, gerät durch die retrospektive Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit (symbolisch-diskursiv) einerseits und den Verlust der Arbeit (sozial) andererseits in eine Wissenskrise, die zu intergenerationalen Praktiken der Rebiographisierung führt. Das familial geteilte Erfahrungswissen gerät im Zuge der gesellschaftlichen Fokussierung auf die DDR als Diktatur und die damit einhergehende Delegitimierung ehemaliger DDR-Eliten in einen Strudel aus Rechtfertigung, Abgrenzung und Selbstbemächtigung oder mündet – wie wir im zweiten Fall sehen werden – in intendiertes Schweigen über die Vergangenheit.

Familie Hoffmann

Familie Hoffmann ist wohnhaft in Berlin. Sohn Sascha kommt 1988 zur Welt und bezeichnet sich heute noch als „DDR-Kind“. Vater und Mutter, beide Diplom-Betriebswirte, geboren 1961 und 1962, führen einen Getränkehandel, da sie im Zuge der politischen „Wende“ ihre Arbeitsstellen verloren haben. Bis 1989 arbeitete der Vater im Ministerium des Inneren (MDI), im Bereich Personenschutz, der wiederum dem Ministerium für Staatssicherheit (MfS) zugeordnet war. Die Mutter war zu DDR-Zeiten im Einzelhandel tätig. Beide gehörten als überzeugte Sozialisten der SED an.

Als zentrales Narrativ der Familie lässt sich eine empfundene Diffamierung und Geringschätzung im öffentlich geführten DDR-Diskurs feststellen, der für sie eine Entwertung ihrer Biographien bedeutet. Neben der sozialen Entwertung durch eine, wie Sohn Sascha es nennt, „Geschichtsverfälschung“ im Diktaturgedächtnis¹⁴ (Sabrow 2009) der BRD, erfahren die Eltern durch den Verlust der Arbeit eine soziale Herabstufung, die ihr Leben „von einem Tag zum anderen oder von der einen Woche zur anderen (...) komplett aufn Kopf gestellt“ hat. Damit einher geht eine Infragestellung der gesamten Existenz, „die war einfach kaputt“. Die Wendezeit erleben die Eltern folglich als „Betäubung“, sie seien „wie geimpft“ gewesen.

Die folgende Passage verdeutlicht die Auswirkungen, die sich für Familie Hoffmann durch den Systemwechsel ergaben:

Vater H: Das¹⁵ kann man, das kann sich ein Westdeutscher überhaupt nicht vorstellen, wie das ist, weil der das nie erleben wird wahrscheinlich. So schlimm, so ne Herabstufung von 100 auf Null. Dein ganzes Wertgefühl, du warst plötzlich nichts mehr. Du warst eine Null.

Mutter H: nichts.

Vater H: Du wurdest nicht mehr gebraucht, du warst eigentlich überflüssig. Wieso bist du eigentlich noch da? So hat man sich gefühlt, ne. (...) Weil is doch klar: Ich war was, ich hab was dargestellt, ich hab Fähigkeiten, Fertigkeiten,

¹⁴ Sabrow (2009) unterscheidet mit Blick auf die Erinnerung an die DDR zwischen Diktaturgedächtnis, Arrangementgedächtnis und Fortschrittsgedächtnis. Im Diktaturgedächtnis überwiege der Diktaturcharakter des SED-Regimes, wohingegen im Arrangementgedächtnis die Selbstbehauptung des Einzelnen bzw. einer Gruppe unter den Bedingungen der Diktaturerfahrung bzw. im Fortschrittsgedächtnis die sozialistische Grundidee als fortschrittliches Gesellschaftssystem erinnert werde.

¹⁵ Fettgedruckt = lautes, emotionales Sprechen

dementsprechend hatte ich auch meine Stellung in der Gesellschaft. Und dann war dies alles nichts mehr wert. Ich war plötzlich –

Mutter H.: Im Gegenteil.

Vater H.: Eine Persona non grata, die war eigentlich, ich hätte auch nach Afrika gehen können, das hätte auch ken interessiert. Das war, das war schlimm, das war eigentlich mit das Schlimmste, was sie den Leuten angetan haben.

Die obige Sequenz verdeutlicht über das impulsive Sprechen des Vaters die Tragweite der erfahrenen Entwertung, die mehrfach artikuliert wird. Man war „überflüssig“ und „nichts mehr wert“. Was die Familie beschreibt, ist in erster Linie die Stellung in der Gesellschaft, das Gefühl, gebraucht zu werden, woran der Vater sein eigenes Wertgefühl bemisst. Ein wertvolles Mitglied des sozialen Lebens zu sein, setzt er der „Herabstufung von Hundert auf Null“ entgegen. Er wird nicht mehr gesehen, hat über den Arbeitsplatzverlust seine soziale Stellung und damit die Wertigkeit als Person verloren. Seine konkrete berufliche Tätigkeit im Bereich des Personenschutzes bleibt in dieser Erzählung unerwähnt. Es ist kein Arbeitsverlust, wie ihn ein Großteil der DDR-Bürger*innen im Zuge wirtschaftlicher Rationalisierungs- und Umstrukturierungsmaßnahmen erlebt hat, sondern Ausdruck der politischen Wende.

Erst im weiteren Gesprächsverlauf offenbart sich, dass die väterliche Reaktion ein Gefühl der Verletztheit durch den öffentlich geführten DDR-Diskurs widerspiegelt. Bereits in der Eingangspassage des Gesprächs äußert der Vater die Schwierigkeit, sich öffentlich über die DDR-Vergangenheit zu äußern, wobei er hier deutlich von der eigenen Vergangenheit spricht und einen Selbstbezug herstellt:

Vater H.: Ja, das hat schon seine Ursachen, warum das so ist. Warum man auch vorsichtig geworden ist, das ist schlimm genug, dass man über seine eigene Vergangenheit nicht überall und alles erzählen kann. Was heißt darf, man machts einfach nicht, weil man Nachteile dadurch befürchtet und nicht nur befürchtet, sondern die kommen auch. Ob das im Beruf ist, oder egal, wo man hingeht, wenn man sich dazu ehrlich äußern würde, hätte man ein Problem, oder hat man eigentlich ja.

Mutter H.: Man ist ein anderer Mensch.

(...)

Vater H.: Ansonsten bin ich heut noch der Meinung, und das ham wir ihm auch so vermittelt, (...) gibt es n System, (...) was durchaus ne Alternative darstellen würde, zum Beispiel die DDR. Was immer noch gerechter, sozial gerechter, auch für die Menschen eigentlich besser wäre. Aber (...)

Sascha: Ja, da kommt ja der Haken, den ich jeden Tag habe: Im Prinzip, dass mir was anderes vermittelt wird. Zu sagen: Alles war schlecht. Nicht mal teilweise, das war einfach n böses System. Ganz böse und das hier ist das einzig Wahre. Dass alles, was gesagt wird oder was das Gegenteil behauptet, quasi falsch ist. Oder eigentlich schon einfach nur – naja, dann kommen halt die klassischen Klischees, irgendwie.

Mutter H.:(leise) alle waren im Knast.

Sascha: Ja, alle wurden überwacht.

Während der Vater zunächst von der Unmöglichkeit spricht, sich öffentlich zu seiner eigenen Vergangenheit zu äußern, wird im weiteren Verlauf deutlich, dass die eigene Biographie stets vor dem Hintergrund übergreifender Deutungen verhandelt wird. Er möchte eigentlich auf die Vorzüge des alternativen Systems DDR zu sprechen kommen und darüber seine eigene Perspektive in einen übergeordneten Rahmen stellen, doch Sascha verharret auf der diskursiven Einseitigkeit, welche die DDR als „böses System“ erscheinen lässt. Darin scheint die Unfähigkeit auf, sich über die eigenen Erfahrungen öffentlich zu äußern, was unmittelbar mit dem Deutungsrahmen, die DDR als Diktatur zu verstehen, zusammenhängt. Dahinter verbirgt sich die Entlarvung als „Täter“, der das totalitäre System aktiv mitgetragen hat. Der Wechsel der Fahne, den viele seiner Kollegen im Zuge der Wiedervereinigung als Maßnahme gegen die Arbeitslosigkeit vollzogen haben, kommt für den Vater einem „Verrat am Fahneneid“ und damit einer Selbstausslieferung an diejenigen gleich, die seine Vergangenheit in Frage stellen. Folglich nimmt er den Kampf gegen die Arbeitslosigkeit märtyrerhaft in Kauf, um seine Überzeugung und vor sich selbst sein Gesicht zu wahren. Dadurch gelingt es ihm, den Bruch mit dem biographischen Wissen zu verarbeiten, das größtenteils an den Erfahrungsraum der DDR und die Zugehörigkeit zum Establishment gebunden ist und das nun am gesellschaftlichen Diskurs und der sozialen Abwertung fragmentarisch zu werden droht. Im weiteren Gesprächsverlauf entwickelt sich zunehmend eine narrative Strategie, die der diskursiven Macht der Öffentlichkeit trotzig und wütend mit einer partikularen Gegenmacht antwortet. Die Erzählung nimmt missionarischen Charakter an, was im folgenden Gesprächsausschnitt erkennbar wird:

Vater H: Also wir versuchen schon, diesen Gedanken irgendwo wach zu halten, vor allen Dingen aber auch Leuten zu erklären, die überhaupt keine Ahnung davon haben, dass es da mal was gegeben hat. Was anders war, als was propagiert wird oder in der öffentlichen Meinung, was einfach anders war. (...) Das ist unsere Mission.

Sascha: Heidenführer.

Vater H: Ja, so kann man sagen. Was wir ihm auch übergeben haben.

Sascha: Ja, weil wirs halt einfach nicht zulassen, dass –

Vater H: Wir lassen uns nicht unterbuttern. Wenn man das ein bisschen realistischer und objektiver gesehen hätte, hat man gar keinen Grund, son bisschen böseartig dagegen vorzugehen. Aber es ist halt so, man wehrt sich eben bisschen gegen bestimmte Meinungen, die nicht stimmen. (...) Und umso unwahrer die sind, umso mehr wehrt man sich, umso, ist doch normal.

Die gesellschaftliche und soziale Marginalisierung ruft bei Familie Hoffmann eine Form der Gegentradierung und eine „Jetzt-erst-Recht-Haltung“ hervor, was insbesondere an der Formulierung „bisschen böseartig dagegen vorzugehen“, sichtbar wird. Dadurch stellt der Vater die familiäre Narration in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der in seinen Augen unrealistischen und nicht objektiven Darstellung der Vergangenheit im dominanten öffentlichen Diskurs. Über den missionarischen Charakter der Weitergabe DDR-bezogenen Wissens an Sohn Sascha, die den gesellschaftlichen Leitnarrativen entgegenwirken soll, gewinnt insbesondere der Vater die Deutungsmacht der Vergangenheit und damit zugleich eine Form der Souveränität und Selbstbemächtigung

zurück, die ihm im Zuge der Systemtransformation und der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem diktatorischen Charakter der DDR entzogen wurden. Das kollektive „Wir“ bindet Sascha und seine Eltern in eine Leidens- und Kampfgemeinschaft über die Grenze des Erfahrungswissens hinweg ein.

Vater H.: Naja, heute ist die allgemeine Meinung: Entweder du saßt in Hohen-schönhausen oder du warst bei der Staatssicherheit. So die zwei Kategorien von Menschen gabs in der DDR. Dazwischen gabs ja gar nichts mehr, son Quatsch. Viele hatten mit der Staatssicherheit überhaupt nichts zu tun. (...) Die wussten überhaupt nicht, dass es sowas gibt.

Sascha: Und es ist halt oft so, ich kann nicht so positiv über die DDR reden, das ist ja schlimm. Und das ist richtig schlimm, vor allem weil doch so viel Positives draus vorgegangen ist. Ein anderer Weg beschritten wurde. Meines Erachtens nach meistens ein besserer. Es gibt natürlich n paar Dinge, die tatsächlich nicht gut gelaufen sind und können nicht gutgeheißen werden. Aber das heißt halt nicht, dass es nicht trotzdem auch gute Dinge gab. (...) Ja, dass halt im Nach-hinein so krass diffamiert wird. Und Lügen ohne Ende, also das ist wirklich nicht mehr feierlich. Obwohl ich ja tatsächlich nicht so den krassen persönlichen Kontakt hab, weil ich da ja nicht gelebt hab. Geht mir trotzdem immer ans Herz, wenn einer sowas sagt und damit ja auch indirekt immer auch meine Eltern beleidigt, sag ich mal, oder denen Dinge unterstellt, is immer ein bisschen schwierig.

Sascha äußert hier, obgleich er sein mangelndes Erfahrungswissen einräumt, einen persönlichen Angriff und das Mitleiden, wenn es darum geht, die Erfahrungen der Eltern angegriffen zu sehen. Der Ausdruck, es gehe ihm „immer ans Herz“, verdeutlicht die Betroffenheit, die er empfindet. Er ist Teil der Leidensgemeinschaft, obgleich ihm der Zugang zur Unmittelbarkeit biographischer Erfahrung fehlt, was die Wirkmacht der Tradierung noch einmal unterstreicht. Vor dem Hintergrund von Erkenntnissen über Ablösungsprozesse in der Adoleszenz (vgl. u.a. King 2012) erscheint dieser Umstand besonders relevant. Saschas Empfinden, mit den Eltern mitzuleiden und sich gleichsam wie sie von der Öffentlichkeit stigmatisiert zu fühlen, überwiegt gegenüber dem an sich in der Jugendphase vorherrschenden Bedürfnis, sich von sozialisatorischen Bedingtheiten zu lösen und sich kritisch mit den Erfahrungen und Wertorientierungen der Eltern auseinanderzusetzen.

Entgegen dem Pauschalurteil, alles sei schlecht gewesen, sprechen die Hoffmanns insbesondere im Kontext materieller Werte über die Vorteile des sozialistischen Systems. So hätten sie Sascha in Verzicht und Wertschätzung erzogen und ihm diese Werte auch übertragen, was für sie im Gegensatz zum kapitalistischen System und dem immerwährenden Konsum stehe. Nachdem sich die Familie über die erste Gurke und das Anstehen unterhalten hat, zieht der Vater folgendes Resümee:

Vater H.: Mangelwirtschaft oder Mangel is auch nicht schlecht, äh is auch nicht gut, hat aber den Vorteil, dass du immer was hast, worauf du dich freuen kannst. Wenn du was Besonderes gekriegt hast, hat sich die ganze Familie drüber gefreut. Da gabs am Wochenende eben mal was ganz Besonderes. Schweinelende

oder so, oder Rouladen. Das waren eben einfach so Dinge, die hast du dir nicht oft gegönnt.

Mutter H.: Gab es auch nur am Wochenende –

Vater H.: Aber dann wars was Besonderes!

Mutter H.: Am Sonntag gabs eben den Sonntagsbraten.

Vater H.: Und heute diese

*Sascha: **Reinschaufelei***

Über die Gegentradierung bringt Herr Hoffmann sein biographisches lokales Wissen in Debatten ein, die fremde Instanzen über seine Vergangenheit führen. In dieser narrativen Struktur scheint eine Rebiographisierung auf, die nur über den Mechanismus der familialen Inklusion und Abgrenzung gegen eine „fremde“ Umwelt funktioniert. Sascha stellt in dieser Konstellation gewissermaßen die Brücke zwischen der erlebten Vergangenheit und einer retrospektiven Fremddeutung dar; er ist der Hoffnungsträger, an den die Eltern ihre Werte und Vorstellungen, ihr biographisches Wissen übertragen haben:

*Sascha: '88 geboren. Das waren die besten zwei Jahre meines Lebens und dann gings bergab. Das ist mein Lieblingsspruch Also DDR-Kind – natürlich, weil DDR ja nicht 1990 beendet war. Ähm, ne Gesellschaft lebt durch Menschen und wenn die Menschen noch leben, dann wird dieses Gesellschaftssystem noch weitergetragen. Also natürlich nicht die, den politischen Aufbau oder dieses ganze Konstrukt Staat, aber der Mensch an sich und seine Einstellungen und seine Bildung, seine Erziehung ist natürlich noch vorhanden und wenn er das weitergibt, dann kann ich sagen, dass ich irgendwo ein Kind der DDR bin, weil meine Eltern in der DDR groß geworden sind und ich durch meine Eltern. Also, so kann man das natürlich sagen, dass ich ein DDR-Kind, nicht nur die zwei Jahre, die ich da geboren worden bin. Das ist dann immer, is ja irrelevant, wichtig ist ja, dass ich tatsächlich noch irgendwo was mitgekriegt hab. Also in der **Erziehung zum Menschsein**. Ja, das ist ja viel entscheidender.*

Dass diese Mission erfolgreich war, ist an der Selbstzuschreibung als DDR-Kind und der Erziehung zum Menschsein deutlich erkennbar. Sascha führt die elterlichen Narrative fort, wobei sich diese Narrative überwiegend auf der Metaebene des Diskursiven bewegen. Die Familie klagt den öffentlichen Diskurs einer Diffamierung an, bringt aber in der eigenen Erzählung nur wenige positive Narrative hervor, sondern betont stattdessen das Moment der Weitergabe als tragendes Element. Was weitergegeben wird, ist von untergeordneter Bedeutung. Über die bewusste Tradierung der Vergangenheit und die Entwicklung eines trotzhafte Gegengedächtnisses kompensiert die Familie den Mangel gesellschaftlicher Anerkennung und wirkt somit der doppelten Entwertung – berufsbiographisch und symbolisch – entgegen. Allerdings wird an der Gegenpositionierung und der Auseinandersetzung mit fremden Zuschreibungen deutlich, dass gerade dieser Deutungskampf streng genommen eine wirkliche biographische Arbeit verhindert. Der familiäre Dialog bewegt sich folglich überwiegend auf einer argumentativen Ebene, ohne dass größtenteils eigene Erfahrungen ausgetauscht werden.

Familie Moser

Die aktive intergenerationale Aushandlung und Thematisierung der Vergangenheit erfahren im Fall von Familie Moser, wohnhaft in einer thüringischen Kleinstadt, ein Gegenbeispiel. Der Großvater (geboren 1930) war zu DDR-Zeiten Oberbürgermeister und legte 1989 sein Amt nieder. Seine Tochter (geboren 1956) ist als kaufmännische Angestellte tätig und studierte in der DDR Wirtschaftswissenschaften. Enkelin Tina kommt 1986 zur Welt und arbeitet als Altenpflegerin. Alle drei Generationen leben zum Zeitpunkt des Interviews auf einem Grundstück und pflegen regen Kontakt untereinander.

Das Gespräch beginnt mit der unerwarteten Bekundung der Mutter, eigentlich nicht am Gespräch teilnehmen zu wollen. Sich in der Familie über die DDR-Vergangenheit austauschen, „das will ich eigentlich nicht“, so ihre Reaktion, die beim Großvater und seiner Enkelin auf Verwunderung stößt. Die Mutter versucht ihre Vorbehalte zunächst über die generationalen Unterschiede zu erklären, die sie zwischen sich, ihrem Vater und ihrer Tochter ausmacht. Daraus resultiert für sie eine Beiläufigkeit DDR-bezogener Gespräche innerhalb der Familie, die sich auf Stereotype beziehen und „nicht unbedingt immer n abendfüllendes Programm“ darstellen. Erst im weiteren Verlauf der Sequenz wird deutlich, worauf das Fehlen tiefgründiger familiärer Auseinandersetzungen über die Vergangenheit zurückgeht:

Mutter M.: So, aber ich würd mal sagen, wir unterhalten uns in der Familie manchmal, aber ich will mal sagen, dass da so richtig Familiengespräche nochmal richtig so ins Detail stattfinden, weil wir mit der Wende, sagen was mal, für seine Generation, aus seinem Beruf raus, sehr viel seelisch durchgemacht haben. Und deswegen reden wir mal drüber über Kleinigkeiten, aber im Zusammenhang mit der Tina, die kann dazu überhaupt keinen Bezug finden.

In der nachfolgenden Sequenz kommt es dann zu einem Dialog zwischen der Mutter und ihrem Vater, der die Dethematisierung in einen generationalen Rahmen überführt:

Mutter M.: Also ich schwelge nicht unbedingt in Erinnerungen. Bin ich auch n bisschen anders als der Vater. Sicherlich wie gesagt, ich war in der Schule noch, bin dann zum Studium, habe drei und, 1983 meine Arbeit aufgenommen, war immer in einer Firma, ich kenne keine anderen Firmen (...) ja, wir hatten vor fünf Jahren Klassentreffen, und da ham sich so meine ehemaligen Kollegen mal so vorgestellt, drei, vier Mal Arbeit gewechselt, drei, vier Mal umgezogen, jeder hatte so ne Viertelstunde, zwanzig Minuten wo er reden konnte, da hab ich gesagt, tut mir leid, ich muss euch enttäuschen. Ich war bis jetzt ein Mal verheiratet, hab eine Tochter und eine Arbeitsstelle.

Großvater M.: (lacht)

Mutter M.: Ich, also ich, wie gesagt, diese, diese Erfahrungen, wie sie jetzt sind, die kommen immer alle bei irgend, durch irgendeinen, wie soll ich denn sagen
Großvater M.: Wie eben auch, das war schon früher so

Mutter M.: Nene, nein, bei Familiengesprächen isses auch so, dass es noch weiter zurückgeht. Ja, dann erinnern sich die Älteren, wie's früher war, wir hattens jetzt mit der Schwieger-, dann kommt son bisschen das als Vorwurf, ja bei uns gab's das ja alles noch nicht und so weiter und so fort, ne, das sind schon, ich

sag mir mal, drei Generationen, wo verschiedene Meinungen aufeinanderstoßen. Und und heute nach über 20 Jahren gerät auch vieles in Vergessenheit. Wenn man nicht durch Zufall mal mit der Nase drauf gestoßen wird, kommt das manchmal n bisschen spaßig so hoch, aber es ist nicht unbedingt immer n abendfüllendes Programm, sag ich mal. Das sind manchmal nur so Stichpunkte oder irgendwelche Erfahrungen oder Erinnerungen, aber ich will mal sagen, bei mir noch vielleicht n bisschen anders, als bei dir, bei ihr eigentlich gleich gar nicht. Dann kommen nur mal Stichpunkte hoch, wo man eben mal sagt und erklärt, was das - dann sitzt sie da, ABV? was das denn? Ja. Und so sind eigentlich so die Gespräche, die da, also die gehen nicht ins Detail, das sind wirklich nur Bruchstücke oder (...) nicht dass man sich da irgendwo hinsetzt und diskutiert dann in der Familie irgendwas. Das ist Quatsch. Also von meiner Seite aus jedenfalls nicht.

Großvater M.: Die Generationen sind unterschiedlich aufgewachsen. (...)

Die familiären Unterhaltungen über die Vergangenheit werden als bruchstückhaft und punktuell empfunden. Es geht um ein stichpunktartiges Evozieren von Erzählungen, ohne aber „ins Detail“ zu gehen. Die Mutter betont noch einmal, es seien „wirklich nur Bruchstücke“, um die Randständigkeit und Unvollständigkeit der Narrationen zu unterstreichen. Die DDR bleibt ein vages Gebilde, etwas, das keiner zu greifen vermag.

Der berufsbiographische Bruch des Vaters, der – wie auch Vater Hoffmann – als Bürgermeister im Dienste des Staates tätig war, wirkt sich in diesem Fall tradierungshemmend auf die familiäre Kommunikation in der Familie aus. Tina nimmt eine generationale Rahmung der Dethematisierung vor:

Tina: Wie schon gesagt, ich kann mich halt nicht – ich unterhalt mich nicht mehr viel mit der Mama oder mit dem Opa über die DDR. Der Opa hat seine eigne Meinung und da gibt's auch manchmal zwischen uns Knatsch. Ja gut, das Problem ist halt immer, diese Generation, die Mutter hat ne Generation, der Opa hat ne Generation, ich ne Generation. (...) Aber alle drei Generationen an einen Tisch zu setzen und jeder erzählt n bisschen was, denk ich mal, ist zu viel.

Das Argument, Tina könne keinen Bezug zur Vergangenheit finden, dient als Ausrede für die fehlende Auseinandersetzung mit den Geschehnissen. Die Wunde hat sich geschlossen und soll nicht wieder aufklaffen. Der Weg, mit dem biographischen Bruch umzugehen, erfolgt hier nicht über einen offen ausgetragenen Gegendiskurs, sondern gerade über die Dethematisierung der Vergangenheit. Im Grunde lässt sich hier von einer Verweigerungshaltung, einem *non-doing biography* sprechen. Biographisches Wissen soll bewusst ausgegrenzt werden und fungiert keinesfalls als Mittel der Selbstbemächtigung. Die familiäre Biographie erfährt mit der politischen Wende eine Unterbrechungskategorie, die zur narrativen Leerstelle wird. Während Familie Hoffmann über die verstärkte Gegentradiierung eine Distanz zur öffentlichen Auseinandersetzung aufbaut, nimmt Familie Moser eine distanzierte Haltung gegenüber der eigenen biographischen Vergangenheit ein. Die Abgrenzung erfolgt somit nicht gegen ein bedrohliches Außen, sondern gegen ein verschrecktes Innen. Das mütterliche Narrativ der generationalen Differenz, das Enkelin Tina im weiteren Gesprächsverlauf als fehlende

Nähe zur Vergangenheit fortführt, dient als Überbrückungshilfe der familialen Ausgrenzung vergangenheitsbezogener Gespräche. Es gibt keinen Bedarf, über das Gewesene zu sprechen, weil die einen nicht darüber sprechen wollen und die andere keine Verbindung herstellen kann. Dass hier eher das Schweigen im Vergleich zur Tradierung von Erfahrungen dominiert, lässt sich etwa mit Gabriele Rosenthal (1994) erklären. Das Schweigen erfüllt für Familie Moser eine identitätsstabilisierende Funktion, denn es bewahrt die Familie davor, sich mit den Geschehnissen aus der Vergangenheit und somit auch mit der Rolle des Großvaters als Träger eines politischen Amtes im SED-System auseinanderzusetzen. Um zu verstehen, welche Bedeutung das Erlebte für Individuen und Kollektive in der Gegenwart besitzt, müssen neben dem Erinnerten auch das Nicht-Erinnerte und Nicht-Erzählte und infolge dessen „die Auslassungen und die zwischen den Zeilen durchscheinenden erlebten aber verschwiegenen Realitäten“ (Rosenthal 1994: 12) einbezogen werden. Das Verschwiegene bezieht sich hier in erster Linie auf den biographischen Bruch im Zuge der politischen Wende, auf die der Arbeits- und Reputationsverlust des Großvaters folgte. Indirekt ist dieses Ereignis jedoch eng mit der Suche nach Anerkennung und Wertschätzung verbunden. Im Gegensatz zu Familie Hoffmann – die über den Weg einer Gegentradierung die fehlende Anerkennung aktiv eingefordert, fungiert hier das kollektive Schweigen als Versuch, die fehlende Anerkennung zu überdecken und sich darüber der Schuldfrage im Sinne eines Diktaturgedächtnisses zu entziehen. Familie Moser bewegt sich daher überwiegend auf der metakommunikativen Ebene, die Vergangenheit bleibt konturlos und vage, die DDR eine ferne Welt (vgl. Haag 2018: 197).

Auf den ersten Blick scheinen Familie Hoffmann und Familie Moser im Hinblick auf ihre Tradierungsformen konträre Ziele zu verfolgen: Während die Hoffmanns eine intergenerationale Mission verfolgen, ihre Erfahrungen auch an nachfolgende Generationen zu übertragen, und Sascha sich dabei als äußerst empfänglich erweist, dominiert bei Familie Moser ein intergenerationaler Pakt des Schweigens. Bei näherer Betrachtung lässt sich jedoch nicht nur die fehlende Tradierung als *non-doing biography* interpretieren. Auch der Versuch, über den missionarischen Charakter der Erfahrungsweitergabe die fehlende soziale Wertschätzung zu kompensieren, mündet bei Familie Hoffmann in einen ähnlichen Modus, da auch hier keine wirkliche Auseinandersetzung mit biographischen Erfahrungen stattfindet. Diese Auseinandersetzung wird vielmehr durch die immerwährende Positionierung zu einem Deutungsrahmen, der die DDR als Diktatur erinnert, verhindert. Die Zugehörigkeit zum politischen Milieu der DDR bzw. zum Machtapparat des politischen Systems ist das verbindende Glied zwischen beiden Familien und könnte für die fehlende biographische Arbeit verantwortlich sein.

5. Fazit

Die beiden hier nachgezeichneten Gesprächsverläufe bewegen sich im Spannungsverhältnis biographischer Entwertung und wertvoller Biographien. Als solche sind sie zunächst Ausdruck für die Besonderheiten der ostdeutschen Transformation vor dem Hintergrund des skizzierten Blickwinkels. Die Strukturveränderungen stellen die Menschen insbesondere vor die Herausforderung, tradiertes, habitualisiertes und handlungspraktisch wirksames (Erfahrungs-)Wissen mit unbekannten Wissensstrukturen in Einklang zu bringen. In den narrativen Strategien, die der Verarbeitung der erfahrenen Abwertung entgegenwirken, pendeln die Akteure zwischen Distanz und Nähe, Selbst- und

Fremdwahrnehmung, Autonomie und Abhängigkeit. Die Interviewausschnitte zeigen ferner, dass die Abwertungserfahrung insbesondere dann zur heiklen Tatsache wird, wenn sich hegemoniale Deutungsrahmen über das biographische Wissen schieben. Bezogen auf die DDR-Vergangenheit haben wir es hier mit einer besonderen Ausgangslage zu tun, da sich gerade unter Berücksichtigung der NS-Vergangenheit DDR-Biograph*innen im Allgemeinen und politisch sozialisierte Biograph*innen im Besonderen der Herausforderung stellen müssen, nicht unhinterfragt in Mitverantwortung der Stabilisierung bzw. Aufrechterhaltung einer „Zweiten deutschen Diktatur“ gebracht zu werden. Hinzukommt die Besonderheit, dass dieser Diskurs über die DDR-Vergangenheit in erster Linie von westdeutschen Eliten geführt wurde, die den Lebensbedingungen der Ostdeutschen mehrheitlich nicht ausgesetzt waren (vgl. Haag 2018b: 222). Die Familienmitglieder suchen einen Ausweg aus der erfahrenen Fremddeutung und Verletzung, die entweder in eine Tradierungsmission oder eine Tradierungsverweigerung münden. Beide Formen sind Ausdruck eines überforderten Transformationspotentials (Fischer-Rosenthal 1995; Haag 2018: 247 f.) und stehen möglicherweise in Opposition zur eingangs erwähnten Umbruchskompetenz. Die Akteur*innen sind nicht etwa durch die Erfahrung des gesellschaftlichen Wandels an sich kompetent im Umgang mit Veränderungen, sondern erlangen diese Fähigkeit erst über ein narratives *doing biography*, das sich als aktiver Aushandlungsprozess biographischen Wissens begreifen lässt. Darüber bringen die Betroffenen die erfahrene sozial-ökonomische und symbolische Entwertung mit dem Bedürfnis nach biographischer Wertschätzung und Anerkennung in Einklang. Allerdings können sie diese biographische Arbeit nur dann wirksam entfalten, wenn ihr biographisches Wissen nicht Teil einer gesellschaftlichen Entwertung im Sinne normativer Zuschreibungen ist. Das Sample der Fallstudie zeigt, dass eine Rebiographisierung vor allem dann möglich ist, wenn die Kindergeneration die Eltern mit etwaigen Brüchen und Inkonsistenzen ihrer Erzählungen konfrontiert. Dafür muss aber wiederum die Allianz zwischen den Generationen – entweder im Hinblick auf eine intergenerationale Tradierung oder ein intergenerationales Schweigen – aufgebrochen werden.

Theoretisch hat sich die Verbindung aus Biographieforschung und Wissenssoziologie hinsichtlich der Dynamik biographischen Wissens als ertragreich erwiesen. Die individuelle Biographie lässt sich aus dieser Perspektive nicht als Container biographischer Erfahrung begreifen, sondern ist vielmehr Ausdruck wechselseitiger Aushandlungs- und Konstitutionsprozesse im Prozess biographischer Arbeit. Ferner ermöglicht ein wissenssoziologischer Blick auf Biographie Erkenntnisse über das Ineinandergreifen unterschiedlicher Wissensformen im Kontext biographischer Brüche, die auf heteronom produzierte Wandlungsprozesse der sozialen Welt zurückgehen. In zukünftigen Forschungsarbeiten und theoretisch-methodologischen Reflexionen bedarf es einer intensiveren Ausarbeitung dieser Blickrichtung, die neben der Soziologie auch für pädagogische Fragestellungen relevant ist. An die Ergebnisse schließt die Überlegung an, wie sich die bewusste Tradierung lokaler Wissensstrukturen oder das implementierte Schweigen über die Vergangenheit auf biographische Verläufe und politische Einstellungen der nachfolgenden Generationen in Ostdeutschland auswirken. So könnte eine Studie untersuchen, in welchem Verhältnis politische Orientierungen der jungen Generation Ostdeutschlands zu den biographischen Abwertungserfahrungen der Eltern- und Großelterngeneration stehen.

LITERATUR

- Ahbe, Thomas (1997): Ostalgie als Selbstermächtigung, Zur produktiven Stabilisierung ostdeutscher Identität, in: *Deutschland Archiv*, 30, Heft 4, 614-619.
- Ahbe, Thomas (2004): Die DDR im Alltagsbewusstsein ihrer ehemaligen Bevölkerung, Die Ostdeutschen als Produkt der DDR und als Produzent von DDR-Erinnerungen, in: Jens Hüttmann, Peer Pasternak und Ulrich Mählert (Hg.): *DDR-Geschichte vermitteln, Ansätze und Erfahrungen in Unterricht, Hochschule und politischer Bildung*, Berlin, 2004, 113-138.
- Alheit, Peter und Erika M. Hoerning (1989): *Biographisches Wissen, Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*, Frankfurt am Main, New York.
- Alheit, Peter und Bettina Dausien (2000): Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit, Überlegungen zur Biographizität des Sozialen, in: Erika M. Hoerning (Hg.): *Biographische Sozialisation, Der Mensch als soziales und personales Wesen*, Bd. 17, Stuttgart, 257-283. <https://doi.org/10.1515/9783110510348-014>
- Alheit, Peter und Andreas Hanses (2004): Institution und Biographie, Zur Selbstreflexivität personenbezogener Dienstleistungen, in: Andreas Hanses (Hg.): *Biographie und Soziale Arbeit, Institutionelle und biographische Konstruktionen von Wirklichkeit, Grundlagen der sozialen Arbeit*, Bd. 9, Baltmannsweiler, 8-28.
- Alheit, Peter, Kerstin Bast-Haider und Petra Drauschke (2004): Die zögernde Ankunft im Westen, Biographien und Mentalitäten in Ostdeutschland, *Biographie- und Lebensweltforschung*, Bd. 2, Frankfurt am Main, New York.
- Apitzsch, Ursula (Hg.) (1999): *Migration und Traditionsbildung*, Opladen, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-91622-8>
- Bergem, Wolfgang (2005): *Identitätsformationen in Deutschland*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-322-80749-6>
- Berger, Thomas und Peter L. Luckmann (1989): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Fischer, 6623, Frankfurt am Main.
- Borst, Eva (2003): *Anerkennung der Anderen und das Problem des Unterschieds, Perspektiven einer kritischen Theorie der Bildung*, Baltmannsweiler.
- Bourdieu, Pierre und Loïc J. D. Wacquant (1996): *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main.
- Brandhorst, Rosa Maria (2015): *Migration und transnationale Familien im sozialen Wandel Kubas, Eine biographische und ethnographische Studie*, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-09169-9>
- Broden, Anne und Paul Mecheril (Hg.) (2007): *Re-Präsentationen, Dynamiken der Migrationsgesellschaft*, Düsseldorf.
- Bundesagentur für Arbeit (2018): *Arbeitslosigkeit im Zeitverlauf*, Nürnberg.
- Dausien, Bettina und Andreas Hanses (2017): „Biographisches Wissen“ – Erinnerung an ein ungelöstes Forschungsprogramm, Einleitung in den Themenschwerpunkt, in: *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 18, Heft 2, 173-189. <https://doi.org/10.3224/zqf.v18i2.01>
- Dausien, Bettina und Helga Kelle (2009)²: Biografie und kulturelle Praxis, Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnografie und Biografieforschung, in: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal (Hg.): *Biografieforschung im Diskurs*, Wiesbaden, 189-212. https://doi.org/10.1007/978-3-8348-9160-0_10
- Dimbath, Oliver und Michael Heinlein (2015): *Gedächtnissoziologie*, UTB, Bd. 4172, Paderborn.
- Elias, Norbert und John L. Scotson (1993): *Etablierte und Außenseiter*, Suhrkamp Taschenbuch, Bd. 1882, Frankfurt am Main.
- Faulstich-Wieland, Hannelore (2004): *Doing Gender: Konstruktivistische Beiträge*, in: Edith Glaser, Dorle Klika und Annedore Pregel (Hg.): *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*, Bad Heilbrunn, 175-191.
- Fischer, Wolfgang und Martin Kohli (1987): „Biografieforschung“, in: Wolfgang Voges (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung, Biographie und Gesellschaft*, Bd. 1, Opladen, 25-49. https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_2

- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Narrationsanalyse biographischer Selbstpräsentationen, in: Roland Hitzler und Anne Honer (Hg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik, Eine Einführung, UTB, Bd. 1885, Opladen, 133-164. https://doi.org/10.1007/978-3-663-11431-4_6
- Fischer-Rosenthal, Wolfram (1995): Schweigen – Rechtfertigen – Umschreiben, Biographische Arbeit im Umgang mit deutschen Vergangenheiten, in: Wolfram Fischer-Rosenthal, Peter Alheit und Erika M. Hoerning (Hg.): Biographien in Deutschland, Soziologische Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte, Opladen, 43-86. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09434-0_3
- Foroutan, Naika und Daniel Kubiak (2018): Ausschluss und Abwertung: Was Muslime und Ostdeutsche verbindet, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 29, Heft 7, 93-102.
- Foucault, Michel (1999): In Verteidigung der Gesellschaft, Vorlesungen am Collège de France (1975–1976), Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1585, Frankfurt am Main.
- Garz, Detlef, Ulrike Nagel und Anja Wildhagen (Hg.) (2018): Biographische Erfahrungen im Sozialismus, Analysen des Lebens im „so anderen Land“ der DDR, Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung, Bd. 1, Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0fn9>
- Gildemeister, Regine (2010)³: Doing Gender: Soziale Praktiken der Geschlechterunterscheidung, in: Ruth Becker und Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie, Geschlecht & Gesellschaft, Bd. 35, Wiesbaden, 137-145.
- Haag, Hanna (2018): Im Dialog über die Vergangenheit, Tradierung DDR-spezifischer Orientierungen in ostdeutschen Familien, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19263-1>
- Haag, Hanna (2018b): Vertraute Fremde, Ein Blick auf die DDR-Transformation als Migration, in: Oliver Dimbath, Anja Kinzler und Katinka Meyer (Hg.): Vergangene Vertrautheit?, Soziale Gedächtnisse des Ankommens, Aufnehmens und Abweisens, Wiesbaden, 217-236. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22231-4_10
- Haag, Hanna, Nina Leonhard und Pamela Heß (Hg.) (2017): Volkseigenes Erinnern, Die DDR im sozialen Gedächtnis, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17548-1>
- Haag, Hanna (2010): „Jeder hat seine Zeit anders erlebt“, Erinnerungen ostdeutscher arbeitsloser Frauen an die DDR-Vergangenheit, Bibliotheca academica, Reihe Soziologie, Bd. 7, Würzburg.
- Hacker, Michael Stephanie Maiwald und Johannes Staemmler (2012): Dritte Generation Ost, Wer wir sind, was wir wollen, Berlin.
- Halbwachs, Maurice (1967): Das kollektive Gedächtnis, Fischer, Bd. 7359, Frankfurt am Main.
- Hanses, Andreas (2010): Biographisches Wissen: heuristische Optionen im Spannungsfeld diskursiver und lokaler Wissensarten, in: Birgit Griesse (Hg.): Subjekt – Person – Identität?, Reflexionen zur Biographieforschung, Wiesbaden, 251-269. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92488-5_12
- Hanses, Andreas (2018): Biographie und Institutionen, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuiider (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, 379-390. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_32
- Honneth, Axel (2018): Anerkennung, Eine europäische Ideengeschichte, Berlin.
- Honneth, Axel (2010): Kampf um Anerkennung, Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main.
- Inowlocki, Lena (1993): Grandmothers, mothers and daughters: women in formerly displaced families in three Jewish communities, in: Daniel Bertaux und Paul Thompson (Hg.): Between Generations, Family Models, Myths and Memories, International Yearbook of Oral History and Life Stories, Vol. 2, Oxford 139-153. <https://doi.org/10.4324/9781351314084-9>

- Inowlocki, Lena (2000): Aus Familiengeschichte lernen?, Zur Bedeutung und Geltung von „Herkunftswissen“ bei rechtsextremen Jugendlichen und Kindern von Arbeitsimmigranten, Zwei Fallstudien, in: Bernd Fechler, Gottfried Köbler, Till Liebertz-Groß (Hg.): „Erziehung nach Auschwitz“ in der multikulturellen Gesellschaft, Pädagogische und soziologische Annäherungen, Veröffentlichungen der Max-Traeger-Stiftung, Bd. 32, Weinheim, 67-85.
- Inowlocki, Lena (2001): Traditionalität als reflexiver Prozeß: Großmütter, Mütter und Töchter in jüdischen Displaced-Persons-Familien, Eine biographieanalytische und wissenssoziologische Untersuchung, Habilitationsschrift Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg 2001, Magdeburg.
- Inowlocki, Lena (2017): „Generationsarbeit“ in Familien, Zur Begriffsentwicklung in der rekonstruktiven intergenerationalen Forschung, in: Kathrin Böker und Janina Zölch (Hg.): Intergenerationale qualitative Forschung, Theoretische und methodische Perspektiven, Wiesbaden, 33-54. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11729-0_3
- Jaeck, Tobias, Katrin Harm und Jens Aderhold (2013): Einheit der Eliten?, Die Transformation ostdeutschen Entscheidungspersonals zwischen Divergenzvermutungen und sich annähernden Professionalisierungsmustern, in: Berliner Journal für Soziologie, 23, Heft 2, 229-256. <https://doi.org/10.1007/s11609-013-0221-8>
- Kaupert, Michael (2010)²: Erfahrung und Erzählung, Zur Topologie des Wissens, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92308-6>
- Keppeler, Angela (1994): Tischgespräche, Über Formen kommunikativer Vergemeinschaftung am Beispiel der Konversation in Familien, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1132, Frankfurt am Main.
- King, Vera (2012): Adoleszente Identitätssuche und Ablösung: Entwicklungsanforderungen und Krisenpotenziale in Generationenbeziehungen, in: Bernhard Grimmer, Isa Sammet, und Gerhard Dammann (Hg.): Psychotherapie in der Spätadoleszenz, Entwicklungsaufgaben, Störungen, Behandlungsformen, Stuttgart, 35-48.
- Kollmorgen, Raj (2003): Postsozialistische Gesellschaftstransformationen in Osteuropa, Prozesse, Probleme und Perspektiven ihrer Erforschung, in: Ders. und Heiko Schrader (Hg.): Postsozialistische Transformationen, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, Transformationen, Bd. 6, Würzburg, 19-37.
- Koselleck, Reinhart (1989): „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – Zwei historische Kategorien, in: Ders. (Hg.): Vergangene Zukunft, Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 757, Frankfurt am Main, 349-375.
- Kretschmann, Carsten (2009): Biographie und Wissen, in: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie, Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart, 71-78. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05229-2_12
- Kubiak, Daniel (2018): Sozialization, Downgrading and Othering – The Constitution of Identity of young „East Germans“, in: Stephan Ehrig, Marcel Thomas und David Zell (Eds.): The GDR Today, New Interdisciplinary Approaches to East German History, Memory and Culture, Studies in Modern German and Austrian Literature, Vol. 6, Oxford u. a., 195-214.
- Lengfeld, Holger (2017): Die „Alternative für Deutschland“: eine Partei für Modernisierungsverlierer?, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 69, 209-232. <https://doi.org/10.1007/s11577-017-0446-1>
- Leonhard, Nina (2017): Integration und Gedächtnis, NVA-Offiziere im vereinigten Deutschland, Habilitationsschrift Westfälische Wilhelms-Universität Münster 2015, Köln.
- Leonhard, Nina (2018): Biographie und kollektives/soziales Gedächtnis, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuider (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, 511-522. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21831-7_43

- Lux, Thomas (2018): Die AfD und die unteren Statuslagen, Eine Forschungsnotiz zu Holger Lengfelds Studie *Die „Alternative für Deutschland“: eine Partei für Modernisierungsverlierer?*, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 70, Heft 2, 255-273. <https://doi.org/10.1007/s11577-018-0521-2>
- Marotzki, Winfried und Peter Alheit (2002): Einleitung in das Themenheft: Qualitative Bildungsforschung, in: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 3, Heft 2, 185-189.
- Pates, Rebecca (2013): Einleitung – Der „Ossi“ als symbolischer Ausländer, in: Rebecca Pates und Maximilian Schochow (Hg.): Der „Ossi“, Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden, 7-20. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94120-2_1
- Ricœur, Paul (2006): Wege der Anerkennung, Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein, Frankfurt am Main.
- Rippl, Susanne, Nelly Buntfuß, Nicole Malke und Natalie Rödel (2018): Ostdeutsche Identität: Zwischen medialen Narrativen und eigenem Erleben, in: Deutschland Archiv, 16.5.2018. Online unter: www.bpb.de/269349.
- Rosenthal, Gabriele (1987): „...Wenn alles in Scherben fällt ...“, Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09168-4>
- Rosenthal, Gabriele (1994): Die erzählte Lebensgeschichte als historisch-soziale Realität: methodologische Implikationen für die Analyse biographischer Texte, in: Berliner Geschichtswerkstatt e. V. (Hg.), Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, Münster 125-138. Online unter: <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssao-59251>.
- Rosenthal, Gabriele (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibung, Frankfurt am Main, New York.
- Rosenthal, Gabriele (2010): Zur Interdependenz von kollektivem Gedächtnis und Erinnerungspraxis, Kulturosoziologie aus biographietheoretischer Perspektive, in: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Kulturosoziologie, Paradigmen – Methoden – Fragestellungen, Wiesbaden, 151-175. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92300-0_7
- Rosenthal, Gabriele, Viola Stephan und Niklas Radenbach (2011): Brüchige Zugehörigkeiten, Wie sich Familien von „Russlanddeutschen“ ihre Geschichte erzählen, Frankfurt am Main, New York.
- Rosenthal, Gabriele und Arthur Bogner (2018): KindersoldatInnen im Kontext, Biographien, familien- und kollektivgeschichtliche Verläufe in Norduganda, Göttingen Series in Social and Cultural Anthropology, Bd. 13, Göttingen.
- Sabrow, Martin (Hg.) (2009): Erinnerungsorte der DDR, München.
- Schäuble, Wolfgang (2019): Identität und Demokratie, Erst Teilnahme ermöglicht Teilhabe, Gastkommentar, in: die tageszeitung, 28.12.2019, <https://taz.de/Identitaet-und-Demokratie/!5648690/> (6.3.2020).
- Schneickert, Christian, Jan Delhey und Leonie C. Steckermeier (2019): Eine Krise der sozialen Anerkennung?, Ergebnisse einer Bevölkerungsbefragung zu Alltagserfahrungen der Wert- und Geringschätzung in Deutschland, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 71, Heft 2, 593-622. <https://doi.org/10.1007/s11577-019-00640-8>
- Schütz, Alfred (1971): Das Problem der Relevanz, Frankfurt am Main.
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Suhrkamp-Taschenbücher Wissenschaft, Bd. 92, Frankfurt am Main.
- Schütz, Alfred (2011): Der Fremde, Ein sozialpsychologischer Versuch, in: Andreas Göttlich, Gerd Sebald und Jan Weyand (Hg.): Alfred Schütz Werkausgabe, Band VI.2: Relevanz und Handeln 2, Gesellschaftliches Wissen und politisches Handeln, Konstanz, 55-89.
- Sievers, Karen (2015): Lost in Transformation?, Raumbezogene Bindungen im Wandel städtebaulicher Erneuerungsmaßnahmen, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-07404-3>

- Staud, Toralf (2003): Die ostdeutschen Immigranten, in: Tanja Busse und Tobias Dürr (Hg.): Das neue Deutschland: Die Zukunft als Chance, Berlin, 266-281.
- Stehr, Nico (2003): Wissenspolitik, Die Überwachung des Wissens, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 1615, Frankfurt am Main.
- Sutterlüty, Ferdinand und Sighard Neckel (2006): Bashing the Migrant Climbers: Classification Struggles in German City Neighborhoods, in: International Journal of Urban and Regional Research, 30, Volume 4, 798-815. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2427.2006.00690.x>
- Sutterlüty, Ferdinand, Sighard Neckel und Ina Walter (2008): Klassifikationen im Kampf um Abgrenzung und Zugehörigkeit, in: Sighard Neckel und Hans-Georg Soeffner: Mittendrin im Abseits, Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext, Wiesbaden, 27-89. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91157-1_3
- Taylor, Charles (1993): Die Politik der Anerkennung, in: Amy Gutmann (Hg.): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung, Frankfurt am Main, 13-78.
- Traue, Boris (2006): Verschränkungen von organisationellem und biographischem Wissen in der Beratung, in: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.): Deutsche Gesellschaft für Soziologie (DGS): Soziale Ungleichheit, kulturelle Unterschiede: Verhandlungen des 32. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München, Teilbd. 1 und 2, Frankfurt am Main, 1569-1578.
- Truschkat, Inga (2018): Diskurstheoretische Ansätze der Biographieforschung, in: Helma Lutz, Martina Schiebel und Elisabeth Tuidor (Hg.): Handbuch Biographieforschung, Wiesbaden, 127-138. https://doi.org/10.1007/978-3-658-18171-0_11
- Vogel, Berthold (1996): Gesellschaftliche Rahmenbedingungen der Arbeitslosigkeitserfahrung und erwerbsbiographische Perspektiven von Arbeitslosen in Ostdeutschland, in: SOFI-Mitteilungen, 18, Nr. 23, 81-98.
- Vogel, Bertold (2000): Die Spuren der Arbeitslosigkeit – der Verlust der Erwerbsarbeit im Umbruch der ostdeutschen Gesellschaft, in: Hartmut Esser (Hg.): Der Wandel nach der Wende, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik in Ostdeutschland, Wiesbaden, 215-235. https://doi.org/10.1007/978-3-322-83353-2_11
- Vogel, Berthold (2002): Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland, in: Gerd Vonderach (Hg.): Arbeitslose im Blick der Sozialforschung, Ausgewählte Studien aus der Geschichte der empirischen Arbeitslosenforschung im deutschsprachigen Raum, Sozialforschung, Arbeit und Sozialpolitik, Bd. 9, Münster, 112-123.
- Wagner, Wolf (1999): Kulturschock Deutschland, Der zweite Blick, Hamburg.
- Waldschmidt, Anne, Anne Klein und Miguel Tamayo Korte (2009): Das Wissen der Leute, Bioethik, Alltag und Macht im Internet, Theorie und Praxis der Diskursforschung, Wiesbaden.
- Wehrich, Margit (1998): Kursbestimmungen, Eine qualitative Paneluntersuchung der alltäglichen Lebensführung im ostdeutschen Transformationsprozess, Forum: Zukunft der Gesellschaft, Bd. 3, Pfaffenweiler. https://doi.org/10.1007/978-3-86226-428-5_1
- Welzel, Christian (1997): Demokratischer Elitenwandel, Die Erneuerung der ostdeutschen Elite aus demokratie-soziologischer Sicht, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09587-3>
- Welzer, Harald (2002): Das kommunikative Gedächtnis, Eine Theorie der Erinnerung, München. https://doi.org/10.3726/91455_441

Zusammenfassung

Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, inwiefern fehlende Anerkennungsräume und Abwertungserfahrungen viele Probleme in Ostdeutschland verschärfen, die ihren Ursprung bereits in den Wendejahren haben. Empirische Grundlage bildet die Tradierung ostdeutscher Abwertungserfahrungen und deren biographische Relevanz für die

Gegenwart am Beispiel von Familiengesprächen. Im Vordergrund der Betrachtung stehen zwei Abwertungsformen: die soziale Abwertung etwa durch den Arbeitsverlust und die symbolisch-diskursive Abwertung der DDR-Vergangenheit im öffentlichen Diskurs. Dies führt für einen Großteil der ostdeutschen Bevölkerung zu der Herausforderung, das biographische Wissen mit einer sich stetig wandelnden Umwelt neu zu kontextualisieren und sich dadurch mit einer „Rebiographisierung“ des Erlebten im Sinne einer stetigen biographischen Arbeit vor dem Hintergrund sozialer Wandlungsprozesse auseinanderzusetzen. Theoretisch knüpft der Beitrag an eine Verbindung zwischen Biographieforschung und Wissenssoziologie an. Es zeigt sich – so die These –, dass sich der Prozess der Rebiographisierung im intersubjektiven familialen Dialog vollzieht und somit auch die jüngere Generation ohne unmittelbare DDR- und Transformationserfahrung mit einbezieht, die wiederum an der Neukontextualisierung des erfahrungsbasierten Wissens ihrer Eltern teilhaben. Über die aktive Aushandlung in Form des narrativen *doing biography* bilden die Akteur*innen unterschiedliche Strategien aus, das Spannungsverhältnis zwischen biographischer Entwertung und dem Wunsch nach Anerkennung des Biographischen zu verarbeiten.

Junge Menschen im Fokus des Staatssicherheitsdienstes der DDR

Stasi-Kontakte aus der Sicht von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Peter Rieker

In der DDR sind nicht nur Erwachsene, sondern auch Jugendliche als Inoffizielle Mitarbeiter*innen (IM) des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) geführt worden. Der Missbrauch von Jugendlichen als Informanten durch den Staatssicherheitsdienst (Stasi) der DDR ist ein kaum erforschtes Thema. Die wenigen Publikationen beschränken sich auf vergleichsweise allgemeine Informationen und präsentieren einige wenige Fallbeispiele. Im Fokus der Darstellungen stehen Informationen, die sich aus den noch erhaltenen MfS-Akten rekonstruieren lassen und die Auskunft über die Strategien der Stasi sowie über die Verläufe der „Zusammenarbeit“ geben. Auf dieser Grundlage gibt es auch erste Konzepte zu den Hintergründen und Motiven der damals Jugendlichen, die mit der Stasi zusammenarbeiteten. Diese Erkenntnisse repräsentieren in erster Linie eine Sichtweise, wie sie sich in den Akten des MfS widerspiegelt und die mit allerlei Unklarheiten verbunden ist.

Die Perspektive der damals Jugendlichen ist in diesen Diskussionen weniger präsent. Dies hat verschiedene Gründe. Einerseits ist es nur schwer möglich, die Betroffenen anzusprechen, da es dafür hohe gesetzliche Hürden gibt. Andererseits begegnet man den Erinnerungen der Betroffenen mit Misstrauen und sie werden verdächtigt, die Unwahrheit zu sagen.

Vor diesem Hintergrund rückt der vorliegende Beitrag die Perspektive der damals Jugendlichen in den Mittelpunkt und fragt danach, wie sie die Kontaktaufnahme der Stasi erlebt haben – unabhängig davon, ob sie dann für das MfS tätig wurden oder nicht. Dieser Fokus wurde gewählt, da der Eindruck besteht, dass das Erleben der Kontaktaufnahme die Möglichkeiten, für das MfS tätig zu werden oder sich dem zu verweigern, maßgeblich beeinflusst hat. In bisherigen Untersuchungen wurde die Kontaktaufnahme nur am Rande beachtet, und gründliche Auseinandersetzungen mit der Frage, wie die jugendlichen Adressat*innen diese erlebt haben, fehlen. Stattdessen wird bisher nur auf stark vereinfachte und in Teilen unzutreffende Vorstellungen von „Zusammenarbeit“ Jugendlicher mit der Stasi Bezug genommen, die – wie zu zeigen sein wird – zentrale Aspekte unberücksichtigt lassen.

Grundlage dieser Darstellung sind Interviews mit Betroffenen, die viele Jahre nach dem Ende der DDR geführt wurden und in denen diese bereit waren, über ihre Erfahrungen und Erlebnisweisen zu sprechen. Das kleine Sample, auf das sich hierbei bezogen wird, zeigt unterschiedliche Konstellationen und Bedingungen, sodass Spezifika

der Ansprache von Kindern und Jugendlichen durch das MfS deutlich werden, die bislang zu wenig beachtet wurden. Im Folgenden wird zunächst der vorliegende Forschungs- und Erkenntnisstand skizziert (1.). Anschließend werden die Untersuchungsgruppe und das methodische Vorgehen vorgestellt (2.), bevor dann auf der Grundlage von Experteninterviews zunächst einige ergänzende Perspektiven erläutert werden (3.). Danach werden die Erfahrungen und Erinnerungen von solchen Personen erläutert, die in der DDR als Heranwachsende durch das MfS kontaktiert wurden (4.). Abschließend werden die zentralen Befunde gebündelt und eingeordnet (5.).

1. Forschungs- und Erkenntnisstand

Forschungen dazu, wie Jugendliche die Kontaktaufnahme durch die Stasi erlebten, liegen nicht vor, sodass hier nicht auf Erkenntnisse zu dieser Frage Bezug genommen werden kann. Allerdings erscheint es hilfreich, auch allgemeiner auf Arbeiten einzugehen, die sich mit der Tätigkeit Jugendlicher für das MfS und mit den Motiven Jugendlicher, für die Stasi tätig zu werden, beschäftigen. Es wird nämlich deutlich, dass bei der „Zusammenarbeit“ mit dem MfS für Jugendliche spezifische Aspekte relevant wurden, die sich mitunter von denen unterscheiden, die für Erwachsene festgestellt wurden. Diese jugendspezifischen Aspekte verweisen wiederum auf Motive, die mit dem Erleben der Kontaktaufnahme in Verbindung stehen.

Das MfS der DDR beschäftigte auch Heranwachsende als IM, zum Beispiel um Informationen aus Jugendszenen und oppositionellen Kreisen zu sammeln und seine Operationen gegen diese Szenen durchzuführen. Schätzungen gehen davon aus, dass 1989 sechs Prozent der ca. 173.000 IM jünger als 25 Jahre waren und dass es sich damals bei etwa einem Prozent derjenigen, die als IM geführt wurden, um Minderjährige gehandelt hat (Müller-Enbergs 2010: 13). Die vorliegenden Erkenntnisse zu IM der Stasi beruhen zumeist auf Auswertungen der durch das MfS angelegten und geführten Akten (zum Beispiel Karell 2008) oder den Richtlinien des MfS (zum Beispiel Müller-Enbergs 2010). Dies gilt auch in Hinblick auf Informationen zur Verpflichtung von und Zusammenarbeit mit minderjährigen IM. Entsprechende Dokumentationen zu jugendlichen IM auf der Grundlage von Akten des MfS geben Aufschluss über das Vorgehen des MfS, die Kriterien für die Anwerbung von IM und auf soziale Kontextbedingungen, die ganz unterschiedlich sein konnten. So werden etwa folgende sehr unterschiedliche Fälle in der Literatur vorgestellt.

- IM „Shenja“ wurde als 17-Jährige angeworben und verpflichtet. Ihre Mutter wurde aufgrund DDR-kritischer Aktivitäten und Ausreiseversuchen inhaftiert (als die Tochter neun Jahre alt war) und später ausgewiesen. Die Tochter war im Kinderheim und später im Internat untergebracht; die Kontakte zur Herkunftsfamilie wurden nach Möglichkeit unterbunden. „Shenja“ wurde verschiedentlich auf ihre ideologische und soziale Zuverlässigkeit geprüft und erst dann entpflichtet, als sie einen hauptamtlichen Mitarbeiter des MfS heiratete (BUST 2009a).
- Ein Jugendlicher, der aufgrund des Anbringens „staatsfeindlicher“ pazifistischer Losungen in Rostock inhaftiert worden war, verpflichtete sich in Haft zur Zusammenarbeit als IM mit dem MfS „zur Wiedergutmachung“. Dazu kam es jedoch

nicht, da der Jugendliche die Zusammenarbeit später verweigerte und die Verpflichtung widerrief. Später kam es zu weiteren Verhaftungen, Inhaftierungen und zur Übersiedlung nach Westdeutschland (BUST 2009b).

- Der 16-jährige Dieter wurde von Stasi-Mitarbeiter*innen ins Wehrkreiskommando zu einem Gespräch einbestellt, nachdem drei Schülerinnen seiner Schule bei einem Fluchtversuch aus der DDR gefasst worden waren. Dort stellten sie sich ihm als MfS-Mitarbeiter*innen vor und erklärten ihm, seine Hilfe zu benötigen, um Anwerbeversuche des Klassenfeindes in seiner Schule zu unterbinden. Dieter war bereit zu kooperieren, und nachdem er erste Probeaufträge erledigt hatte, wurde er als IM verpflichtet und führte 20 Jahre lang Aufträge des MfS aus (Ellmenreich/Fienbork 1996: 152 f.).

Wir haben es in diesen Fällen allerdings mit einer einseitigen und besonders tendenziösen Datengrundlage zu tun. Es ist anzunehmen, dass die Akten eine MfS-konforme Sicht präsentierten, dass sie der Dokumentation des Handelns der Führungsoffiziere dienten (Müller-Enbergs 2004: 152) und dass sie von den Verfasser*innen auch als persönliche Leistungsbilanz für Vorgesetzte verfasst wurden. Zudem hat sich gezeigt, dass die für das MfS verfassten Berichte Informationen selektierten, um die Aufmerksamkeit der Rezipient*innen auf bestimmte Aspekte zu lenken und um bestimmte Maßnahmen zu rechtfertigen (Galanova 2016: 123). Auf diese Weise trugen die Akten des MfS dazu bei, einen Verdacht zu generieren und zu bestätigen (ebd.: 127). Dementsprechend unterscheiden sich diese aktengestützten Darstellungen von den Erfahrungen und subjektiven Sichtweisen der ehemaligen IM. Entsprechende Vergleiche zeigen, dass positive Motive für die Zusammenarbeit mit dem MfS (zum Beispiel Erkennen der gesellschaftlichen Notwendigkeit) gemäß den Akten größeres Gewicht haben, als dies in den Interviews mit Betroffenen ersichtlich ist.

In den Interviews kommen insgesamt allgemeinere Motive für eine Zusammenarbeit mit dem MfS zur Sprache, so zum Beispiel auch Ängste, Druck und Zwang. Auch die Zusammenarbeit wird in den Akten insgesamt positiver als in den Interviews beschrieben. Finanzielle Zuwendungen – in den Interviews kaum angesprochen – werden in den Akten häufig berichtet (Kerz-Rühling/Plänkner 2004: 192 f.).

Die subjektive Sichtweise der Betroffenen ist allerdings nicht immer eindeutig und klar. Falls entsprechende Erinnerungen vorhanden sind, lassen sich verschiedene Motive für eine Zusammenarbeit erkennen. Diesbezügliche Analysen unterscheiden nicht systematisch zwischen Erwachsenen und Minderjährigen und benennen zumeist drei Gründe bzw. Motive, sich auf eine IM-Tätigkeit einzulassen (vgl. Behnke/Wolf 1998a: 17 f.; Kerz-Rühling/Plänkner 2004: 119 ff.; Müller-Enbergs 2010: 107 ff.):

- kalkulierte Zusammenarbeit: Bestechung durch attraktive Angebote bzw. Vorteile oder Nutzen, die sich aus einer Zusammenarbeit ergeben können;
- erzwungene Zusammenarbeit: Erpressung mittels Drohungen und „Tauschgeschäfte“ (Freiheit vor Strafverfolgung gegen Kooperation);
- überzeugte Zusammenarbeit: Überzeugung, etwas für den Sozialismus zu tun, und ideologische Zustimmung.

Mitunter wird auch moralische Indifferenz als Motiv für eine Zusammenarbeit genannt, das heißt, man machte das, was einem von Autoritätspersonen gesagt wurde, ohne dies

in Frage zu stellen (Behnke/Wolf 1998a: 17; Rieker 1998: 320). In der Regel zeigen sich Verbindungen zwischen verschiedenen Motiven (Müller-Enbergs 2004: 151). Im Fall von „Herrn Lenz“ wird beispielsweise eine Mischung aus erzwungener und überzeugter Kooperation deutlich: Als 16-Jähriger hat er nachts Fahnen und Wimpel mit DDR-Symbolen, die über die Straße gespannt waren, heruntergerissen, und es wurde ihm nahegelegt, dieses Vergehen durch Zusammenarbeit mit dem MfS wieder gutzumachen; gleichzeitig habe diese Zusammenarbeit damals aber auch seinem „linken RevoluZZertum“ und seinen sozialistischen Idealen entsprochen (Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 103 f.). Da die drei oben genannten Motive für die Zusammenarbeit mit der Stasi sich ebenfalls aus deren Akten rekonstruieren ließen (Müller-Enbergs 2004), kann vermutet werden, dass diese einer aktendominierten Sichtweise entsprechen, die dem Erleben der damaligen IM keinen zentralen Stellenwert beimisst. Mitunter werden weitere Varianten der „Zusammenarbeit“ skizziert, die der besonderen Lebenssituation Minderjähriger möglicherweise angemessener waren:

- unklare Zusammenarbeit: Täuschung über den Zweck von Gesprächen, wodurch die Aussagen nicht als IM-Tätigkeit erlebt wurden (Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 122 f.);
- abhängigkeitsbedingte Zusammenarbeit: Erfahrungen emotionalen Mangels und gestörten Vertrauens machen für eine Zusammenarbeit empfänglich, die eine Kompensation dieser Mangelerfahrungen verspricht (Behnke/Wolf 1998a: 18).

Erklärungen für die Tätigkeit als IM sind vor allem psychoanalytisch inspiriert und beziehen sich damit zumindest implizit auf Aspekte einer abhängigkeitsbedingten Zusammenarbeit. Dementsprechend gelten für die Erklärung der Psychodynamik von „Überwachungs- und Verratsbeziehungen“ (Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 18) lebensgeschichtliche Vorläufer, speziell in der Kindheit, als wichtig. Ausgegangen wird von unbewältigten Versagenserfahrungen oder traumatischen Erfahrungen, die zu einem „Urmisstrauen“ (Erikson 1950) und damit zur Unfähigkeit beitragen, reife soziale Beziehungen aufzubauen – an anderer Stelle ist hier von „narzisstischen Persönlichkeitsstörungen“ die Rede (Behnke/Wolf 1998b: 336). Vor allem Störungen beim Aufbau von Selbstwertgefühl und einer kohärenten sexuellen Identität können die Bereitschaft zur Kooperation mit der Stasi gefördert haben – verlockend erschien dann die Werbung durch und der Aufbau einer Beziehung zum Führungsoffizier (Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 19 ff.). Konkret werden beispielsweise das Aufwachsen in einem Elternhaus mit wenig Empathie und Zuwendung und das Fehlen von Erfahrungen der Anerkennung als Hintergrund für die Bereitschaft zur Kooperation mit dem MfS genannt (Behnke/Wolf 1998b: 336; Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 104). Das Interesse und die „Zuwendung“ des Führungsoffiziers erlebten IM demzufolge als Wertschätzung bzw. Anerkennung (Behnke/Wolf 1998b: 336 f.; Kerz-Rühling/Plänklers 2004: 77 f.). Diese Erlebnisweisen werden mitunter auch als Ausdruck einer autoritären Persönlichkeit verstanden, wobei unbefriedigende Erfahrungen in frühen sozialen Beziehungen dafür verantwortlich gemacht werden, dass man sich in späteren Beziehungen Autoritäten unterordnet und Aggressionen gegen sozial Schwächere richtet (Rieker 1998: 320). In diesem Zusammenhang ist auch von einer heteronomen, außengesteuerten Moral die Rede (ebd.), und es wird die „Abwesenheit von Kontrollmechanismen wie Schuld und Scham bei fast allen IM“ (Behnke/Wolf 1998b: 337) diagnostiziert. Dieser Sichtweise

widersprechen solche Befunde, die bei ehemaligen IM mehr oder weniger deutliche Gewissenskonflikte feststellen (Kerz-Rühling/Plänkner 2004: 193).

Vor dem Hintergrund dieses Erkenntnisstandes kann nun der Versuch unternommen werden zu klären, worum es sich bei einer Tätigkeit von Kindern und Jugendlichen für die Stasi der DDR handelte. Das MfS verstand die Tätigkeit von IM als „geheimdienstliche Zusammenarbeit“ (Müller-Enbergs 2010: 11). Dieser Begriff blendet die mit Druck und Zwang verbundenen Ungleichheitsverhältnisse aus und erscheint daher bereits unangemessen, um die für erwachsene IM charakteristischen Aspekte zu erfassen. Umso unpassender erscheint er für den Einsatz von Minderjährigen, bei denen nicht umstandslos davon auszugehen ist, dass sie solch einer Zusammenarbeit fundiert zustimmen konnten. Andererseits kann in solchen Fällen auch nicht von „Denunziation“ gesprochen werden: Wir haben es nicht mit spontanem und freiwilligem Handeln zu tun (Diewald-Kerkmann 1998: 56 f.), sondern mit systematisch angeleiteten und bürokratisierten Abläufen im Kontext von Autoritäts- und Herrschaftsbeziehungen.

Indem Minderjährige in Verbindung mit mehr oder weniger explizitem Druck und Zwang durch Vertreter*innen der Staatsmacht zur „Kooperation“ aufgefordert wurden, wobei sie zur Geheimhaltung verpflichtet wurden, kann hier von „Missbrauch“ gesprochen werden (Bange/Deegener 1996: 96 ff.). Die sozialen Beziehungen zwischen Kindern und Jugendlichen, die als IM für die Stasi tätig geworden sind oder werden sollten, erfüllen damit einige Kriterien, die für sexuellen Missbrauch formuliert wurden:

Sexueller Missbrauch ist jede sexuelle Handlung, die an oder vor einem Kind entweder gegen den Willen des Kindes vorgenommen wird oder der das Kind aufgrund körperlicher, psychischer, kognitiver oder sprachlicher Unterlegenheit nicht wissentlich zustimmen kann. Der Täter nutzt seine Macht- und Autoritätsposition aus, um seine eigenen Bedürfnisse auf Kosten des Kindes zu befriedigen (ebd.: 105).

Als zentrale Bedingung des Missbrauchs gilt somit die Einbettung in Abhängigkeitsverhältnisse, die sich durch die große Machtasymmetrie zwischen Täter*innen und Opfern ergibt und gar nicht die Möglichkeit einer wirklichen Zustimmung durch die Opfer bietet (Dreßing et al. 2018: 84 f.). Opfer erleben sich dabei als ohnmächtig und passen sich den Wünschen der Täter an, was als unbewusste Abwehrstrategie interpretiert wird (Gründer/Stemmer-Lück 2013: 16). In diesem Zusammenhang ist auch von Machtmissbrauch und von der Instrumentalisierung eines Abhängigkeits- und Vertrauensverhältnisses die Rede (Heimbach-Steins 2010: 228). In professionellen Abhängigkeitsverhältnissen nutzen Täter ihre Autoritätsposition aus oder nutzten Geschenke bzw. besondere Gefallen, um das Vertrauen von Minderjährigen zu erlangen (Jud 2015: 47 f.). Außerdem werden die Betroffenen in ein Schweigegelübde eingebunden (ebd.: 48). Um die besondere Form des in diesem Beitrag thematisierten Missbrauchs zu fassen, wird hier vorgeschlagen, die IM-Tätigkeit Minderjähriger für das MfS der DDR als sozio-emotionalen Missbrauch zu verstehen.

Zusammengenommen fällt zunächst auf, dass wir wenig über die subjektive Sicht solcher Personen wissen, die als Minderjährige als IM mit der Stasi der DDR zusammengearbeitet haben oder zusammenarbeiten sollten. Vor allem die Situationen, in denen Heranwachsende durch Vertreter*innen der Staatsmacht angesprochen wurden und

sich entweder auf solch eine Kooperation eingelassen oder sich verweigert haben, wurden noch nicht angemessen untersucht. Diese Situationen werden vor allem als rationale Entscheidungssituationen konzipiert, was dem Erleben Jugendlicher möglicherweise nicht entspricht. Obgleich psychoanalytische Erklärungsansätze diesbezüglich grundsätzlich plausibel wirken, beziehen sie sich bislang nicht auf die Erfahrungen und Sichtweisen von Kindern und Jugendlichen. Der vorliegende Aufsatz soll dazu beitragen, diese Erkenntnislücke zu schließen. Indem er die Sichtweise der damals Heranwachsenden auf die Kontaktaufnahme durch die Stasi ins Zentrum stellt, sollen wichtige Bedingungen für den Missbrauchs durch das MfS in ihrer Bedeutung für die Beteiligten rekonstruiert werden.

2. Untersuchungsgruppe und methodisches Vorgehen

Das im Folgenden beschriebene Forschungsprojekt wird vom Autor dieses Beitrages seit etwa zehn Jahren durchgeführt. Nach Recherchen und anderen Vorarbeiten wurden 2011 zunächst Experteninterviews (Gläser/Laudel 2010) mit fünf Wissenschaftler*innen geführt, die sich mit dem Missbrauch Heranwachsender durch das MfS auf der Grundlage von Aktenauswertungen, durch Interviews mit Betroffenen, durch Recherchen für Dokumentationen oder im Rahmen psychotherapeutischer Behandlungen mit ehemaligen minderjährigen IM auseinandergesetzt haben. Diese Interviews wurden transkribiert und mittels eines offenen Codiervorgangs (Strauss 1998) in Hinblick auf die besonderen Bedingungen der Rekrutierung Jugendlicher als IM ausgewertet. Vor dem Hintergrund des Forschungsstandes ging es bei der Auswertung vor allem darum, den bisherigen Erkenntnisstand zu ergänzen. Bewusst wurden dafür Wissenschaftler*innen gewählt, die sich mit ganz unterschiedlichen Aspekten von sozio-emotionalem Missbrauch Heranwachsender durch das MfS beschäftigt haben.

Außerdem wurden im Jahr 2013 sechs Interviews mit Personen geführt, die als Heranwachsende in der DDR durch die Stasi kontaktiert wurden. Die Befragten wurden zwischen den 1940er und den frühen 1970er Jahren geboren und durch das MfS in den 1960er, 1970er und 1980er Jahren kontaktiert. Die Interviewpartner*innen haben sich entweder auf einen Aufruf gemeldet, der über unterschiedliche Institutionen und Verteiler verbreitet worden war, oder sie wurden aufgrund von Vorinformationen, zum Beispiel aus den Experteninterviews, gezielt angesprochen. Die Interviews wurden zu meist bei den Befragten zuhause geführt, in einem Fall im Büro des Interviewers; sie wurden mittels digitaler Audioaufnahmen aufgezeichnet und anschließend transkribiert. Die aufgezeichneten Interviews dauerten zwischen 90 und 180 Minuten, die gesamten Gesprächssituationen zwischen zwei und vier Stunden. Einige Gesprächspartner*innen legten Wert darauf, während oder nach dem Interview die zu ihnen angelegte Stasi-Akte beizuziehen und diese dem Interviewer zu erläutern.

Zu Beginn der Interviews wurden die Befragten offen nach ihrer Lebensgeschichte gefragt und darum gebeten, zunächst frühe Erinnerungen zu erzählen (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 414). Im Anschluss an erzählgenerierende Nachfragen (ebd.: 418) war eine Fokussierung auf den erlebten Kontakt zur Stasi im Sinne problemzentrierter Interviews (Witzel 2000) geplant. Auf diese Weise sollte den Befragten gemäß dem Konzept biographischer Interviews (Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997) die Gelegenheit gegeben werden, diese Kontakte in den Kontext ihrer Lebensgeschichte zu stellen.

In diesen ausführlichen, mehrstündigen Interviews wurden durch den Interviewer immer wieder Erzählimpulse gesetzt, um möglichst dichte, narrative Passagen zu generieren (Rosenthal 2008: 148 f.). Die beiden Befragten, die als junge Erwachsene durch das MfS kontaktiert wurden, strukturierten ihre Erzählung entsprechend der Erzählaufforderung, das heißt, sie berichteten zunächst von ihrer Kindheit und Jugend und kamen nach circa 45 bzw. 60 Minuten auf den Stasi-Kontakt zu sprechen. Die vier Befragten, die bereits aus Kindheit und Jugend über Kontakte zum MfS berichteten, erzählten dies ungeachtet der allgemeinen Erzählaufforderung bereits vergleichsweise früh, teilweise schon nach wenigen Minuten.

Die Auswertung, auf die sich dieser Beitrag bezieht, konzentrierte sich auf das Erleben des Kontaktes zur Stasi im Kontext der eigenen Lebensgeschichte. Der Fokus der Auswertung liegt damit auf der Rekonstruktion dieses Teils der erlebten Lebensgeschichte (ebd.: 173 ff.). Diese subjektiven Erlebnisweisen wurden fallvergleichend untersucht und in mehreren Schritten codiert (Strauss 1998: 101 ff.), um verschiedene Konstellationen und Erlebnisweisen der Kontaktaufnahme zu identifizieren. Aufgrund dieser Codierung konnten kontrastierende Fälle gefunden und detaillierte Rekonstruktionen erarbeitet werden. Ziel der gesamten Analyse ist es, das Erleben und die subjektive Relevanz der Tätigkeit für bzw. Vereinnahmung durch das MfS vor dem Hintergrund der eigenen Lebensgeschichte zu rekonstruieren. Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf das Erleben des Kontakts zu den Stasi-Mitarbeitenden, da die Art und Weise dieses Erlebens offensichtlich relevant für die Einordnung des eigenen Handelns und für den Stellenwert ist, der den Erfahrungen mit der Stasi im Rahmen der eigenen Lebensgeschichte beigemessen wird.

Es ist zu beachten, dass wir es hier mit einem kontaminierten Thema zu tun haben, das heißt, die Erlebnisse und Erinnerungen zu diesem Thema sind für die Befragten untrennbar mit gesellschaftlichen Bewertungen verbunden, zu denen sie sich in den Interviews positionieren. Diese Positionierung bzw. Selbstpräsentation in der Gegenwart (Rosenthal 2008: 174) steht hier nicht im Vordergrund, auch weil die Analyse des Erzählten die Vermutung nährt, dass in Hinblick auf die Kontaktaufnahme durch das MfS eine Rekonstruktion relevanter Erlebnisweisen trotz dieser gesellschaftlichen Erwartungen möglich ist. Dafür sprechen solche Passagen der Interviews, in denen Kontakte zum MfS oder zu dessen Kontaktpersonen – konträr zu dominanten Bewertungen – als sympathisch, angenehm oder bedeutsam beschrieben werden.

3. Ergänzende Erkenntnisse aus den Experteninterviews

In den Experteninterviews werden die Informationen und Positionen der Fachliteratur weitgehend bestätigt, mitunter werden diese Erkenntnisse allerdings auch relativiert oder ergänzt. Im Folgenden soll kurz auf diejenigen Aspekte eingegangen werden, die den Forschungsstand in Hinblick auf die Ansprache Heranwachsender durch Stasi-Mitarbeitende durch zusätzliche Aspekte erweitern.

Für die Ansprache von Jugendlichen, die als IM rekrutiert werden sollten, so verschiedene Expert*innen, übernahmen Schulen und Eltern teilweise wichtige Vermittlungsdienste. Schulen werteten ihre Akten und sonst verfügbare Informationen daraufhin aus, welche Jugendlichen für eine Zusammenarbeit mit dem MfS geeignet sein könnten. Sie lieferten der Stasi aber nicht nur wichtige Vorinformationen, sondern sie stellten teilweise auch erste Kontakte zu den betreffenden Schüler*innen her. In einem

Interview werden die Schulen daher als „Steigbügelhalter“ der Stasi bezeichnet. Berichtet wurde ferner über Eltern, die eine Zusammenarbeit ihrer Kinder mit dem MfS befürworteten und die sich als Vermittler*innen zur Verfügung stellten. Sie haben nicht nur die Kontakte zur Stasi hergestellt, sondern waren auch dabei, als ihre Kinder Verpflichtungserklärungen unterschrieben. Um zu verstehen, wie und warum Minderjährige mit der Stasi zusammenarbeiteten, müssen solche „Zuführungen“ und Flankierungen durch pädagogische Institutionen und Erziehungsberechtigte berücksichtigt werden. Es wäre in diesen Fällen verfehlt, die „Entscheidungen“ von Kindern und Jugendlichen zur Zusammenarbeit mit dem MfS auf ihre individuellen Motive und ihre rationalen Abwägungen zurückzuführen.

Verschiedentlich gehen die befragten Expert*innen auf die Entscheidungsoptionen derjenigen ein, die von der Stasi angesprochen und als IM gewonnen werden sollten. Übereinstimmend geben sie an, ihnen seien im Fall von Absagen bzw. bei Verweigerung einer Zusammenarbeit keine negativen Konsequenzen bekannt. Auf der anderen Seite habe das MfS seinerseits befürchtet, dass Minderjährige sich gegenüber Freunden oder Familienangehörigen offenbaren, was der geforderten Konspiration zuwidergelaufen wäre. Vereinzelt seien sogar Eltern beim MfS vorstellig geworden, um sich über die Kontaktierung ihrer Kinder zu beschweren. Solche Vorfälle hätten dazu geführt, dass Minderjährige nicht mehr verpflichtet wurden, sondern nur noch als „Vorlauf“ erfasst wurden – mitunter seien sie auch nur als „Kontaktpersonen“ geführt und dabei offiziell gar nicht erfasst worden. Allerdings hätten die Heranwachsenden von diesen Befürchtungen des MfS und von ihren Entscheidungsoptionen nichts gewusst, was zu Ängsten und Befürchtungen geführt habe, im Falle einer Verweigerung negativ sanktioniert zu werden. Diese Erkenntnisse machen einerseits deutlich, wie unterschiedlich die verschiedenen Beteiligten die Ansprache Minderjähriger durch das MfS erlebten und wie viel für sie dabei jeweils auf dem Spiel stand. Andererseits zeigt sich, wie wenig die Akten des MfS möglicherweise geeignet sind, als Abbild der Vorfälle im Kontext solcher Ansprachen zu dienen – nicht nur, weil minderjährige IM nicht immer als solche geführt wurden, sondern auch weil in den Akten mitunter Personen als IM geführt wurden, die gar nicht als solche tätig waren, wie in einem Experteninterview berichtet wurde.

Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse ist es essenziell, die sozialen Beziehungen und Dynamiken, in die Kinder und Jugendliche bei einer Kontaktierung durch das MfS eingebunden waren, zu berücksichtigen. Zudem erscheint es wichtig, die Erinnerungen und Sichtweisen der Heranwachsenden in den Mittelpunkt zu stellen und nicht darauf zu vertrauen, in den Akten die „wirklichen“ Zusammenhänge zu finden.

4. Stasi-Kontakte aus Sicht von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Im Folgenden geht es um die Sicht derjenigen, die als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene durch Stasi-Mitarbeiter (in den Interviews ist ausschließlich von männlichen Stasi-Mitarbeitern die Rede) kontaktiert wurden. Zunächst steht dabei die mit diesen Kontakten verbundene Ungewissheit im Fokus, anschließend die Einbindung dieser Kontakte in den familialen Kontext.

4.1 Grundlegende Ungewissheit

Eine Eigenart der geschilderten Kontakte zu den Stasi-Mitarbeitern war eine grundlegende Ungewissheit in Hinblick auf den Stellenwert dieser Gespräche und in Hinblick auf die Identität der Gesprächspartner. Dies hängt damit zusammen, dass diese Gespräche mitunter in einem äußerst informellen Rahmen stattfanden.

Im Alter von 15 Jahren war Holger¹ von einem Ausbilder in seinem Betrieb ein Schmuckstück entwendet worden. Als Holger sich darum bemühte, das Schmuckstück zurückzubekommen, erinnert er sich an ein Angebot des Ausbilders.

„Ich mache dir einen Vorschlag, wir können uns heute Abend darüber unterhalten, das kannst du da dann wiederkriegen.“ [...] Ich habe mich darauf eingelassen, bin abends nach Feierabend mit ihm nach Hause gegangen, wir wollten uns unterhalten [...]; ich bin also mit, haben wir Abendbrot gegessen, und hinterher zeigte er mir seine Fotoalben (Holger, Z. 146 ff.).

Weder ist für Holger zunächst klar, dass dieser Ausbilder für die Stasi arbeitet, noch dass es sich dabei um ein Gespräch zur Anwerbung als IM handelt. Das konfiszierte Schmuckstück dient dem Ausbilder als Druckmittel, um Holger zu einem vertraulichen Treffen zu bewegen. Darüber hinaus entsteht der Eindruck einer privaten Begegnung, die durch gemeinsames Abendessen und durch das Betrachten eines Fotoalbums geprägt ist. Für Holger wird erst im weiteren Verlauf des Abends allmählich klar, dass mit diesem Ausbilder irgendetwas nicht stimmt: Als dieser zunehmend versucht, Holger durch seine Erzählungen von sportlichen Erfolgen zu beeindrucken, und als deutlich wird, dass der Ausbilder einen Telefonanschluss besitzt – den nach Holgers Eindruck damals kaum jemand hatte –, fand Holger dies „ganz komisch“ (Holger, Z. 150). Die Identität seines Gesprächspartners klärt sich für Holger erst auf, als dieser seine Stasi-Uniform holt und Holger anbietet, ihm diese unter bestimmten Bedingungen zu schenken. Die Ungewissheit löste sich im Fall von Holger also noch am selben Abend auf. Sobald er wusste, woran er mit diesem Ausbilder ist, konnte er sich klar von dessen Angeboten abgrenzen.

Mit länger andauernder Ungewissheit ist Bernd konfrontiert, obwohl die Kontaktaufnahme der Stasi-Mitarbeiter bei ihm weniger informell erfolgte. In der Schule wurde er als 15-Jähriger – offenbar mit Wissen der Schulleitung – von zwei Männern angesprochen, die ihn darum baten, sie auf einem Spaziergang zu begleiten. Sie unterhielten sich mit ihm, deuteten dabei an, sie hätten eine „Ehrenaufgabe“ (Bernd, Z. 163) für ihn und könnten etwas für ihn tun. Sie gaben dem mittellosen Jungen Geld, das dieser zur Begleichung eines von ihm verursachten Schadens benötigte, und forderten ihn auf, sich regelmäßig mit ihnen zu treffen. Bernd war dies unangenehm, aber er konnte sich nicht klar von diesen „Herren“ abgrenzen, was er wie folgt erläutert.

Dass ich von Anfang an so ein klares „Nein“ [...], die Situation war nicht so, die haben sich nicht vorgestellt [...], also ich hab das nicht erkannt, dass sie mich zum Spitzel machen wollten, das hab ich nicht erkannt. Ich glaub auch

¹ Bei allen Namen, die im Zusammenhang der Interviews genannt werden, handelt es sich um Pseudonyme. Im Anschluss an die zitierten Interviewpassagen ist jeweils vermerkt, aus welchem Interview zitiert wurde und aus welchen Zeilen des Transkripts das Zitat stammt.

nicht, dass man das mit 15 so erkennen kann, also wenn es ei..., wenn es nicht gesagt wird. Aber sie haben es ja nicht gesagt, sie haben nicht gesagt: „Du sollst Spitzel werden“, oder so was. So habe ich mich da rausgedreht (Bernd, Z. 263 ff.).

Bernd ist es gemäß seiner Schilderung damals schwergefallen, sich durch ein klares „Nein“ zu positionieren. Längere Zeit wusste er nicht, was die „Herren“ von ihm wollten. Dass die Aufgabe, die sie für ihn vorgesehen hatten, nicht allzu ehrenvoll war, wurde ihm allmählich klar, allerdings fühlte er sich durch das Geldgeschenk und – wie er sich später erinnert – auch durch das Geschenk eines Mantels zunächst in der Pflicht, diesen Kontakt aufrecht zu erhalten. Angesichts der nach wie vor für ihn bestehenden Ungewissheit entwickelte er dann jedoch zunehmend Vermeidungsstrategien, um ihnen ausweichen zu können.

In diesen beiden Fällen, in denen 15-jährige Jungen von Stasi-Mitarbeitern als Informanten angeworben werden sollten, wird deutlich, dass diese Kontakte für sie zunächst durch Unklarheit und verwirrende Eindrücke geprägt waren. Obwohl beide Jungen damals nicht bereit waren, mit der Stasi zu kooperieren, trägt die scheinbar freundschaftliche Atmosphäre – bei aller Ambivalenz, die die beiden von Anfang an beschreiben – dazu bei, dass sie sich auf den Kontakt einlassen. Beide Jungen waren damals finanziell bedürftig, sodass angenommen werden kann, dass die in Aussicht gestellten bzw. überreichten Geschenke zusätzlich dazu beigetragen haben, den Kontakt nicht sofort zu beenden. Während Bernd die Geschenke zunächst annimmt und sich durch die Verbindlichkeit der Situation zumindest scheinbar auf eine Kooperation einlässt, weist Holger das versprochene Geschenk und das Kooperationsanliegen gemäß seiner Darstellung umgehend zurück, als ihm klar wird, dass diese ihm durch einen Stasi-Mitarbeiter angeboten werden.

Im Falle derjenigen, die zum Zeitpunkt der Kontaktierung durch Mitarbeitende des Staatssicherheitsdienstes bereits älter waren, sind Erzählungen zur Kontaktierung zum Teil ebenfalls durch das Erleben von Unklarheit geprägt. Ilona war 24 Jahre alt, als sie auf der Suche nach Kontakten zu Westdeutschen angesprochen wurde:

Dann war ich mit der Ute mal am Bahnhof, äh, da ist eine Bar und da hat uns mal so ein Stasi-Dingsda angesprochen. Da hab ich mir auch gar keine Gedanken gemacht, weil mir gesagt wurde, geh in die, äh, wegen Kontakt nach drüben, gehst du mal in diese Bar und da findest du Westdeutsche, und da dachte ich, ach, das sind bestimmt Westdeutsche mit Anzug und so, so läuft doch hier kein Ossi rum, ne? Ja, und da hab ich aber nichts gesagt vom Westen und so, bis der sich dann outete, ob ich, was fing er an, ob ich in die Kirche gehen will und, äh, was fing er an, ob er gucken will, ob ich Jugendliche ausspioniere oder was (Ilona, Z. 773 ff.).

Für Ilona ist zunächst unklar, dass sie es mit Stasi-Mitarbeitern zu tun hat, was sie mit deren untypischen Kleidung in Zusammenhang bringt und auch damit, dass sie auf der Suche nach Westdeutschen war. Diese Unklarheit wird von ihr auch an anderer Stelle betont: „Aber man riecht ja nicht, ob einer von der Stasi ist oder nicht“ (Ilona, Z. 917). Während des Gesprächs wird Ilona aber schnell klar, wen sie vor sich hat, da sie direkt gefragt wird, ob sie bereit wäre, Jugendliche im Kontext einer Kirchengemeinde, die

sie und ihre Freund*innen damals regelmäßig frequentierten, „auszuspionieren“. Ihrer Schilderung zufolge hat sie dem Unbekannten dann, als ihr dies bewusst wurde, mitgeteilt, dass sie zur Bespitzelung von Jugendlichen nicht bereit sei. Sie sei jedoch weiter beobachtet und erneut kontaktiert worden. So erhielt sie Zettel mit Angaben zu Treffzeiten und Treffpunkten, die sie allerdings nicht beachtet habe. Die Stasi habe sich mit dieser Nichtbeachtung allerdings nicht zufrieden gegeben und Ilona erneut kontaktiert, diesmal durch Klingeln an ihrer Wohnungstür: „Ja, und ich hab gar nicht aufgemacht, ich hab dann dem wortwörtlich gesagt: ‚Lassen Sie mich bitte in Ruhe, ich leb jetzt hier und ich möchte meine Ruhe;‘ – irgendwas hab ich gesagt, ich möchte das nicht, weil ich geh nicht in die Kirche und schreib auf“ (Ilona, Z. 867 ff.).

Die zwischenzeitlich gewonnene Klarheit über den Hintergrund und den Zweck der Kontaktaufnahme durch den Unbekannten hat Ilona zufolge nicht nur zu Angst und Vorsicht in ihrem Verhalten beigetragen, sondern auch zum bewussten Ignorieren weiterer Kontakthanfragen. Auch in ihrem Fall stand zunächst der Versuch im Vordergrund, sich ohne die Risiken einer klaren Positionierung der Kontaktaufnahme entziehen zu können – so wie im Fall des 15-jährigen Bernd. Als dies nicht mehr ausreichte, da sie erneut angesprochen wurde, weigerte sie sich dann auch ganz explizit.

Mit einer expliziten Absage an die Stasi-Mitarbeiter endete auch der Kontaktversuch, den Frank beschreibt. Frank war 26 Jahre alt, als er in seinem Betrieb zu einem ihm bislang unbekannten Herrn bestellt wurde.

Und dann bin ich dort rein, und da waren zwei junge Männer, vielleicht ein bisschen älter als ich [...] und dann kamen mir diese zwei Männer da entgegen und grüßten mich fröhlich, und ja: „Wir schlagen vor, wir sind jetzt per Du.“ [...] Und: „Wir sind Mitarbeiter der Staatssicherheit, und wir würden uns gerne mal mit Dir unterhalten.“ [...] Ich saß also vor diesen zwei Herren, und die stellten mir erst einmal so die ganz dusseligen, so erst einmal so diese, naja: „Wie geht es dir?“ Und: „Ah Mensch, kleine Kinder, ach schön.“ Und so: „Und Arbeit, kommst Du zurecht?“ [...] „Die eine Kollegin, die hat doch einen Ausreiseantrag.“ Und so weiter. Und: „Wie ist denn die so drauf?“ Und so. Und in dem Moment, hast du das Gefühl, die fragen dich aus (Frank, Z. 417 ff.).

Im Unterschied zu den vorangegangenen Fällen wurde bei Frank gleich zu Beginn mit offenen Karten gespielt. Die beiden Herren stellten sich als Mitarbeiter der Stasi vor und führten in einem Büro ein Anwerbegespräch, das ungeachtet der einleitenden Fragen nach dem Befinden des Befragten gezielt das Informationsinteresse der Befrager enthüllte. Allerdings war ihm noch nicht klar, worauf das Gespräch genau hinauslaufen sollte. Einerseits führte das „Ausgefragtwerden“ bei Frank zu Unwohlsein, andererseits wurde ihm auf diese Weise eine klare Orientierung und Positionierung ermöglicht. Diese Positionierung konnte er im weiteren Verlauf des Gespräches dann auch äußern.

Und dann, irgendwie so nach gefühlten zwei Jahren, aber real müssen es ein-einhalb Stunden gewesen sein, kam: „Hmm, also, Mensch, Du bist ja eigentlich ein ganz toller Typ und so, und was hältst Du denn davon, wenn wir irgendwie ein bisschen enger zusammenarbeiten?“ – „Nein.“ – „Ja, wieso nein?“ Sage ich: „Ich will das nicht.“ (Frank, Z. 491 ff.).

Frank begründet diese Weigerung mit dem Vertrauensverhältnis zu den Kolleg*innen, mit seinem Engagement in der Kirche und als Reserveoffizier. Zudem weigerte er sich, die vorbereitete Verpflichtungserklärung zu unterschreiben; er war lediglich bereit, über das Gespräch mit den beiden Stasi-Mitarbeitern Stillschweigen zu bewahren. Das „Nein“ fiel Frank auch nicht leicht, wobei er in der Kontaktsituation die Risiken einer Absage abwog – wie er an anderer Stelle ausführt. Aber er war zumindest in einer Situation, in der er wusste, was von ihm verlangt wird. Dieses Wissen ermöglichte ihm die Abgrenzung von dem Anliegen, das ihm unterbreitet wurde. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Darstellung von Frank – ebenso wie die Ilonas, der anderen jungen Erwachsenen – von der der beiden Jugendlichen, denen nicht klar gesagt wurde, wer sie kontaktiert und worum es bei diesen Kontakten geht. Für die Beurteilung und Einordnung der Zusammenarbeit von jungen Menschen mit der Stasi ist dieser Aspekt zu berücksichtigen; das heißt, im Fall von Jugendlichen ist im Auge zu behalten, dass bereits die Kontaktaufnahme in hohem Maße mit Ungewissheit und einer verwirrenden Kombination seltsamer Erfahrungen verbunden war. Stärker als die jungen Erwachsenen wurden sie dabei in emotionale oder sachliche Abhängigkeitsverhältnisse eingebunden, was eine klare Abgrenzung unmöglich machte.

4.2 Stasi als Familienprojekt

Die Erinnerungen und Erzählungen der Betroffenen, die bereits im Kindesalter in Kontakt zur Stasi gerieten, machen deutlich, dass diese Kontakte auf unterschiedliche Weise als Familienprojekt erlebt wurden. In einigen Fällen zeigt sich, dass durch die Familie eine „ganz natürliche“ Nähe zur Stasi hergestellt werden konnte, vor allem dann, wenn diese bereits in der Kindheit stattgefunden hat. Kennzeichnend für diese Nähe ist es, dass Stasi und Familie nicht klar getrennt werden konnten – so wie bei Paul, dem es im gesamten Interview schwerfällt, Stasi-Kontakte konkret zu benennen. Diese Erinnerungsdiffusion könnte mit den unklaren Grenzen zwischen Familie und Stasi zusammenhängen, die Paul folgendermaßen benennt: „Aber es lief nicht so in dem Sinne ab, wie jetzt bei anderen, die wirklich richtig einen Führungsoffizier hatten, sondern es lief alles über meinen Vater“ (Paul, Z. 367).

Im Unterschied zu Paul kann Ulrike sich an konkrete Kontakte zu Stasi-Mitarbeitern erinnern und diese entsprechend benennen. Wie aus ihren Erzählungen deutlich wird, erlebte sie die Kontakte zunächst als normale freundschaftliche Beziehungen. In diesem Zusammenhang kann sie sich beispielsweise daran erinnern, diese „Freunde“ ihrer Eltern empfangen zu haben, wenn die Eltern noch nicht zu Hause waren:

Und dann passierte das halt manchmal, dass ich schon zu Hause war und die empfangen musste, Kaffee kochen musste, bis die gekommen sind. Aber die haben jetzt nicht [gesagt]: „Ich bin übrigens“, keine Ahnung, „MfS-Obergefreiter blablabla“, sondern: „Ich bin Kai, ich bin blabla“, und so weiter (Ulrike, Z. 133 ff.).

Darüber hinaus kann sie sich an die Anwesenheit der Stasi-Mitarbeiter bei Familienfesten erinnern.

Wir haben mit denen Weihnachten und so verbracht, also [...] zwei etwas doch jüngere Führungsoffiziere, weiß gar nicht, wie alt die damals, die waren jedenfalls jung, also jünger als meine Eltern, definitiv. Und die waren halt Weihnachten da und so weiter, also für mich waren das letztlich Freunde der Familie (Ulrike, Z. 149).

Für das Kind Ulrike waren die Führungsoffiziere nicht als solche erkennbar, aus damaliger Perspektive handelte es sich bei ihnen um Freunde der Familie, für die sie Kaffee kochte und mit denen zusammen man Weihnachten feierte. Wie in anderen Fällen auch bleibt der Stasi-Bezug dieser Kontakte für sie im Rückblick auch deswegen unklar, da diese Stasi-Mitarbeiter sich nicht als solche vorgestellt hatten, sondern als „Freunde“. Und über diese „Freunde“ ihrer Eltern habe sie sich damals keine Gedanken gemacht. Wenn diese „Freunde“ sich mit Ulrike unterhielten, erlebte sie diese Gespräche als Interessebekundungen und Zuwendung jüngerer Erwachsener: „Und ich sage mal, die Freunde meiner Eltern haben sich dann immer auf eine Art und Weise emotional meiner angenommen, wie das halt keiner gemacht hat. So, also mit denen habe ich dann halt über die Probleme geredet“ (Ulrike, Z. 308).

Erst als Ulrike Jahre später Notizen zu diesen „normalen“ Gesprächen in Stasi-Akten gefunden hatte, wurde ihr die Doppelbödigkeit dieser Beziehungen klar. Was für sie als Kind Gespräche im Kontext von Familienfreundschaften waren, galt für die Stasi als Gespräche zwischen einer IM und ihren Führungsoffizieren. Für Ulrike stellt sich im Rahmen der Aufarbeitung ihrer Erfahrungen heraus, dass ihre Familie massiv mit der Stasi verquickt war: „Das habe ich alles erst durch die Akten mitgekriegt, dass das quasi wie so ein Stasi-Familienimperium (lacht) war“ (Ulrike, Z. 699). Dieses „Imperium“ zeigt seine Macht Ulrike zufolge auch durch die Gestaltung des familiären Umfeldes.

Insofern war das also so ein Umfeld, das um mich herum geschaffen wurde, von ausschließlich Freunden meiner Eltern, die sich dann [...] um mich gekümmert haben. Und das habe ich logischerweise nicht in Frage gestellt. Dass sich dann herausstellt, dass alle ..., es gibt keine einzige Bezugsperson, die nicht bei der Stasi war, die sich da um mich gekümmert hat (Ulrike, Z. 727 ff.).

In diesem Fall sind wir also nicht nur mit einer Stasi-Einbindung durch die Familie konfrontiert, sondern auch mit einem durch die Stasi gestalteten Umfeld. Diese aus den Akten gewonnenen Erkenntnisse zwingen Ulrike, die Erinnerungen an ihre Kindheit in einen neuen Kontext einzuordnen. Erst durch diese nachträgliche Um-Rahmung kann Ulrike auch die Situation ihrer Verpflichtungserklärung rekonstruieren. Durch ihre kindliche Unbekümmtheit und dadurch, dass sie gar nicht wusste, welches doppelbödige Spiel gespielt wurde, wurde Ulrike durch ihr Stasi-Umfeld offenbar als Sicherheitsrisiko eingeschätzt, sodass beschlossen wurde, sich ihrer Verschwiegenheit durch eine Verpflichtungserklärung zu versichern.

Und dann saßen zwei Typen, dann mein Betreuungspersonal, also die saßen halt zu viert in der Küche, und da wurde ich dann nochmals darauf hingewiesen, dass das also jetzt irgendwie nichts ist, worüber ich mit anderen zu reden hätte. [...] Ich habe an diese Situation, wie gesagt, so eingeschränkte Erinnerung, also

ich weiß auch noch, dass sie damals total wichtig in der Küche saßen, dass es sich um eine richtige Verpflichtungserklärung gehandelt hat. Es ist ja meine Schrift, also geschrieben habe ich es ganz offensichtlich [...]. Ich weiß noch, dass ich das damals irgendwie so komisch fand, so. Weil, da war das erste Mal, es war komisch. Es war eine komische Situation (Ulrike, Z. 182).

Was Ulrike in dieser Situation als „komisch“ erlebt hat, resultiert offenbar aus der Doppelbödigkeit der Situation: Die Erwachsenen verlangen von Ulrike eine schriftliche Zusage ihrer Verschwiegenheit, allerdings ohne den Kontext dieser Verschwiegenheit offenzulegen, während Ulrike sich nicht an die schriftliche Erklärung erinnert, sondern nur noch an den Raum sowie die „wichtige“ und seltsame Atmosphäre.

Während die Familie Ulrike zur unbewussten bzw. unerkannten Kooperation im Rahmen der Informationsgewinnung geführt hat, indem scheinbar freundschaftliche Kontakte gezielt etabliert wurden, zeigen sich familiäre Verquickungen in anderen Konstellationen auf andere Weise. So werden in Hinblick auf Einschätzungen und Erfahrungen als Stasi-Opfer solche Konzeptionen deutlich, die auf generationenübergreifende Gemeinsamkeiten gerichtet sind, wie im Fall von Ilona. Bereits in ihrer Eingangserzählung kommt Ilona auf ihre Mutter und die Stasi zu sprechen:

Gesucht wurde sie seit meinem Geburtstermin [...]. Und äh ja, dann [als Ilona ein Jahr alt war, P.R.] wurde meine Mutter verhaftet wegen Spionage, kann ich belegen, saß dreieinviertel Jahre im politischen Frauengefängnis unter Mördern und Kriminellen, meine Mutter hat dort den Beruf als Stepperin und Lehrerin ausgeübt, musste sie zwangsarbeitlich ausüben, nicht freiwillig, ne? [D]a wuchs ich bei meiner Großmutter auf, bis meine Mutter entlassen wurde (Ilona, Z. 37 ff.).

Deutlich wird in dieser Passage die große Bedeutung, die Ilona der Stasi für ihr gesamtes Leben beimisst, wird das MfS doch dafür verantwortlich gemacht, dass die Mutter ins Gefängnis kam und sie viele Jahre ohne Mutter aufwachsen musste. Die Mutter wird hier nicht nur positiv aus dem Kontext des Gefängnisses herausgehoben – als „Stepperin und Lehrerin“ unter „Mördern und Kriminellen“ –, sondern Ilona macht die enge Verbundenheit zu ihrer Mutter im Interview auch an anderer Stelle noch explizit: „[I]ch war eben ein vorgemerkt, gebrandmarktes Kind durch meine Mutter – Mutter Scheiße, Tochter Scheiße, auf Deutsch gesagt“ (Ilona, Z. 921). Es könnte vermutet werden, dass die Verbundenheit mit ihrer Mutter in Ilonas Augen dazu beigetragen hat, dass sie, das „gebrandmarkte Kind“, überhaupt ins Visier des MfS geraten ist. Mehrfach kommt Ilona auch während ihrer Erzählung zur Kontaktaufnahme durch die Stasi auf ihre eigene Mutter zu sprechen. Vor allem bedauert sie, dass ihre Mutter sie nicht vorgewarnt hat:

Meine Mutter hat auch sich nie mit mir unterhalten, wenn meine Mutter mich aufgeklärt hätte, dann hätte ich mehr gewusst, ne? Weil die ja Stasi-Opfer war. Aber die hat nie mit mir darüber geredet und das ist nämlich falsch, ne? Die hat nie mit mir darüber geredet, die hat alles mit ins Grab genommen, ich musste mir alles besorgen, ja. Und das ist falsch, ne? Also das versteh ich nicht (Ilona, Z. 793).

Ilona betont in dieser Passage nicht nur die Gemeinsamkeit mit ihrer Mutter in Bezug darauf, Stasi-Opfer gewesen zu sein, sondern sie wirft ihr auch vor, sie nicht darüber aufgeklärt zu haben, wie man mit dem MfS umgeht. Wie stark sie diese fehlende Aufklärung durch die Mutter beschäftigt, wird daran ersichtlich, dass sie mehrfach betont, dies sei falsch gewesen und für sie unverständlich. Dieses kindliche Vertrauen in die Möglichkeiten ihrer Mutter, sie auf die Begegnung mit dem MfS besser vorzubereiten, und ihre verzweifelte Suche nach einer Erklärung für das Verhalten der Mutter stehen in deutlichem Kontrast zu ihrer sonstigen Selbstdarstellung als autonome Frau, die die vielen Belastungen ihres Lebens eigenständig gemeistert hat. Diese Passage kann als Hinweis darauf verstanden werden, dass die Kontaktaufnahme durch die Stasi auch bei Erwachsenen Gefühle kindlicher Hilflosigkeit geweckt hat, die sie rückblickend mithilfe mütterlicher Ratschläge oder Warnungen besser hätte bewältigen können. Diese mit Hilflosigkeit verknüpfte Erlebnisweise muss in Rechnung gestellt werden, wenn man diese Erfahrungen verstehen und einordnen möchte.

5. Resümee

Durch die hier vorgestellte Analyse kann zunächst der Befund bestätigt werden, wonach das MfS sich offenbar vor allem bei solchen Heranwachsenden um die Anwerbung als IM bemühte, die als bedürftig oder in anderer Weise als vulnerabel eingeschätzt wurden (Behnke/Wolf 1998b; Kerz-Rühling/Plänkens 2004). Dementsprechend erfolgten Gesprächsangebote in Situationen, in denen Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene kaum Möglichkeiten hatten, sich diesen Angeboten zu entziehen. Außerdem wurde von den Stasi-Mitarbeitern ihnen gegenüber nicht nur auf die große Bedeutung ihrer „Kooperation“ verwiesen, sondern ihnen wurden teilweise auch materielle Geschenke gemacht bzw. in Aussicht gestellt. Dabei wird deutlich, dass die durch das MfS kontaktierten Heranwachsenden diese Kontaktaufnahme vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte erlebten (vgl. Fischer-Rosenthal/Rosenthal 1997: 421). Bei Ilona war diese Kontaktaufnahme daher mit Hilflosigkeit assoziiert, für die die Verhaftung ihrer Mutter steht, bei Ulrike war sie mit dem Erleben von Interesse und Zuwendung verbunden, die sie in ihrem „Stasi-Familienimperium“ erfuhr.

In den hier untersuchten Fällen werden unterschiedliche Varianten erzählt, wie die Kontaktaufnahme durch MfS-Mitarbeiter erlebt wurde. Die von den Befragten berichteten Bedingungen, unter denen sie kontaktiert wurden und die ihnen zufolge zu unterschiedlicher Informiertheit hinsichtlich der Personen, durch die sie angesprochen werden, und deren Interessen beitrugen, unterschieden sich. Während die beiden Befragten, die damals junge Erwachsene waren, erzählen, recht schnell gewusst zu haben, mit wem sie es zu tun haben und was von ihnen erwartet wird, schildern die beiden damals Jugendlichen „verdeckte“ Varianten der Ansprache und eine längere Ungewissheit. Obwohl sie diese Kontakte als seltsam beschreiben, berichten sie, sich zunächst in freundschaftlichen Gesprächen gewöhnt zu haben, auch weil ihnen Geschenke gemacht bzw. in Aussicht gestellt worden waren. Diejenigen, die damals noch Kinder waren, schildern die Situation der Anwerbung bzw. Informationsgewinnung durch das MfS als noch weniger bewusst. Sie skizzieren diese Kontaktsituationen als Teil des familialen Alltags, auch wenn sie – zumindest in ihrer Erinnerung – bestimmte Situationen als seltsam empfunden haben. Sie erzählen, damals keine Aufklärung der Situation erlebt

zu haben, sondern – jedenfalls im Falle Ulrikes – erst dann, als sie viele Jahre später ihre Akte lasen.

Vor dem Hintergrund dieser unterschiedlichen Informiertheit berichten die Befragten auch von unterschiedlichen Möglichkeiten der Abgrenzung von den Anwerbeversuchen des MfS. Von einer dezidierten Verweigerung der Zusammenarbeit erzählen am ehesten die jungen Erwachsenen, während die beiden Jugendlichen schildern, sich in Unkenntnis der Situation zunächst auf den Kontakt eingelassen zu haben. Eine direkte oder indirekte Verweigerung wurde den Erinnerungen zufolge erst dann möglich, als die Situation hinreichend geklärt war. Diejenigen, die damals Kinder waren, konnten sich ihren Schilderungen zufolge nicht bewusst abgrenzen. Für diese durch die Betroffenen skizzierte Schutzlosigkeit gegenüber dem Missbrauch durch das MfS war in den beiden skizzierten Fällen wohl auch die Verquickung zwischen Stasi und Familie verantwortlich. Die Idee, durch die Familie nicht ausreichend vor der Stasi geschützt worden zu sein, wird in etwas abgewandelter Weise auch im Falle Ilonas deutlich. Obwohl sie sich einerseits als patente junge Frau schildert, die sich der Anwerbung durch das MfS entziehen konnte, beklagt sie ebenfalls, durch ihre Mutter nicht vor der Stasi gewarnt worden zu sein. Auch in dieser Passage scheint das Gefühl auf, über die Stasi nicht gut genug Bescheid gewusst zu haben, und es wird bedauert, durch die Mutter nicht auf die Ansprache durch die Stasi vorbereitet worden zu sein. Diese Passage kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass eine Ansprache durch das MfS in der Erinnerung nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit dem Gefühl des Wehrlos-Ausgeliefertseins verbunden war, was die Möglichkeiten der Abgrenzung erschwert haben dürfte.

In der Fachdiskussion geht man in Hinblick auf die Ansprache Heranwachsender überwiegend von einer klaren Entscheidungssituation aus, in der die von der Stasi Angesprochenen über die notwendigen Informationen verfügten, um eine rationale Entscheidung gemäß ihrer Interessen treffen zu können (Behnke/Wolf 1998a; Müller-Enbergs 2010). Von einer transparenten Entscheidungssituation kann gemäß der hier vorgestellten Analyse allerdings nicht die Rede sein, da vor allem die Kinder und Jugendlichen zunächst im Unklaren gelassen wurden – ein Vorgehen, das in der Fachdiskussion nur gelegentlich Erwähnung findet (zum Beispiel bei Kerz-Rühling/Plänkner 2004). Dieses Vorgehen dürfte jedoch eher die Regel als die Ausnahme gewesen sein, wurde doch auch in den Richtlinien des MfS gefordert, „die eigentliche Rekrutierungsabsicht des Führungsoffiziers nicht offenzulegen“ (Müller-Enbergs 2010: 100). Außerdem berücksichtigen vorliegende Darstellungen in der Regel kaum kinder- bzw. jugendspezifische Aspekte oder messen diesen kaum Bedeutung bei. Dementsprechend werden kaum familiäre Verwicklungen und Abhängigkeiten und nur in wenigen Fällen jugendspezifische Verunsicherungen berücksichtigt (Behnke/Wolf 1998a), die bei der Ansprache Heranwachsender durch das MfS gezielt genutzt wurden.

Die Fachdiskussion, aber auch der öffentliche Diskurs, richten ihren Fokus vielfach auf die persönliche Verantwortlichkeit, das heißt, auf die Frage, ob jemand mit dem MfS zusammengearbeitet oder dies verweigert hat. Diese Fokussierung erscheint angesichts der mit der Stasi-Ansprache Heranwachsender assoziierten Unklarheiten wenig sinnvoll, nicht nur, weil ihre „Entscheidungen“ nicht auf hinreichend informierter Grundlage erfolgten, sondern auch, weil die Stasi darüber befand, ob jemand ein*e Informant*in war, welche Situationen als Informationsgespräch galten und was als Information festgehalten wurde. Da Kinder und Jugendliche weniger als Erwachsene in der

Lage waren, die Situation als durch die Stasi definiert zu erkennen, und über geringere Ressourcen verfügten, diese Situationen mitzugestalten, erscheint eine „Entscheidung“ für oder wider eine „Zusammenarbeit“ eher zufällig sowie von situativen Bedingungen und auch ihrem Alter abhängig erfolgt zu sein. Inwieweit für sie nicht nur ihr Erleben, sondern auch ihr Handeln in diesen Situationen biographisch gerahmt war, wäre durch weiterführende Untersuchungen zu klären.

Kontakte zwischen Stasi-Mitarbeitenden und Heranwachsenden wurden bisher vor allem im Rahmen einzelner Falldarstellungen untersucht, die sich auf Akten des MfS beziehen (BUST 2009a; BUST 2009b; Ellmenreich/Fienbork 1996), während es an fallvergleichenden Analysen und an Rekonstruktionen der Erfahrungen und Sichtweisen derjenigen mangelt, die damals als Kinder oder Jugendliche durch das MfS rekrutiert werden sollten. Dies dürfte auch damit zusammenhängen, dass der Aussagekraft biographischer Erinnerungen und Erzählungen misstraut wird. Verschiedentlich wird daher die Frage diskutiert, ob ehemalige IM sich möglicherweise nur selektiv erinnern oder gar die Unwahrheit sagen. Zumindest für diejenigen, die damals Kinder oder Jugendliche waren, ist vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse die Frage zu stellen, ob eine Erinnerung der in den Akten festgehaltenen Abläufe für sie überhaupt möglich ist. Ganz abgesehen von der Frage, inwieweit die in den Akten aufgezeichneten Informationen überhaupt zutreffen, zeigt sich, dass Kinder und Jugendliche diese Kontakte als freundschaftliche Gespräche oder als Teil des Familienalltags erlebt haben, nicht jedoch als Anwerbung durch das MfS. Fehlende Erinnerung an die eigene IM-Tätigkeit kommt auch in der Stellungnahme von Gerd-Rüdiger Hoffmann, der als Jugendlicher mit dem MfS zusammenarbeitete, zum Ausdruck:

Auch später habe ich mein Tun im Bunde mit der Staatssicherheit nicht als IM-Tätigkeit in Erinnerung gehabt. [...] Verpflichtungserklärung und Berichte als IM hatten offensichtlich für mich keinen besonders hohen Stellenwert. Jedenfalls kann ich kaum glauben, dass es bewusstes Verdrängen war, so dass ich mich daran nicht mehr (jedenfalls in dieser Zuordnung) erinnern konnte (2010: 3).

Nimmt man diese Erinnerungen ernst, dann haben wir es hier mit unterschiedlichen Relevanzsetzungen durch ehemalige IM und das MfS zu tun, nicht mit „unwahren“ Aussagen. Und zu diesen unterschiedlichen Relevanzsetzungen hat das MfS maßgeblich beigetragen, indem es zur erklärten Strategie zählte, die Rekrutierungsabsicht nicht offenzulegen.

Abschließend lässt sich resümieren, dass sich sozio-emotionaler Missbrauch zunächst bei der Kontaktaufnahme durch Stasi-Mitarbeitende rekonstruieren lässt. Kontaktiert wurden Heranwachsenden, die sich in einer vulnerablen Position befanden; ihnen wurden relevante Informationen vorenthalten, sie wurden unter Druck gesetzt, und ihnen wurde untersagt, über diese Kontaktaufnahme mit Dritten zu sprechen. Aber auch der nachträgliche Umgang mit den Betroffenen weist Elemente solch eines Missbrauchs auf – jedenfalls dann, wenn ihre Erinnerungen und Erlebnisweisen vor dem Hintergrund der Akten derjenigen, die sie damals missbrauchten, be- bzw. entwertet werden und ihnen nicht der Stellenwert eigenständiger Zeugenschaft zugestanden wird.

LITERATUR

- Bange, Dirk und Günther Deegener (1996): Sexueller Mißbrauch an Kindern, Ausmaß, Hintergründe, Folgen, Weinheim.
- Behnke, Klaus und Jürgen Wolf (1998a): Zwischen Jugendzimmer und Führungsoffizier, Kinder und Jugendliche als inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, in: Klaus Behnke und Jürgen Wolf (Hg.): Stasi auf dem Schulhof, Der Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen durch das Ministerium für Staatssicherheit, Berlin, 12-25.
- Behnke, Klaus und Jürgen Wolf (1998b): Die Auserwählten, in: Klaus Behnke und Jürgen Wolf (Hg.): Stasi auf dem Schulhof, Der Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen durch das Ministerium für Staatssicherheit, Berlin, 325-340.
- BUST (Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik) (2009a): Jugendliche Inoffizielle Mitarbeiter (IM) – IM „Shenja“, Auszug aus einer Akte des MfS, Quellen für die Schule, Bd. 1, Berlin. Online unter: <https://www.bstu.de/informationen-zur-stasi/publikationen/publikation/quellen-fuer-die-schule-1-jugendliche-inoffizielle-mitarbeiter-im/>
- BUST (Die Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik) (2009b): „DDR – eingesperrt“, Jugendliche im Stasi-Visier am Beispiel des Operativen Vorgangs (OV) „Signal“, Auszug aus einer Akte des MfS, Quellen für die Schule, Bd. 3, Berlin. Online unter: <https://www.bstu.de/informationen-zur-stasi/publikationen/publikation/quellen-fuer-die-schule-3-ddr-ingesperrt/>
- Diewald-Kerkmann, Gisela (1998): Denunziant ist nicht gleich Denunziant, in: Klaus Behnke und Jürgen Wolf (Hg.): Stasi auf dem Schulhof, Der Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen durch das Ministerium für Staatssicherheit, Berlin, 46-59.
- Dreßing, Harald, Dieter Dölling, Dieter Hermann, Andreas Kruse, Eric Schmitt, Britta Bannenberg und Hans-Joachim Salize (2018): Sexueller Missbrauch von Kindern, in: PSYCH up2date, 12, Heft 1, 79-94. <https://doi.org/10.1055/s-0043-106946>
- Ellmenreich, Renate und Gundula Fienbork (1996): IMS „Karl Herbst“ – Die Anwerbung, Kommentierter Auszug der Akte eines jugendlichen IM, in: Jörn Mothes, Gundula Fienbork, Rudi Pahnke, Renate Ellmenreich und Michael Stognienko (Hg.): Beschädigte Seelen, DDR-Jugend und Staatssicherheit, Bremen, 152-173.
- Erikson, Erik H. (1950): Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart.
- Fischer-Rosenthal, Wolfram und Gabriele Rosenthal (1997): Warum Biographieforschung und wie man sie macht, in: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 17, 405-427.
- Galanova, Olga (2016): Das Leben unter Verdacht, Unterlagen des Ministeriums für Staatssicherheit als Quelle „devianter Biographien“, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 29, Heft 1, 117-130. <https://doi.org/10.3224/bios.v29i1.07>
- Gläser, Jochen und Grit Laudel (2010⁴): Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse, Wiesbaden.
- Gründer, Mechthild und Magdalena Stemmer-Lück (2013): Sexueller Missbrauch in Familie und Institutionen, Psychodynamik, Intervention und Prävention, Stuttgart.
- Heimbach-Steins, Marianne (2010): Macht – Missbrauch, Sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und Krise der katholischen Kirche, in: Soziale Passagen, 2, Heft 2, 227-240. <https://doi.org/10.1007/s12592-010-0051-x>
- Hoffmann, Gerd-Rüdiger (2010): Die Staatssicherheit und ich, Erklärung von Gerd-Rüdiger Hoffmann gegenüber dem Landtagspräsidenten vom 9. November 2010. Online unter: https://www.gerd-ruediger-hoffmann.de/fileadmin/lcmshoffmann/Landtag/101109_stellungnahme_hoffmann_an_lt-praesidenten.pdf (14.6.2019).

- Jud, Andreas (2015): Sexueller Kindesmissbrauch – Begriffe, Definitionen und Häufigkeit, in: Jörg M. Fegert, Ulrike Hoffmann, Elisa König, Johanna Niehues und Hubert Liebhardt (Hg.): Sexueller Missbrauch von Kindern und Jugendlichen, Ein Handbuch zur Prävention und Intervention für Fachkräfte im medizinischen, psychotherapeutischen und pädagogischen Bereich, Berlin, Heidelberg, 41-49. https://doi.org/10.1007/978-3-662-44244-9_5
- Karell, Regina (2008): Inoffizielle Mitarbeiterinnen der DDR-Staatssicherheit im Bezirk Gera 1989, Erfurt.
- Kerz-Rühling, Ingrid und Tomas Plänkens (2004): Verräter oder Verführte, Eine psychoanalytische Untersuchung Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi, Forschungen zur DDR-Gesellschaft, Berlin.
- Müller-Enbergs, Helmut (Hg.) (2010): Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, Teil 1: Richtlinien und Durchführungsbestimmungen, Berlin.
- Müller-Enbergs, Helmut (2004): Zehn Aktenperspektiven, in: Ingrid Kerz-Rühling und Tomas Plänkens (2004): Verräter oder Verführte, Eine psychoanalytische Untersuchung Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi, Forschungen zur DDR-Gesellschaft, Berlin, 151-190.
- Rieker, Peter (1998): (Un-)Heimliche Jugend, Eine sozialisationstheoretische Skizze zu jugendlichen Informanten der Stasi, in: Klaus Behnke und Jürgen Wolf (Hrsg.): Stasi auf dem Schulhof, Der Mißbrauch von Kindern und Jugendlichen durch das Ministerium für Staatssicherheit, Berlin, 305-324.
- Rosenthal, Gabriele (2008²): Interpretative Sozialforschung, Eine Einführung, Weinheim, Basel.
- Strauss, Anselm L. (1998²): Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung, Übergänge, Bd. 10, München.
- Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview, in: Forum: Qualitative Sozialforschung, Volume 1, Number 1, 1-9. Online unter: <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519> (13.8.2020).

Zusammenfassung

Für den Staatssicherheitsdienst der DDR (Stasi) wurden auch Heranwachsende als Inoffizielle Mitarbeiter*innen (IM) rekrutiert. Untersuchungen zu den Entscheidungen dieser jungen Menschen, für die Stasi zu arbeiten, und zu dieser Tätigkeit beziehen sich überwiegend auf die Auswertung von Akten der Stasi. Darüber, wie Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene die Kontaktaufnahme erlebten und welche Bedeutung der Kontakt zur Stasi aus ihrer Perspektive hatte, weiß man bislang wenig. Im vorliegenden Beitrag werden Ergebnisse einer Untersuchung vorgestellt, für die Interviews mit Personen ausgewertet wurden, die als Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene in der DDR durch die Stasi kontaktiert worden waren. Auf dieser Grundlage können einige Besonderheiten dieser Kontakte rekonstruiert und mit den verschiedenen Bedingungen, unter denen diese Kontaktaufnahme stattfand, in Verbindung gebracht werden. Als relevant erweist sich für die Betroffenen dabei einerseits eine grundlegende Ungewissheit hinsichtlich derjenigen, die sie damals angesprochen haben, und hinsichtlich deren Motive. Andererseits werden Stasi-Kontakte vor allem von den damals Jüngeren verschiedentlich in Verquickung mit der eigenen Familie erlebt, was zu zusätzlichen Unklarheiten beitragen kann. Unterschiedliche Erlebnisweisen lassen sich zudem mit dem Alter, in dem die Betroffenen durch die Stasi kontaktiert worden sind, in Verbindung bringen. Abschließend wird das Verhältnis des subjektiven Erlebens der Betroffenen zu den Stasi-Akten reflektiert.

„Oral History takes place“

Über ortbezogenes Spurenlesen DDR-bezogener Grenzerinnerungen

Ralf Leipold

1. Einleitung – Oral History einen „Ort“ geben

Die Geschichte steht gemeinhin im Verdacht, allein über die „Zeit“ respektive die kurzen oder langen Zeitlinien und die Entschlüsselung selbiger greifbar zu werden. Auch der Biographie wird weithin nachgesagt, zeitlichen Logiken zu gehorchen, insofern Angehörige einer Generation vornehmlich als Zeit-Zeugen¹ oder als „Kinder ihrer Zeit“ in Betracht kommen. Gleiches scheint auch für die Erinnerung zu gelten, da sie das einst Geschehene meist aus der Gegenwart heraus entlang narrativierter Zeitverläufe rückbesieht, um es unter anderem prospektiv für die Zukunft zu wenden. Dabei ist es spätestens seit Pierre Noras Buchprojekt zu den Erinnerungsorten Frankreichs (*lieux de mémoire*) gemeinhin Konsens, dass die Erinnerung wie auch die Geschichte nicht nur an der Zeit, sondern auch „am Konkreten, im Raum [haftet]“ (Nora 1990: 13). Diese Ansicht hat, ungleich der an ihr geäußerten Kritik (insbesondere nostalgisch, national verengte Raumsicht), bis heute nicht nur unzählige Nachfolgeprojekte in unterschiedlichsten Erdgegenden und folglich eine kaum mehr zu überschauende Inventarisierung diverser räumlicher Erinnerungsgüter gezeitigt (vgl. Erll 2012, 266 f.). Es hat zudem, wenngleich nur unterschwellig, die Geschichtswissenschaft dazu bewegt, sich vermehrt Räumen (in) der Geschichte zuzuwenden (vgl. Rau 2017; Schlögel 2003).

Überträgt man diesen Befund auf einen geschichtswissenschaftlichen Zweig der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung, der sich seit nunmehr fast 30 Jahren als Oral History im Wissenschaftsbetrieb einen Namen gemacht hat, dann eröffnet sich einem demgegenüber gleichwohl ein etwas anderes Bild. Wenngleich dies in der Praxis schon immer implizit erprobt worden ist, man denke nur an Lokalstudien zu KZ-, Kriegs- und Fluchterfahrungen (Plato/Meinicke 1991) oder an das Filmprojekt *Shoah* von Claude Lanzmann (2000) oder auch an die Geschichtsbewegungen der 1980er-Jahre (Museumspädagogischer Dienst Hamburg 1988), bei denen sich die befragte Erinnerung immer auch um Orte und Räume der selbst erfahrenen Lebensgeschichte drehte. Überraschenderweise sieht im Gegensatz dazu die weithin anerkannte Selbstbeschreibung unter Oral Historians für räumliche Betrachtungsweisen indes kaum einen Platz vor: „Mit Oral History [...] ist ein Vorgehen innerhalb der Geschichtswissenschaft bezeichnet, bei dem Erinnerungsinterviews mit ‚Zeitzeugen‘ als historische Quelle dienen“ (Wierling 2003: 81). Derart überrascht es auch nicht, dass die Kategorie „Raum“, ungeachtet

1 Im Folgenden ist bei personen- oder gruppenbezogenen Bezeichnungen immer sowohl das männliche wie auch weibliche Geschlecht gleichermaßen miteingeschlossen. Für dieses Vorgehen wurde sich aus Gründen der besseren Lesbarkeit entschieden.

eines unlängst eingeschlagenen *spatial turn* (vgl. Döring/Thielmann 2008) und prominent gewordener Konzepte zu Erinnerungs- und Gedächtnisorten, in der Oral-History-Forschung bisher selten einen anderen Status als den einer Referenz- oder Hintergrundfolie für das einst Geschehene und deren lebensgeschichtlichen Nachbetrachtungen zugeschrieben bekommen hat; insofern erdräumliche Ausschnitte bislang allenfalls als überdauerte Schauplätze, Metaphernhülsen oder materielle Speicher der Geschichte in Betracht kamen (vgl. Trower 2011).

Interessanterweise können lebensgeschichtliche Erzählungen doch ebenso und neuerlich Forschungsanlass dazu bieten, die ihnen eingeschriebenen Geographien und damit das räumliche Neben- und Übereinander von Vergangenheit und Vergangenheitsdeutung stärker in den Fokus zu rücken. Denn in der Artikulation lebensgeschichtlicher Erzählungen liegen neben den offenkundigen Zeitbezügen, dem zeitlichen Nacheinander und der je eigenen biographischen Verflochtenheit in größere Geschichtszusammenhänge, ferner auch unzählige Raumbezüge vor (unter anderem geographische Imaginationen, Raumvokabeln, räumliche Erzählweisen). Dass eine lebensgeschichtliche Erfahrung neben ihrer inhärenten Narrativität und Zeitlichkeit gleichwohl nicht weniger auch von einer genuinen Materialität und Räumlichkeit beeinflusst wird, versucht der folgende Beitrag insgesamt gesehen anhand des Konzepts des „geohistorischen Spurenlesens“ (vgl. Leipold 2021) zu thematisieren und für die Oral History-Forschung fruchtbar zu machen. Dabei rücken unter Rekurs auf ein mikrohistorisch inspiriertes Indizienparadigma (vgl. Ginzburg 1988; Krämer et al. 2007) sowie aktuelle raum- und geschichtstheoretische Diskurse die Lebensgeschichten Einzelner nicht nur als geschichtlich-biographische Erzählungen in den Mittelpunkt der Betrachtung, sondern ebenso als geographische Settings, die neben dem linearen Verzeitlichen ebenso das Verräumlichen von Selbsterfahrungen in den Blick nehmen, mit all den darin eingelassenen sprachlichen, objekthaften, erinnerten oder inkorporierten Spuren der Vergangenheit. An der Lebensgeschichte Karl Westhäusers wird schließlich fallbeispielhaft zu zeigen sein, wie Geschichte und Erinnerung in ihrer räumlich-gründierten Erfahrbarkeit untersucht werden können – mit dem Ziel, ein bisher kaum betretenes „Niemandland des Gedächtnisses“ (Lanzmann 2000: 105) DDR-bezogener Geschichtsforschung theoretisch wie forschungspraktisch zu erschließen.

2. Geohistorisches Spurenlesen von Erinnerung – Das Beispiel DDR-Grenzerinnerungen

„Wer sich der eigenen verschütteten Vergangenheit zu nähern trachtet, muss sich verhalten wie ein Mann, der gräbt“ (Benjamin [1932]2004: 44).

Obwohl der öffentliche Umgang mit der DDR-Vergangenheit bis heute durch Begriffsforneln wie „Unrechtsstaat“, „SED-Diktatur“ oder „Stasi-Herrschaft“ weithin eingeübt scheint – man denke nur an die zahlreichen Gedenkanlässe, bei denen sie immerwährend zur Sprache kommen –, lässt sich jedoch nicht übersehen, dass die „ostdeutsche“ Geschichte fernab totalitarismustheoretischer Deutungsmuster gegenwärtig eine geradezu noch „umkämpfte Vergangenheit“ (Bock/Wolfrum 1999) darstellt.

In Anlehnung an Jan Assmann (2007: 48) könnte man sagen, dass sich die kollektive Erinnerung an die DDR derzeit in einem „floating gap“ befindet, d.h. in einer sich

verschiebenden Lücke, die sich zwischen einem kommunikativen Gedächtnis – einem sich-Erinnern im Alltag, das sich durch diffuse, unorganisierte und lebendig verhandelte Erinnerungen zwischen den Generationen auszeichnet – und einem kulturell noch zu festigenden Gedächtnis – einem Kulturellen Gedächtnis, das auf lange Zeit Orientierung innerhalb gesellschaftlichen Erinnerns und Gedenkens verspricht – aufgetan hat. Bei genauerem Hinsehen stellt diese Lücke im gesellschaftlichen Erinnern zugleich eine Forschungslücke dar. So wurde die DDR in ihrer Retrospektive bisher größtenteils global, mithin strukturgeschichtlich von oben in Augenschein genommen: vom politischen System und deren Eliten, von ihrem Grenzregime und dessen Zusammenbruch, und schließlich von diversen postsozialistischen Gesellschaftstransformationen. Die DDR-Vergangenheit wurde jedoch weniger „von unten“, vom Alltag aus und ihren kleinsten Forschungseinheiten ins Auge gefasst, also den Alltagshandelnden und ihren unterschiedlichen Erfahrungshorizonten. Denn, so bringt es Dorothee Wierling treffend auf den Punkt: „Dem Festhalten an gemeinsamen ‚DDR-Zeiten‘ und einer spezifischen DDR-Erfahrung einerseits, steht andererseits die Entdeckung von DDR-Vergangenheiten und Erfahrungen im Plural gegenüber“ (Wierling 2008: 107). Nicht nur einer geschichtskulturellen, sondern gleichermaßen auch einer geschichtswissenschaftlichen Auf- und Bearbeitung der DDR „von unten“, im Sinne einer Oral History (Niethammer 1985), ist daher bis heute noch viel „Raum“ zur Entfaltung gegeben (Kleemann 2004: 45; Obertreis/Stephan 2009: 22).² Allen voran den Erfahrungseinträgen des Gedächtnisgegenstandes „DDR/Grenze“ in den Erinnerungen Einzelner, weniger beachteter Erinnerungsakteure „auf die Spur zu kommen“, verspricht in diesem Zusammenhang einen besonderen Forschungsreiz. Um eine Empirie entsprechend auf ein möglichst „breites Sample von Erzählungen stützen [zu können]“ (Jureit 1999: 396), schien es im Rahmen des im Folgenden darzustellenden Forschungsprojekts angezeigt, wie bei allen Untersuchungen mündlicher Geschichte, darauf zu achten, eine größtmögliche Variation und Kontrastierung unterschiedlicher DDR-Grenzerfahrungen bei der Auswahl potentieller Interviewpartner zu berücksichtigen. Im eigenen Fall hat sich dabei ein Sampling an Zeitzeugen herauskristallisiert, welches sich angefangen von ehemaligen Grenz(land)bewohnern über Grenzschilder/-soldaten bis hin zu Flüchtlingen, Zwangsumgesiedelten und heutigen Erinnerungsarbeitern erstrecken sollte.

Hiervon ausgehend eröffneten sich für die geohistorische Spurensuche selbst insgesamt zwei Forschungszugänge. In der ersten Erhebungsphase wurden lebensgeschichtliche Interviews im klassischen Format geführt, um zu ergründen, welche Spuren die „DDR/Grenze“ in den biographischen Erzählungen ehemaliger DDR-Bürger hinterlassen hat, womit sich zunächst den immateriellen Erinnerungsspuren über den Weg narrativ gespurter Lebensgeschichten („Erzähl-Spuren“) genähert werden sollte. Dies erlaubte es insofern, die Probanden bzw. Spurenleser der „DDR/Grenze“ in direkte Verbindung zu einer selbstbezeugenden Orts- und Zeitzeugenschaft zu stellen (vgl. Krämer 2011: 126 ff.). So gesehen wurde jeder untersuchte Spurenleser sowohl zum Zeugnis seiner selbst als auch zum Zeugnis seiner ganz persönlich erlebten gesellschaftlichen

2 Dabei hatten es doch Niethammer et al. (1991) mit ihrer Arbeit über „Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR“ noch zu Ende der 1980er-Jahre bereits selbst vorgemacht, wie eine solche Forschung aufzuziehen sei und vor allem, mit welchen fruchtbaren Ergebnissen, insofern ein exklusiver und interessanter Einblick in die (bis dahin) ganz und gar unerforschten Erfahrungs- und Alltagswelten von DDR-Bürgern ermöglicht wurde.

„Raum- und Zeitverhältnisse“, indem sich der Blick auf die jeweiligen Grenzerfahrungen, die in den Erinnerungsinterviews erfragt und artikuliert wurden, richtete.

Die zweite Erhebungsphase fasste im Vergleich zu der zuvor dargestellten eher eine andere geohistorische Spurenlese ins Auge. Die Spurensuche erstreckte sich hier entlang materieller Erinnerungsspuren, womit nun die überdauerten Spuren der Grenzerinnerung in Form von „Orts- und Objekt-Spuren“ in den Fokus rückten. Die Spurensuche wurde hier im wortwörtlichen Sinne als konkret-dinglich wie körperhaft-leiblich angenommen und solcherart in die Forschungspraxis übersetzt, worauf sich alles auf die Frage hin konzentrierte, wie und woran sich je nach Fall nun genau die Erinnerung verorten, vergegenständlichen oder verkörpern lässt (Hoffmann 1998: 10). Das Forschungsinteresse machte sich diesbezüglich jedoch keinesfalls nur an einer wie auch immer gearteten „materiality of memory“ (Berdahl 1999: 220), mithin an materiell-verfestigten Grenzpuren und deren Örtlichkeiten allein fest. Eher ging es darum, durch teilnehmende Beobachtung und begleitende Interviewtechnik zu sehen, wie weithin unsichtbare Spuren über körperlich-leibliche, performative, habitualisierte wie semantisierende Erinnerungspraktiken seitens der untersuchten Spurensucher gesichtet und aufgeschlossen wurden. In diesem Sinne waren die befragten Zeitzeugen innerhalb der objektorientierten Spurenlese dazu angehalten, sich an den Orten ihrer Wahl selbst und vor allem selbstbestimmt an das Suchen, Offenlegen und Ausdeuten physisch-eingeschriebener bzw. inkorporierter Erinnerungsspuren zu machen. Die dabei auserkorenen Orte dienten dabei nicht nur als Setting einer materiellen Spurensuche und somit ausschließlich zur Bestandsaufnahme von persönlichen Grenz- und Erinnerungsrelikten (vgl. Ullrich 2006). Die ausgewählten und aufgesuchten Erinnerungssettings wurden eher im wahrsten Sinne des Wortes als Kulisse dafür eingesetzt, die einmal begonnenen Erinnerungsinterviews an den Ort der Geschichte zurückzubringen bzw. an Ort und Stelle der Erzählung weiterzuführen. Durch das spurenbezogene Erschließen erinnerungsbedeutsamer Orte sollte schließlich mehr noch Anlass dazu gegeben werden, sich mit der Räumlichkeit wie auch Zeitlichkeit vergangener Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse über den tätigen Vollzug des sich Erinnerns weitergehend und vor allem tiefergehend auseinanderzusetzen. Dabei traten die Interviewten eben nicht nur als Zeitzeugen, sondern zugleich auch als Ortszeugen auf, die keineswegs nur über den Ort „Grenze“ zu erzählen wussten, sondern zugleich auch mit ihm zusammen, indem sie ihn zum Sprechen brachten und ihre eigenen Erinnerungen gewissermaßen in ihn hineinlegten. Folglich wurden die Interviewten im Rahmen der Grenzbesichtigung zu einem „memorierenden Schlendern“ (Benjamin 1984: 277) bzw. einem „erinnernden Gehen“ (Drohsel 2016: 180 ff.) eingeladen, was dazu führen sollte, ein Erinnern im tätigen Vollzug, von sich aus wie auch vom Ort ausgehend, in Gang zu bringen. In diesem Zusammenhang wurde mehr noch versucht, ein „szenisches Erinnern“ in die Wege zu leiten (vgl. Rosenthal 1995: 206 ff.; Jureit 1999: 287 f.), mit dem Ziel, die DDR- und grenzbezogenen Erinnerungen unmittelbar, das heißt unmittelbarer als noch beim ersten, teils ortsfernen Gesprächstermin ins Gedächtnis der Erinnernden zu rufen. Hieraus hervorgegangen sind grenzbezogene *Auto-Biographien* wie *Auto-Geographien*, die zur Datengrundlage einer abschließenden qualitativ-interpretativen Materialauswertung gemacht wurden. Am Ende konnten so verschiedene Grenzbiographien auf Grundlage von Interviewmitschnitten und Beobachtungsprotokollen hinsichtlich falltypischer Erinnerungsmuster analysiert und interpretiert werden.

3. Über persönlichen Widerstand, Flucht- und Lebenswege, Vergangenheitsaufarbeitung und die Arbeit gegen das Vergessen. Die Erinnerungsspur von Karl Westhäuser

Entsprechend der zuvor vorgenommenen methodologischen Unterteilung in *Erzähl-* und *Orts-Spuren*, soll nun die Grenzbiographie eines Interviewten, der an der zuvor beschriebenen Untersuchung teilnahm, einmal genauer nachgezeichnet werden. Es handelt sich um die Erinnerungsspur von Karl Westhäuser (vgl. Abbildung 1).

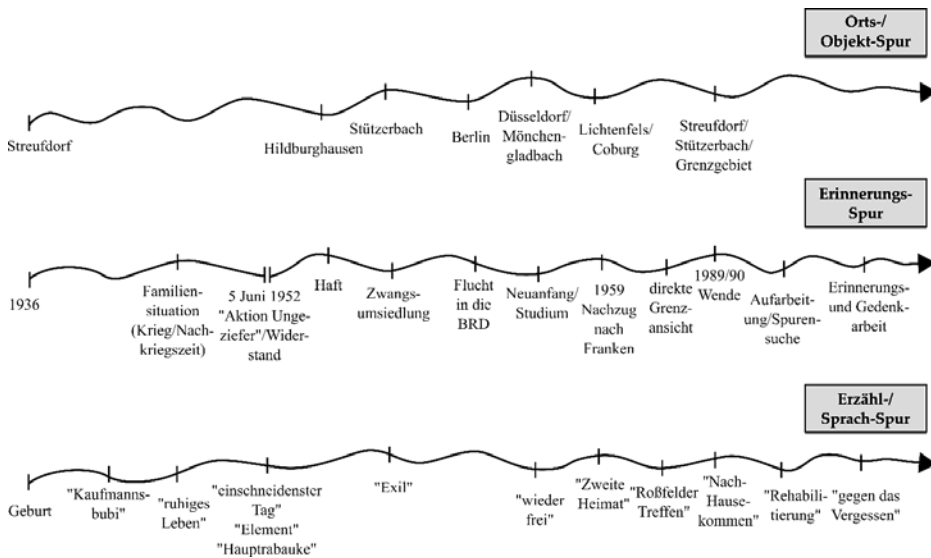


Abb. 1: Erinnerungsspur von Karl Westhäuser

Karl Westhäuser wurde 1936 im südthüringischen Streudorf, nahe der Grenze zu Bayern, geboren. Seinen Eltern gehört ein Gemischtwarenhandel im Ort, was ihm frühzeitig den Namen „Kaufmannsbubi“ einbringt. Obwohl die Nachwirkungen des Zweiten Weltkrieges und die Unsicherheiten in der Nachkriegszeit noch allgegenwärtig waren, hatten Karl Westhäuser und seine Familie, wie er im Gespräch zu verstehen gibt, in jener Zeit ein „einigermaßen ruhiges“ und „vernünftiges Leben“. Bis zu dem Tag, der zum „schwärzesten“ und zugleich „einschneidendsten Tag“ nicht nur im Leben vieler Streudorfer (IW/1: 2, 47), sondern vor allem im Leben Karl Westhäusers werden sollte: Es ist der 5. Juni 1952. Als damals 16-Jähriger nimmt er diesen Tag, auch noch rückblickend als „emotional ziemlich aufregend“ wahr (IW/1: 4). Was ihn damals wie heute so emotionalisiert(e), ist nicht so sehr die störrische „Unruhe“ (IW/1:3), die sich am frühen Morgen im sonst so ruhigen und „konservativen Ort Streudorf“ (IW/1: 9) breitmachte. Es ist mehr das „Unglaubliche“ (EKW: o. S.), was sich aus dieser Unruhe heraus entwickeln sollte. „Diese Elemente müssen aus dem Dorf raus“ (IW/1: 4). Mit Flattern in der Stimme ist ihm dieser Satz, der das Unglaubliche auf einen Punkt bringt, bis heute besonders fest in Erinnerung geblieben. Bringt er doch nicht nur zum Aus-

druck, was die Ursache und der Anstoß aller Unruhe war. Er ist vielmehr auch ein Ausdruck dafür, wofür der Tag bis heute steht: die „Aktion Ungeziefer“³, unter dessen Namen DDR-weit sogenannte „Elemente“, das heißt unliebsame bzw. unpassende Grenzbewohner aus den Sperrgebieten⁴ „zwangsumgesiedelt“ wurden.

In Karl Westhäusers Gedächtnis hat vor allem das Wort „Element“ tiefgreifende Spuren hinterlassen, es hat sich quasi als erinnerte Sprach-Spur in sein Gedächtnis tief eingeschrieben. Egal in welchen Zusammenhängen es ihm späterhin unterkommen sollte, es stieß ihm stets auf, nicht zuletzt auch körperlich.⁵ Er „konnte später das Wort Element nicht mehr hören“ (IW/1: 4), da es ihm immer wieder sogleich „das Auftreten der Funktionäre“ vor Augen führte, die sich an diesem Tag seiner Meinung nach wie „Besatzer im feindlichen Ausland [verhielten]“⁶ (IW/1: 5). Nicht zuletzt durch sein „anderes Demokratieverständnis“ (IW/1: 6), wie er meint, sah er sich veranlasst, gegen das Agieren der „Funktionäre“ vorzugehen, indem er sich als damals 16-Jähriger traute, gegen sie anzureden. Letztlich war es ihm einfach unbegreiflich, wie „man sieben Jahre nach Kriegsende noch so mit seinen Mitbürgern umgehen [konnte]“ (IW/1: 6). Umso mehr befürwortete er nicht nur das sich-Entgegenstellen der anderen Dorfbewohner, die sich dagegen wehrten, ihre Nachbarn abtransportiert zu sehen, indem sie begannen, die schon mit Hab und Gut beladenen LKWs wieder abzuladen. Er nahm vielmehr mit Wohlwollen wahr, dass sich im Ort zunehmend aktiver „Widerstand“ entwickelte, insofern viele darangingen, alles „Mögliche“ auf die Dorfstraße zu räumen, um den Abtransport der „Umzusiedelnden“ neben menschlichen auch festere „Barrieren“ entgegenzustellen. Das war „der Anfang eigentlich von den Barrikaden [...] und überhaupt das war nen Widerstand“ (IW/1: 7). Wenngleich sowohl sein persönlicher Widerstand als auch der seiner Nachbarn weder geplant noch organisiert gewesen war, gipfelte das Aufbegehren der „Streufdorfer“ gegen die Willkür der Staatsgewalt zunächst in einem Teilerfolg: keine der acht Familien, die zwangsumgesiedelt werden sollten, konnten abtransportiert werden. Dieser Erfolg währte jedoch nur von kurzer Dauer, denn kurz hierauf zeigte sich die „DDR von ihrer hässlichsten Seite“ (EKW: o. S.). Unter Einsatz

3 Mit der sogenannten „Aktion Ungeziefer“ wurden allein im Sommer 1952 in Thüringen mehr als 5.000 Menschen von den Grenzgebieten ins Landesinnere der DDR stabsplanmäßig zwangsumgesiedelt (vgl. Bennewitz/Potratz 2002: 36). Ihr folgte 1961 mit der „Aktion Kornblume“ noch eine weitere Welle von Zwangsaussiedlungen, wovon allerdings eine geringere Zahl von Grenzbewohnern betroffen war. Die Ankündigung, nur staatenlose oder kriminelle Menschen aus den Grenzgebieten zu holen, sollte sich schnell als Vorwand erweisen, zumal es am Ende um ganz andere Personenkreise gehen sollte, allen voran um alteingesessene, einflussreiche Einzelpersonen oder Familien, die umgesiedelt wurden (vgl. ebd.: 37 ff.).

4 Seit 1952 wurden in der DDR zunehmend mehr sogenannte „Sperrgebiete“ (auch „Sperrzonen“) entlang der innerdeutschen Grenze eingerichtet. Die Sperrgebiete erstreckten sich parallel zur Grenze auf zeitweise 3 bis 5 km. Derart sahen sich Bewohner des Sperrgebiets bestimmten Auflagen und Restriktionen unterworfen, worunter nicht nur die alltäglichen Grenzkontrollen, die Passierscheinplicht, sondern auch der begrenzte Empfang von Besuch zu Hause oder das eigene temporäre Ausreisen bzw. der Besuch anderer Leute außerhalb des Sperrgebiets fielen.

5 So berichtet er: „Bei diesem Gedanken läuft mir heute immer noch ein Schauer über den Rücken“ (EKW: o. S.) oder, dass ihm beim Erzählen jener Erlebnisse: „Auch heute [noch] [...] der Kloß im Hals [würgt]“ (EBW: o. S.).

6 Hiermit sind im Interview im Wesentlichen deutsche Besatzer bzw. Besatzungen auf „russischem Boden“ oder auf dem Balkan gemeint. Interessanterweise spricht er an anderer Stelle in diesem Zusammenhang ebenso und in gleiche Richtungweisend, von „sowjetischen Besatzern“ (KBW: 3), was womöglich mehr aus seiner selbst erlebten, unmittelbaren „Besatzungserfahrung“ spricht.

von „berittener Polizei und Wasserwerfern“ (IW/1: 8) wurde der Widerstand der Dorfbewohner langsam aber sicher zerschlagen. So geriet auch Karl Westhäuser inmitten sich postierender „Volkspolizisten“, die die aufgebrachte Streufdorfer Bevölkerung nach und nach voneinander in unterschiedliche Teile des Dorfes zurückdrängten. Währenddessen wird der Interviewte, und das ist ihm ein weiteres in Erinnerung gebliebenes Wortschnipsel, vom damaligen SED-Kreissekretär, der vor Ort anwesend war, als ein „Haupttrabauke“ (IW/1: 6) identifiziert, worauf er ihn sogleich abführen ließ. Ohne es in diesem Moment genau gewusst zu haben,⁷ weswegen er als „Haupttrabauke“ bezeichnet und abgeführt wurde, findet er sich auf einmal zusammen mit anderen festgesetzt in einer „Garage“ wieder (IW/1: 6). Hierauf kommt er mit anderen Männern im benachbarten Hildburghausen zwei Tage in Haft. Auch sein Vater wird verhaftet, was er nicht nur als eine logische Konsequenz aus seinem widerständigen Verhalten, sondern vielmehr noch aufgrund des Faktes begründet sieht, mit „vier Häusern“ „zu vermögend“ gewesen zu sein (IW/1: 8).⁸ Seine Mutter und seine Schwester sind bereits, zusammen mit anderen Dorfbewohnern „zwangsumgesiedelt“, oder wie Karl Westhäuser es auch nennt „zwangsdeportiert“⁹, worden (IW/1: 3).

Die Familie findet nach Umwegen schließlich erst wieder in Stützerbach, im Thüringer Wald zusammen, wo sie eine „Behelfswohnung in einem ehemaligen Fabrikgebäude über einem Ziegenstall“ (EBW: o. S.) beziehen. Im so bezogenen „Exil“, wie es Karl Westhäuser scherzhaft nennt, stehen sie fortan unter ständiger Beobachtung. Auch direkte Repressionen haben sie zu fürchten, zum Beispiel als sein Vater „zur Klärung eines Sachverhalts“ ein weiteres Mal abgeführt wird, worauf er wegen einer haltlosen Anschuldigung („Wirtschaftsvergehen und Wirtschaftsverbrechen“) „sechs Wochen in Untersuchungshaft in Meiningen“ verbringt (IW/1: 10). In dieser Zeit reifen bei Karl Westhäuser und seiner Schwester konkretere Fluchtgedanken, und so kommt es, dass erst die Kinder, dann ihre Mutter und der wieder freigelassene Vater zu Verwandten nach Berlin fahren, um von dort aus über Aufnahmelager in die BRD zu gelangen. Die Familie geht hierauf in verschiedenen Himmelsrichtungen auseinander. Seine Eltern gehen nach Coburg (in Oberfranken), seine Schwester kommt nach Frankfurt am Main, er selbst reist über die Stationen Hamburg und Stukenbrock nach Düsseldorf aus, wo er – „wieder frei und die Zukunft vor Augen“ (EBW: o. S.) – als Herrenschneider im Geschäft seines Onkels anfängt. Zudem beginnt er kurz darauf in Mönchengladbach ein Studium zum Bekleidungsingenieur.

7 Im Nachhinein wurde ihm klar, weswegen er zu den verdächtigten „Rädelsführern“ gemacht wurde: Er hatte mit dem SED-Kreissekretär zuvor eine Diskussion geführt, in der er die Geschehnisse vor Ort anprangerte.

8 Dass sich diese Vermutung schnell bewahrheitete, machte sich daran deutlich, dass, entgegen fadenscheiniger Anschuldigungen – wie „hört RIAS und verbreitet Lügen“ (IW/1: 7; vgl. Bennewitz/Potratz 2002: 38 ff.) – zumeist vermögende oder einflussreiche Ortsbewohner direkt von den Zwangsumsiedlungen betroffenen waren.

9 So berichtet der Interviewte an späterer Stelle über die Abtransporte von Zwangsumgesiedelten mit Zugwaggons. Hier zieht er einen direkten Vergleich zu den „Deportationen“ von Juden während der NS-Zeit, wie er sie wohl nur von Erzählungen her kennt. Bei diesem Vergleich führt er jedoch noch eine wesentliche Differenzierung ein: (Zwangs-)Deportierte wussten in den meisten Fällen, wohin sie gebracht wurden (und zu welchem „Endziel“); Zwangsumgesiedelte hingegen wussten über ihren Bestimmungsort in den meisten Fällen nicht Bescheid, wenngleich dessen „Endziel“ weniger lebensbedrohlich erschien, als das der Deportierten.

Nach sieben Jahren im Rheinland folgt er 1959 seinen Eltern nach Oberfranken, was fortan zu seiner „zweiten Heimat“ wird. Mit diesem Umzug vom Rheinland ins Fränkische, wo er eine Anstellung in einer Bekleidungsfabrik in Lichtenfels erhält, kommt er nicht nur der Familie wieder ein Stück näher. Mit diesem Ortswechsel rücken vielmehr auch das Grenzgebiet, welches er im Juni 1952 von jetzt auf gleich verlassen musste, wieder in unmittelbare Nähe. Ungeachtet der Tatsache, dass er zu jener Zeit nur wenig Störendes denn Berührendes am Thema „Grenze“ empfand, gibt es gleichwohl klare Indizien dafür, wie sich seine Beziehung zur Grenze und zur ehemaligen Grenzheimat in diesen Tagen, wenn auch auf anderen Wegen, fortsetze. Denn, so lässt sich seiner Narration entnehmen: Die Beziehung und der Kontakt zu Streufdorf waren zu keinem Zeitpunkt seiner Abwesenheit wirklich abgerissen:

Die Beziehung war DA, ja. Und die ehemaligen Streufdorfer, die ham sich, hab ich schon mal gesagt, in Rodach, Roßfeld getroffen. Waren bis zu 250 Leute, die [...] Zwangsausgesiedelte, Flüchtlinge und auch einige, die auch schon im Krieg oder in der Nachkriegszeit beizeiten schon nach em Westen sind. Ganz normale Wanderung, ja. Aber da war schon nen gewisser Zusammenhalt da. (Pause) Wir ham zum Beispiel auch bei diesen unsern Treffen, Pfingsten immer, ähm sind auch Rentner, die in nen Westen reisen durften (I: mhm); bei ihren Verwandten waren, sind auf der Heimreise dann noch nach Rodach und ham sich mit uns getroffen; ham natürlich ihre ehemaligen Nachbarn und Freunde und so getroffen, also mehrere aufeinmal, ja, die sie sonst gar nicht hätten besuchen können; und waren unsere Gäste auch zum Teil (IW/1: 45).

Die „Roßfelder Treffen“, wie sie seit 1964 im Ort Roßfeld bei Coburg alle zwei Jahre über die Pfingstfeiertage stattfanden, gaben Karl Westhäuser immer wieder die Möglichkeit, „Neuigkeiten“ zu erfahren – „wie’s drüben war, was die gehört haben“ (IW/1: 46). Auf diese Art und Weise konnte er, trotz der Distanz und Abgrenzung zu seinem früheren Heimatort, am Ende doch irgendwie (passiv) am Dorfleben teilnehmen. Zudem nutzte er die Nähe zur „Grenze“, um auf grenznahe Hochsitze zu klettern, alles dafür gebend, nur eine bessere Sicht auf die andere Seite und insbesondere auf sein – mittlerweile in „Volkseigentum“ überangenes – Elternhaus zu bekommen.

Über die Jahre und die mehrmaligen Berührungen mit der eigenen ortsfernen Vergangenheit reifte bei Karl Westhäuser schließlich immer mehr die Einsicht, den schmerzlich erlittenen Bruch in der eigenen Biographie (Zwangsumsiedlung und Flucht aus der DDR), rückblickend gesehen doch als Chance genutzt zu haben, insofern er sich erst hierdurch ein anderes und vielleicht auch besseres Leben aufbauen konnte. Im Sinne von – was wäre gewesen, wenn ... – weiß Karl Westhäuser denn auch seinen möglicherweise gegangenen Lebensweg „im Osten“ und damit jenseits der „Mauer“ (kontingent) weiterzudenken, indem er meint:

Ich würd’ mal sagen, ich war zumindest froh, dass ich auf dieser Seite gelebt hab. Nicht unbedingt den Kameraden da drüben, dankbar war ich nicht dafür, aber letzten Endes ähm hab ich mir gesagt, da drüben hätte ich irgendwie dahinvegetiert oder ich, weiß nicht, vielleicht wär ich, Revoluzzer, nen bisschen Revoluzzer geworden oder ich wär abwegs mitgeschwommen, ich hätte mich geduckt, ich weiß nich, ja. Das kann man nicht so sagen (I: mhm). [...] Auf jeden

Fall ging mir's auf lange Sicht hier besser, als mir es da drüben jemals gegangen wäre (Pause) in jeder Beziehung (Pause), weil wir hatten da (Pause) [...] es hat sich eigentlich schon nach dem Krieg abge[...], in den ersten Jahren so abgebildet, dass wir da drüben (lange Pause) nicht viel zu erwarten haben, egal in welche Richtung, ja. So seh ich das. (Pause) Vor allen Dingen wir konnten hier unsere Meinung äußern, wir konnten, natürlich vernünftiger, vernünftiger [...] unser Leben leben. [...] Ich hab einfach die Freiheit gehabt, ja, für vieles, was ich drüben nie gehabt hätte. (sehr lange Pause) (lacht) Hab den Strick gezogen (lacht) [...] Ob ich jemals da drüben glücklich geworden wäre, weiß ich nicht, ich glaub's nicht (IW/1: 67 f.).

Obwohl er so fortan ganz nah an der Grenze und seinen persönlichen Grenzerfahrungen bleibt, richtig holt ihn seine DDR-Grenzgeschichte erst ein, als die DDR beginnt, selbst Geschichte zu werden. Genauso wenig wie er die Zwangsumsiedlung jemals vergessen kann, genauso wenig kann er jemals die Tage der Grenzöffnung vergessen. Die „unheimliche Euphorie“, die allen voran „in den Grenzgemeinden“ (IW/1: 30) damals vorherrschte, brauchte nicht lange, um auch Karl Westhäuser zu erfassen. So kehrt er im November 1989 unmittelbar nach Streufdorf zurück, um alles wieder in Augenschein zu nehmen und mit ehemaligen Nachbarn wieder ins Gespräch zu kommen. Über das Zurückkehren hat Karl Westhäusers Frau einen kurzen Erinnerungsbericht anlässlich des 50. Jahrestages der „Zwangsumsiedlung und Flucht aus Streufdorf“ verfasst, der im Gespräch paraphrasiert zur Sprache kam und der in Textform nachfolgend abgebildet ist:

Ich kann mich noch genau daran erinnern. Wie wir, Karl, Martina [die Tochter] und ich, zum ersten Mal nach Streufdorf hineinführen. Das war im November 1989. Lange genug haben wir davon geträumt – jedes Mal, wenn wir auf der anderen Seite der Grenze am Schlagbaum standen und hinüberblickten. Die Straße entlang bis zur Kurve, wo dann der Blick nicht mehr weiterging, wo aber das Elternhaus stand, in dem er aufgewachsen ist und wo er seine Kindheit und die Hälfte seiner Jugend verbracht hat. Und ich hatte mir geschworen: wenn jemals die Grenzen aufgemacht werden, fahren wir dorthin; dahin, wovon Karl immer so viel erzählte, dass ich meinte, mich in Streufdorf genauso gut auskennen wie er. [...] Karl erklärte uns alles, wer wo gewohnt hat, wo er gespielt hat. In seinen Erinnerungen war alles anders: der Holzberg war länger und steiler, der Marktplatz viel, viel größer. Wir fuhren durchs Dorf, er zeigte uns sein Elternhaus [...] (EEW: o. S.).

Nach der unmittelbaren „Heimkehr“ nach Streufdorf geht er schließlich selbst auf Spurensuche, insbesondere an die Orte seiner „Lebensgeschichte Ost“, die in Teilen bei der gemeinsamen Ortsbesichtigung (Spurenlese) nochmals abgegangen wurden. Die Spurensuche führte ihn an die Grenzanlagen, zu seinem Elternhaus und an den Ort seiner Haft. Sie führte ihn aber auch an den Ort seines vorübergehenden Exils nach Stützerbach. In detektivischer Manier hat er sich dabei allen voran als archivalischer Spurensucher betätigt, indem er sich in Aktensammlungen (Archive, öffentliche Ämter) nach

Dokumenten umschaute, die ihm halfen, seine schicksalsbehaftete Flucht- und Aussiedlungsgeschichte anhand von bisher noch verborgenen bzw. unbekannten (Spuren-) Details zurückverfolgen zu können.¹⁰

In dieser Zeit, als er sich damit beschäftigte, die eigene, schmerzlich erlebte DDR-Grenzgeschichte anhand der für ihn biographisch bedeutsamen Orten abzugehen, kam er auch dazu, die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit in anderen Bereichen anzugehen. Hierbei ging es ihm vor allem um die Rückübertragung des 1952 enteigneten Familieneigentums, vor allem um die ehemals in Elternhand befindlichen Häuser. Sein besonderer „Ehrgeiz“ (IW/1: 27), den er beharrlich an den Tag legte, um das Eigentum seiner Familie zurück zu erkämpfen, erstaunt ihn und seine Frau aus heutiger Sicht in gewisser Weise. Musste er doch nicht nur viel Zeit,¹¹ sondern vor allem auch einige bürokratische „Unannehmlichkeiten“ und Hürden auf sich nehmen sowie überstehen, bis die „verbliebenen Reste des 1952 geraubten Eigentums“ (KBW: 4) wieder in seine Hände übergehen konnten. In diesem Zusammenhang erinnert sich Karl Westhäuser zum Beispiel wie er als „Zwangsumgesiedelter“ schließlich „erst rehabilitiert werden [musste], wie einer, der verurteilt worden ist“ (IW/1: 23).¹² War er nach 1952 noch „Ausgestoßener, Vertriebener“, ein „Element“, ein „Ungeziefer“ (EBW: o. S.), so war er nun ein „Illegaler“, ein „Republikflüchtiger“ (IW/1: 42), dessen Opferstatus erst noch geprüft werden musste. Was ihm die Sache dann doch zum „Herzensanliegen“ machte, waren seine nie abreisenden „Heimatgefühle“, seine familiengeschichtliche Verflechtung mit Streufdorf und schließlich sein Drang, sich vor Ort wieder „sehen zu lassen“ (IW/2: 76). So fungierte allen voran das in Eigenregie betriebene Wiederherichten der Familienhäuser mitsamt dem Verschönern des Ortsbildes letztlich als ein Anknüpfungspunkt und zugleich auch als eine Chance, sich nach mehr als 40 Jahren wieder heimisch fühlen zu können. So gesehen war es für ihn vor allem das handwerkliche Betätigen, das „Werkeln“¹³ an den Häusern (IW/1: 27), was ihm insgesamt gesehen stets auch ein Stückchen Heimat zurückbrachte:

Ja, das ist die Heimat, einfach, ja. Das ist die Heimat. Und der alte Spruch: Was du erbst von deinen Vätern [...], erwirb es um es zu besitzen, ja (I: mhm). Ich hab [...] das Erbe schwer erwerben müssen [...] (IW/2: 84).

Was ihn nach der langen Ortsentzogenheit darüber hinaus wieder heimisch fühlen lässt: Es ist die Erinnerungsarbeit, die Karl Westhäuser zusammen mit anderen bis heute vor Ort leistet. So wird er nach der Wende zum „Erinnerungsarbeiter“ in eigener und fremder Sache. In eigener Sache wird er es nicht zuletzt dadurch, weil er sich im Zuge seiner Aufarbeitungsbemühungen und gestellten Rückübertragungsansprüchen notwendigerweise rückerinnern musste. In fremder Sache wird er es, weil er sich im Gegensatz zu

10 Einen Teil dieser archivalisch ausgegrabenen Spuren bekam der Interviewer beim ersten Interview selbst in die Hände und wiederum einen Teil davon (als Kopie) auch mit nach Hause.

11 Der letzte diesbezügliche Bescheid erreichte ihn 2011.

12 Da „Zwangsumgesiedelte“ im Zuge der Wiedervereinigung keine Erwähnung im Zusammenhang mit vertraglich festgehaltenen Wiedergutmachungsleistungen fanden, war es erforderlich, dass sie sich entsprechend erst einer „Rehabilitierung“ unterziehen mussten.

13 Auf das „Werkeln“ und dessen Endbilanz verweist er während der Ortsbegehung mehrere Male stolz. So berichtete er ferner amüsiert, dass er in den letzten Jahren in wechselnder Rolle „Gerüstbauer, Maler, Putzer- und Malerhelfer“ war (IW/1: 55).

vielen anderen Betroffenen von Zwangsumsiedlungen, die lange als Opfergruppen „ausgeklammert“ wurden oder sich selbst keine Stimme gaben (IW/1: 65), traute, gegen das Beschweigen und das lange betriebene Vergessen der schmerzlich erlebten Vergangenheit sprichwörtlich anzureden. Indem er sich und anderen Betroffenen eine Stimme gab, ist er in die Rolle des Zeitzeugens, der erzählen soll, wie es denn nun genau war, nach eigenen Angaben, mehr oder weniger reingerutscht bzw. „reingezogen [worden]“ (IW/2: 114). Ungeachtet dessen „sprudelt“ (IW/1: 52) es bei solchen Gelegenheiten, wenn er die eigene Erfahrung zum Thema werden lassen kann, geradezu aus ihm heraus. Dann bricht sich die Erinnerung meist ungezügelt, wenngleich in gespurten Linien Bahn und das Ganze erscheint wieder in vielen Schattierungen vor seinem geistigen Auge.¹⁴ Er ist aber auch Erinnerungsarbeiter, weil er sich bis heute dafür eingesetzt hat, manifeste Zeichen des Gedenkens an das einst Geschehene an Ort und Stelle zu schaffen. Derart hat er mit anderen Betroffenen zusammen nicht nur eine Gedenkveranstaltung zum 50. Jahrestag der Zwangsumsiedlung in Streufdorf organisiert, sondern auch eine feste Objektivation zum Erinnern geschaffen: einen Gedenkstein, um gegen das lange Beschweigen anzugehen. Alle Erinnerungszeichen und -initiativen tragen allesamt das Motto, welches denn nicht treffender für die lebensgeschichtliche Einstellung Karl Westhäusers stehen könnte: „Gegen das Vergessen“. Gegen das Vergessen anzuarbeiten, bedeutet neben der offensichtlichen Pflege der Ortserinnerung und des Rede- und Antwort-stehens ebenso, sich um die Pflege der Grünanlagen zu kümmern, die um den Erinnerungsort (Gedenkstein) ungewollt dazu neigen, „Gras über die Sache“ wachsen zu lassen.

Streufdorf und der 5. Juni 1952 – mit diesen raumzeitlichen Koordinaten ist insgesamt gesehen das geohistorische Setting abgesteckt, auf dem sich die Biographie Karl Westhäusers immer wieder narrativ aufbaut. So dreht sich seine erzählte Lebensgeschichte, egal in welche Richtung man sie denn verfolgt, zumeist um diese beiden Eckpunkte. Ob das die Erzählung zum „einschneidendsten Tag“ in seinem Leben selbst ist, die mit allerhand dichten Ortsschilderungen besticht, oder ob es der aus dieser Geschichte heraus begangene oder nicht-begangene Lebensweg und deren Rückbeschau ist, in allen Fällen führt die Spur zu diesen zwei Punkten zurück. Bei alledem, so der Gesamteindruck, ist der Widerstand, den Karl Westhäuser als 16-Jähriger im Juni 1952 leistete über sein Leben und seine Lebenswege hinweg nie wirklich geendet. Blieb er doch allen voran nach der „Wende“ gegen seine Geschichte und gegen die seines Heimatortes beständig widerständig, indem er sich bis heute, mit persönlichem Engagement und Eigensinn (insbesondere zugespitzter Sprach-/Wortgebrauch), einer ortsbezogenen Erinnerungsarbeit verschreibt, die sprichwörtlich immer wieder den „Finger in die Wunde“ legt, indem er gegen das Vergessen anredet und einen persönlichen Beitrag dazu erbringt, ein sich erst spät gebildetes Ortsgedächtnis durch Gedenkzeichen und erinnerungskulturelle Darbietungen präsent bzw. präsenter zu halten. Dies alles zusammen hat sich letztlich nicht nur über die zu Hause erzählte Lebensgeschichte und die Analyse der DDR-bezogenen Erzählspuren herauspräparieren lassen. Es konnte so auch bei der Ortsbegehung und der Lektüren der überdauernden Objekt-Spuren beobachtet werden, als sich Karl Westhäuser daran machte, die kleinen Vergangenheits Spuren an Ort und Stelle mit Fingerzeig und deutender Erzählung sichtbar werden zu lassen.

14 Was sich an der lebendigen Erzählart während der Interviews aber auch anhand der genauen Schilderungen zu den Orten und Ereignissen in Bezug auf den Schauplatz selbst zeigte.

4. Fazit: Welchen Mehrwert hat es, erzählter Geschichte einen „Ort“ zu geben?

Wie anhand der spurengeleiteten Untersuchung von „DDR-Grenzerinnerungen“ zuvor exemplarisch gezeigt werden konnte, vermag ein ortbezogenes Studium von persönlichen Erinnerungen und Spuren vor allem Eines zu leisten. Es kann in der Hauptsache dazu dienen, verborgenen und bisher unentdeckten Überbleibseln der Vergangenheit und den damit verknüpften subjektiven Erfahrungswelten auf den Grund zu gehen. In diesem Sinne kann ein mikrologisches Erschließen von „Orten“ mittels und auf Grundlage von Erinnerungen und Spuren (wie auch *vice versa*) alles in allem dazu führen, bisher unbesehene Vergangenheitserfahrungen, unberücksichtigte Geschichtsakteure sowie deren raumzeitbezogenes Gedächtnisgut im Gesellschaftlichen wie Wissenschaftlichen stärker zu Gehör zu bringen. In gleicher Weise kann es eine Perspektive auf „Erinnerungen, Spuren und Räume“ ermöglichen, weithin unbeachteten Orts- und Objekts Spuren eine „Bühne“ zu geben, welche so entlang von Spurenlektüren und Spurenlesern (und dessen wissenschaftlichem Nachvollzug) von einer ihr anhaftenden erinnerungskulturellen Absenz folglich erst in eine bedeutungstragende Präsenz gelangen würden. Da eine solche Untersuchungsperspektive die Sinn- und Objekthaftigkeit von Erinnerung gleichermaßen zu berücksichtigen erlaubt, kann sich hieraus für eine kulturwissenschaftlich ausgerichtete Erinnerungsforschung (*memory studies*; vgl. Erll 2012) schließlich die Möglichkeit ergeben, außerhalb der üblicherweise geäußerten (offiziellen) Raum- und Vergangenheitsansichten einen tiefgründigeren Einblick in die Raum- und Zeiterfahrungen einzelner – im Gedächtnisdiskurs kaum beachteter – Akteure zu erlangen und folglich auch in die alltägliche Praxis des Erinnerns raumzeitgrundierter Lebensgeschichten. Dazu bedarf es letztlich nur eines geschärften Blicks auf Spuren und verschiedene Spurenpraktiken – hier speziell: dem Suchen, Lesen, Performieren und Erzählen von *Erinnerungsspuren*. Über diesen Umweg mag gleichwohl wieder zu den Orten der Erinnerung, der Geschichte sowie auch und vor allem zu den Orten des Vergessens zurückzufinden sein, in der Hinsicht, dass sie dem Betrachter einen Eindruck davon vermitteln (können), wer, wie, wann und vor allem wo Spuren – im Sinne einer geohistorischen (Selbst-)Einschreibung in die Welt – entweder hinterlassen hat oder selbst auf die Spur zu kommen versucht, oder beides zusammen. Denn, so lässt sich mit Hannah Arendt an dieser Stelle zusammenfassend konstatieren: „Ohne Erinnerung und die Verdinglichung, die aus der Erinnerung selbst entspringt [...] würde das lebendig Gehandelte, das gesprochene Wort, der gedachte Gedanke *spurlos* verschwinden“ (Arendt 2007: 113 f.; eig. Herv.). In Anbetracht dessen kann ein ortsbezogenes Erinnern und Lesen von Spuren einen eigenständigen Beitrag zu einer „reflexiven Erinnerungskultur“ (Welzer 2012: 43) erbringen. Eine Form der Erinnerungskultur bzw. kulturellen Gedächtnisbildung, welche offen ist für das Verborgene, Unsichtbare, das Nicht-Erinnerte und damit letztlich auch für das, was gemeinhin nicht in ihrem Auftrag liegt: das Vergessen. Jenes Vergessen, das sich insbesondere im stillen Zeugen, das heißt in der Spur manifestiert und durch ein wissenschaftlich begleitetes Spurenlesen erst zu entsprechender Sichtbarkeit gebracht werden kann. So gesehen liegt der größte Zugewinn letzten Endes vor allem darin, verloren gegangene, vergessene oder schlichtweg verdrängte Raum-Zeit-Erfahrungen anhand von „Spuren“ und über das Lesen von Spuren ans Tageslicht und damit überhaupt erst ins gesellschaftliche Bewusstsein befördert zu haben.

LITERATUR

- Arendt, Hannah (2007): *Vita activa oder vom tätigen Leben*, München.
- Assmann, Jan (2007): *Das kulturelle Gedächtnis, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, Beck'sche Reihe, Bd. 1307, München.
- Benjamin, Walter ([1932]2004): *Ausgaben und Erinnern* (1932), in: Knut Ebeling und Stefan Altekamp (Hg.): *Die Aktualität des Archäologischen in Wissenschaft, Medien und Künsten*, Frankfurt am Main, Fischer, Bd. 16177, 44-46.
- Benjamin, Walter (1984): *Die Wiederkehr des Flaneurs*, in: Franz Hessel (Hg.): *Ein Flaneur in Berlin*, Berlin, 277-281.
- Bennewitz, Inge und Rainer Potratz (2002³): *Zwangsaussiedlungen an der innerdeutschen Grenze, Analysen und Dokumente, Forschungen zur DDR-Gesellschaft*, Berlin.
- Berdahl, Daphne (1999): *Where the World Ended, Re-Unification and Identity in the German Borderland*, Berkeley.
- Bock, Petra und Edgar Wolfrum (Hg.) (1999): *Umkämpfte Vergangenheit, Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*, Göttingen.
- Döring, Jörg und Tristan Thielmann (Hg.) (2008): *Spatial Turn, Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839406830>
- Drohsel, Karsten Michael (2016): *Das Erbe des Flanierens, Der Souveneur – ein handlungsbezogenes Konzept für urbane Erinnerungsdiskurse*, Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839430309>
- Erlil, Astrid (2012): *Cultural Memory Studies*, in: Stephan Moebius (Hg.): *Kultur, Von den Cultural Studies zu den Visual Studies, Eine Einführung*, Edition Kulturwissenschaft, Bd. 21, Bielefeld, 258-281.
- Ginzburg, Carlo (1988): *Spurensicherung, Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, in: Carlo Ginzburg (Hg.): *Spurensicherungen, Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München, 78-125.
- Hoffmann, Detlef (1998): *Das Gedächtnis der Dinge*, in: Detlef Hoffmann (Hg.): *Das Gedächtnis der Dinge, KZ-Relikte und KZ-Denkmäler 1945-1995*, Frankfurt am Main, 6-35.
- Jureit, Ulrike (1999): *Erinnerungsmuster, Zur Methodik lebensgeschichtlicher Interviews mit Überlebenden der Konzentrations- und Vernichtungslager*, Forum Zeitgeschichte, Bd. 8, Hamburg.
- Kleemann, Christoph (2004): *Nachlassende Neugier? Warum die Auseinandersetzung mit der DDR weitergehen sollte*, in: Heidi Behrens und Andreas Wagner (Hg.): *Deutsche Teilung, Repression und Alltagsleben, Erinnerungsorte der DDR-Geschichte*, Leipzig, 44-57.
- Krämer, Sybille, Werner Kogge und Gernot Grube (Hg.) (2007): *Spur, Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft*, Bd. 1830, Frankfurt am Main.
- Krämer, Sybille (2011): *Vertrauenschenken, Über Ambivalenzen der Zeugenschaft*, in: Sibylle Schmidt, Sybille Krämer und Ramon Voges (Hg.): *Politik der Zeugenschaft, Zur Kritik einer Wissenspraxis, Edition Moderne Postmoderne*, Bielefeld, 117-140.
- Lanzmann, Claude (2000): *Der Ort und das Wort*, in: Ulrich Baer (Hg.): *„Niemand zeugt für den Zeugen“, Erinnerungskultur und historische Verantwortung nach der Shoah*, Edition Suhrkamp, Bd. 2141, Frankfurt am Main, 101-118.
- Leipold, Ralf (2021): *Erinnerung, Spur und Raum, Geohistorisches Spurenlesen entlang erinnerter DDR-Grenzgeographien*, Sozialgeographische Bibliothek, Stuttgart (in Vorbereitung).
- Museumspädagogischer Dienst Hamburg (Hg.) (1988): *Spurensicherung, Internationale Jugendcamps Neuengamme (1984-87), Katalog zur Ausstellung des Museumspädagogischen Dienstes und des Museums für Hamburgische Geschichte*, Hamburg.
- Niethammer, Lutz (Hg.) (1985): *Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis, Die Praxis der „Oral History“*, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Bd. 490, Frankfurt am Main.

- Niethammer, Lutz, Alexander von Plato und Dorothee Wierling (1991): *Die volkseigene Erfahrung, Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*, 30 biographische Eröffnungen, Berlin.
- Nora, Pierre (1990): *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek, Bd. 16, Berlin.
- Obertreis, Julia und Anke Stephan (2009): Erinnerung, Identität und „Fakten“, Die Methodik der Oral History und die Erforschung (post)sozialistischer Gesellschaften (Einleitung), in: Julia Obertreis und Anke Stephan (Hg.): *Erinnerungen nach der Wende/Remembering after the Fall of Communism*, Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften/Oral History and (Post-)Socialist Societies, Essen, 9-36.
- Plato, Alexander von und Wolfgang Meinicke (1991): *Alte Heimat – neue Zeit, Flüchtlinge, Umgesiedelte, Vertriebene in der Sowjetischen Besatzungszone und in der DDR*, Berlin.
- Rau, Susanne (2017²): *Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen*, Historische Einführungen, Bd. 14, Frankfurt am Main.
- Rosenthal, Gabriele (1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*, Frankfurt am Main, New York.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit, Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München, Wien.
- Trower, Shelley (2011): *Place, Writing, and Voice in Oral History*, Palgrave Studies in Oral History, New York. <https://doi.org/10.1057/9780230339774>
- Ullrich, Maren (2006): *Geteilte Ansichten, Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze*, Berlin.
- Welzer, Harald (2012): Vom Zeit- zum Zukunftszeugen, Vorschläge zur Modernisierung der Erinnerungskultur, in: Martin Sabrow und Norbert Frei (Hg.): *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Geschichte der Gegenwart*, Bd. 4/Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 14, Göttingen, 33-48. <https://doi.org/10.5771/9783835322455-33>
- Wierling, Dorothee (2003): Oral History, in: Michael Maurer (Hg): *Aufriß der Historischen Wissenschaft*, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 17033, Stuttgart, 81-151.
- Wierling, Dorothee (2008): Lob der Uneindeutigkeit, Zeitzeugenschaft und Deutungskonflikte nach dem Ende der DDR, *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 52, Heft 3, 102-113.

INTERVIEWS

- Westhäuser, K. (2002): 5. Juni 1952 – Die Zeit danach (Erinnerungsbericht von Karl Westhäuser), (EBW).
- Westhäuser, K. (2002): Heimkehr (Erinnerungen einer Ehefrau), (EEW).
- Westhäuser, K. (2014): E-Mail-Korrespondenz, 23.09.2014, (EKW).
- Westhäuser, K. (2014): Interview 1, 02.10.2014, Coburg, Transkript, 1-72, (IW/1).
- Westhäuser, K. (2015): Interview 2, 04.06.2015, Streufdorf, Transkript, 72-122, (IW/2).
- Westhäuser, K. (2016): Kurzbiographie, (KBW).

Zusammenfassung

Als einer Teildisziplin der Geschichtswissenschaft kommt der Oral History gemeinhin die Aufgabe zu, mit der „Zeit zu rechnen“, insofern Erzählungen über das Leben nicht selten nur zeitlich rückgebunden werden. Der folgende Beitrag versucht diese Ansicht einmal gänzlich umzudrehen, indem davon ausgegangen wird, dass Oral History und deren Untersuchungsgegenstände nicht nur zeitlichen Direktiven gehorchen und derart untersuchbar scheinen, als mündlich dargebotene Geschichte immer auch und vor allem

in räumlicher Hinsicht „stattfindet“. Hiernach avanciert nicht nur die gelebte Biographie zur raumgewordenen Lebensgeschichte, mithin zur gelebten Geographie, zum persönlichen Schauplatz der Geschichte, als vielmehr auch der im Mittelpunkt des Forschungsinteresses stehende lebensgeschichtliche Erzähler sich über den Zeitzeugen hinaus ferner als Ortszeuge offenbart. Dass erzählte Lebensgeschichten neben ihrer Zeitgebundenheit immer auch eine Ortsgebundenheit aufweisen, wird nachfolgend zur Grundmaxime erklärt und am Topos der Spur und des Spurenlesens theoretisch wie methodisch genauer nachvollzogen. Schlussendlich wird an der Lebensgeschichte Karl Westhäusers fallbeispielhaft zu zeigen sein, welche empirischen Potenziale und Erträge eine Suche nach ortsbezogenen Erinnerungsspuren mit sich führen kann, um – im eigenen Fall – verborgenen DDR-Grenzerinnerungen auf die Spur zu kommen.

Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht

Leben und Wirken Gustav Radbruchs¹

Philipp Glahé

[W]o Gerechtigkeit nicht einmal erstrebt wird, wo die Gleichheit, die den Kern der Gerechtigkeit ausmacht, bei der Setzung des positiven Rechts bewusst verleugnet wurde, da ist das Gesetz nicht etwa nur „unrichtiges Recht“, vielmehr entbehrt es überhaupt der Rechtsnatur (Radbruch 1946: 107).

Am 9. Mai 1933 ging der Moltkestraße 27 in Heidelberg ein amtliches Schreiben zu. Es war dem badischen Staatsministerium von solcher Wichtigkeit, dass man nicht einmal die hohe Gebühr von 50 Pfennig für eine Postzustellungsurkunde scheute, die den Eingang per Unterschrift durch den Empfänger bestätigen sollte. Dieses Schreiben bedeutete das vorläufige Ende eines jahrzehntelangen politischen und wissenschaftlichen Lebensweges, es war der Wille zur Vernichtung einer Lebensleistung. „Nach seiner ganzen Persönlichkeit und seiner bisherigen politischen Betätigung“, heißt es in dem Brief, „bietet er nicht die Gewähr dafür, daß er jetzt rückhaltlos für den nationalen Staat eintritt“ (zit. nach Wolf 1950: 58).

Es handelt sich um das Entlassungsschreiben Gustav Radbruchs aus dem Staatsdienst gemäß des von den Nationalsozialisten kurz nach Hitlers Machtergreifung erlassenen „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“. Gustav Radbruch, einer der bedeutendsten Rechtsphilosophen seiner Zeit, Professor für Strafrecht in Heidelberg und ehemaliger SPD-Reichsjustizminister in der Weimarer Republik, war nun offiziell – als einer der ersten – zum Feind des nationalsozialistischen Deutschlands erklärt worden. Vom Schlimmsten blieb Radbruch jedoch verschont. Zwar konnte auch er den öffentlichen Demütigungen durch die Nationalsozialisten nicht entgehen, doch führte er bis Kriegsende 1945 weitgehend unbehelligt und fernab der Brutalität des Dritten Reiches ein zurückgezogenes Gelehrtenleben in Heidelberg. Auf diese zwölf Jahre der akademischen und politischen Verbannung folgte, zusammengefasst auf nur vier Seiten, neben einem reichhaltigen juristischen, philosophischen und historischen Werk, eine der umstrittensten wie wirkmächtigsten rechtsphilosophischen Deutungen staatlichen Unrechts: die sogenannte „Radbruch’sche Formel“. 1946 wurde Gustav Radbruchs Aufsatz *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht* in der *Süddeutschen Juristen-Zeitung* veröffentlicht, welcher bis heute die höchstrichterliche Recht-

¹ Dieser Aufsatz stellt die überarbeitete Version eines erstmals 2017 in: Eikasía, Revista de filosofía, 78, 113-125 erschienenen Artikels dar.

sprechung beeinflusst. Die Radbruch'sche Formel lässt sich dabei in drei Thesen untergliedern: die Positivismusthese von der Wehrlosigkeit des Juristenstandes gegenüber dem Nationalsozialismus, die Unerträglichkeitsthese über das Verhältnis von übergesetzlichem Recht zu gesetzlichem Unrecht und die eingangs zitierte Verleugnungsthese, welche Gesetzen, die nicht die Gerechtigkeit zum Ziel haben, den Rechtscharakter abspricht. An dieser Formel lassen sich die wesentlichen Züge Radbruchs rechtsphilosophischen Denkens und dessen Erschütterungen durch die Erfahrung der NS-Diktatur festmachen. Radbruchs Deutung blieb dabei aber nicht ohne Kritik, ist sie in vielen Punkten unklar und widersprüchlich, warf man Radbruch zugleich vor, seinem Denken nicht treu geblieben zu sein.

„[D]as Beste an der Demokratie [ist] gerade dieses, dass nur sie geeignet ist, den Rechtsstaat zu sichern“² – Gustav Radbruch als Politiker

Kiel, 13. März 1920. Zwei junge Dozenten der Christian-Albrechts-Universität setzten ihr Leben aufs Spiel, als es zu einem Putschversuch einiger rechtsradikaler Politiker und der Reichswehr um Wolfgang Kapp kam. Einer der beiden war Professor Gustav Radbruch, der zusammen mit seinem Kollegen Hermann Heller ein Blutbad zwischen den Putschisten und den bewaffneten Arbeitern in Kiel verhindern wollte. Beide versuchten friedlich zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln, wurden jedoch von den Anhängern Kapps wegen der „Organisation bewaffneten Widerstandes“ festgenommen. Nach sechs Tagen brach der Aufstand wieder zusammen. Erst im Nachhinein stellte sich heraus, dass von Seiten der Putschisten ein Todesurteil gegen Gustav Radbruch vorgelegen hatte. Der junge Rechtswissenschaftler und Vater zweier Kinder hätte seinen Einsatz für die Demokratie fast mit dem Leben bezahlt. Dies hinderte Radbruch jedoch nicht daran, sich nach dem Ende des Putsches sogar für seine Gegner einzusetzen, sich für eine rechtsstaatliche Aufarbeitung der Geschehnisse einzubringen und einen Lynchmord der Putschisten durch die aufgebrachte Kieler Bevölkerung zu verhindern.

1918, direkt nach dem verlorenen Weltkrieg, war Radbruch der SPD beigetreten. Allerdings hatte er schon lange mit der Sozialdemokratie sympathisiert, sich jedoch aufgrund der damit verbundenen Schwierigkeiten in Bezug auf seine wissenschaftliche Karriere im wilhelminischen Deutschland nie offen zu ihr bekannt. Als überzeugter Demokrat bejahte er von ihrem Anbeginn an die Weimarer Republik. Gemessen an dem großbürgerlichen, konservativen Milieu, dem Radbruch entstammte, war sein sozialdemokratisches Engagement eher ungewöhnlich. Dennoch bestand bei Radbruch schon immer eine ausgeprägte Neigung zur sozialen Gerechtigkeit, welche insbesondere in seinem Studium durch die Begegnung mit dem Sozialreformer Ludwig Josef „Lujo“ Brentano geschärft wurde. Radbruch selbst erschien die SPD im Jahre 1918 als die „vernünftigste“ Partei für einen demokratischen Neuanfang, betrieb sie doch weder eine nationalistische, noch revolutionäre Politik.

Aufgrund seines Einsatzes gegen die Putschisten gewann Radbruch großes Ansehen in seiner Partei. So bot man ihm schließlich noch im selben Jahr einen Listenplatz für die Reichstagswahl an und Radbruch wurde in den Reichstag gewählt. Nach knapp einem Jahr als Parlamentarier wurde er zum Reichsjustizminister ernannt. Von Oktober

2 Radbruch, Gustav, zit. nach Dehler: 45.

1921 bis November 1922 wirkte Radbruch im Kabinett Wirth, später noch einmal, von August bis November 1923, im Kabinett Stresemann als Minister. In diese von der politischen Instabilität der Weimarer Republik gekennzeichneten Amtszeiten Radbruchs fielen unter anderem die Ruhrbesetzung durch die Franzosen, die Inflation und auch die Ermordung des Außenministers Walther Rathenau. Entgegen seinen anfänglichen Befürchtungen fühlte sich Radbruch in seinem Amt recht wohl, obgleich er sich stets weniger als Politiker denn als Jurist verstand. Radbruch fasste sich selbst als sachorientierter Fachminister auf und betonte gegenüber seinen Mitarbeitern im Ministerium stets „Jurist unter Juristen“ zu sein.

In seiner insgesamt 15-monatigen Amtszeit als Justizminister bewirkte Radbruch einiges. Zu seinen Kernanliegen zählte es, das Strafgesetzbuch von 1871 vom Rechtsgeist des 19. Jahrhunderts zu befreien. So begründete der Jurist mit seinem Jugendgerichtsgesetz das Jugendstrafrecht. Erstmals wurden jugendliche Straftäter nicht mehr nach denselben Gesetzen und Maßstäben wie Erwachsene verurteilt und der Gedanke des erziehenden Charakters der Strafe wurde über den der bloßen Vergeltung gestellt. Auch setzte Radbruch die Zulassung von Frauen zu Justizämtern und die Neuregelung über die Rechte unehelicher Kinder durch. Im Zentrum seines Schaffens jedoch stand die Strafrechtsreform, die in vielen Punkten einen nahezu visionären Charakter aufwies und deren zentrale Ideen erst in das Strafgesetzbuch von 1975 übernommen wurden. Radbruch profilierte sich vor allem als vehementer Gegner der Todesstrafe, aber auch der Zuchthaus- und Ehrenstrafen. Dennoch musste der Rechtswissenschaftler und -idealist mit seinen Reformplänen vor den politischen Gegebenheiten seiner Zeit kapitulieren. Während seiner Amtszeit war Radbruch sogar gezwungen, die Todesstrafe im Rahmen der Terrorismusbekämpfungsmaßnahmen der Weimarer Republik und der Gesetze zum „Schutze der Republik“ im Reichstag zu beantragen. Die Amtszeit Radbruchs war geprägt durch seinen Kampf gegen nationalistische und rechtsradikale Angriffe auf die junge Demokratie. Radbruchs entschieden gegen rechte Kreise gerichtetes Vorgehen und seine bisweilen Linken-freundliche Politik brachten ihm zum Teil erhebliche Kritik ein. Auch wurden Radbruchs Maßnahmen zum Schutz der Demokratie von der konservativen Justiz fast nur gegen Linksradike und Kommunisten angewandt, obgleich der Großteil demokratiefeindlicher Attentate von rechter Seite aus verübt worden war.

Nach dem Ende seiner zweiten Amtszeit wurde Radbruch 1928 ein drittes Mal darum gebeten, Justizminister zu werden, doch er lehnte ab. Er zog es vor, sich ganz der Wissenschaft zu widmen, begriff er sich doch nicht als wahrer Politiker. Politik und Wissenschaft ließen sich seiner Ansicht nach nicht auf lange Zeit miteinander vereinbaren, auch zeigte sich Radbruch ermüdet vom politischen Betrieb. Stattdessen zog er sich nun in das akademische Leben zurück.

„Das drückende Gefühl, in diesen engen Mauern eine vorgezeichnete Bahn gehen zu müssen“³ – Kindheit und Jugend im Lübecker Großbürgertum

Gustav Lambert Radbruch war niemand, dem die Juristerei in die Wiege gelegt worden wäre. Hätten sich Heinrich und Emma Radbruch an jenem 21. November 1878 in Lübeck jemals träumen lassen, dass mit ihrem Sohn ein späterer Rechtsgelehrter und

3 Radbruch 1988: 171.

einer der ersten Sozialdemokraten das Licht der Welt erblickte? Das ist nicht wahrscheinlich, wenngleich der national-konservativ orientierte Kaufmann Heinrich Radbruch schon früh für seinen jüngsten Sohn – Gustav hatte noch zwei ältere Geschwister – ambitionierte Pläne hatte. Die Radbruchs kamen schließlich nicht von ungefähr, handelte es sich doch um eine seit Jahrhunderten im norddeutschen Raum verwurzelte Familie, aus der im Verlauf ihrer Geschichte einige illustre Persönlichkeiten hervorgegangen waren. Auch zählten sich die Radbruchs zur standesbewussten Lübecker Kaufmannsschicht, wie zwei der berühmtesten Mitschüler Gustav Radbruchs, die nur wenige Jahre älteren Brüder Heinrich und Thomas Mann. Der spätere Literaturnobelpreisträger Thomas Mann zeichnete 1901 mit seinen *Buddenbrooks* das eigene Herkunftsmilieu sehr genau nach und es fällt nicht schwer, sich – diesen Roman im Hinterkopf – die Welt der Kindheit Gustav Radbruchs vorzustellen. Die prägende strenge, aber gutmütige Person des Vaters, zu der Gustav Radbruch ein besonders enges Verhältnis verband, sowie die kränkliche und scheu zurückgezogene Mutter stellten den familiären Kern des Elternhauses dar. Zu beiden Eltern sollte Gustav Radbruch, wie zu seinen Geschwistern, zeitlebens einen engen Kontakt behalten. Bildung wurde groß geschrieben im Hause Radbruch, weswegen der junge Gustav das angesehenste humanistische Gymnasium seiner Heimatstadt, das Katharineum, besuchte. 1898 verließ er es als *primus omnium*. Schon in der Schulzeit zeigte sich Gustav Radbruchs vielseitige Begabung. Insbesondere zu den musischen Fächern fühlte er sich hingezogen, dichtete viel und war fasziniert vom Theater. Doch stand diesen ausgeprägten Neigungen die Erwartung des Vaters entgegen, der selbst seine Faszination für Malerei und alles Ästhetische der Vernunft des Broterwerbs unterordnete. Sein Sohn Gustav – welcher eigentlich Offizier hätte werden sollen, aber nicht über die dafür notwendige körperliche Konstitution verfügte – sollte Rechtswissenschaft studieren und im besten Falle sogar Professor werden. Widerspruch war zwecklos. Und so fügte sich der junge Gustav der wohlwollenden väterlichen Strenge, teils aus Liebe zum verehrten Vater, teils aus Mangel an alternativen Zukunftswünschen, aber dennoch innerlich widerstrebend.

„[E]in guter Jurist kann nur der werden, der mit einem schlechtem Gewissen Jurist ist.“⁴ – Gustav Radbruchs schwieriger Weg in die Rechtswissenschaft

[D]ass das positive, durch Satzung und Recht gesicherte Recht auch dann Vorrang hat, wenn es inhaltlich ungerecht und unzweckmäßig ist, es sei denn, dass der Widerspruch des positiven Gesetzes zur Gerechtigkeit ein so unerträgliches Mass erreicht, dass das Gesetz als ‚unrichtiges Recht‘ der Gerechtigkeit zu weichen hat (Radbruch 1946: 107).

München, Leipzig, Berlin. Gustav Radbruch zog es als jungen Mann hinaus aus dem kleinen und beschaulichen Lübeck und so begann er 1898 sein Studium in der bayerischen Landeshauptstadt. Doch entsprechend seinen vielfältigen Interessen und seinen Zweifeln am Juristen-Dasein, welche Radbruch bis weit in die Privatdozenten-Zeit hinein begleiten sollten, befasste er sich intensiv mit Kunst, Literatur und Nationalökonomie, verbrachte lange Lesestunden mit Homer und Goethe und betrieb seine juristischen Studien eher nebenbei. In München traf er auf den bereits erwähnten Lujo

4 Radbruch 2002: 227.

Brentano, welcher in seiner Wirtschaftsvorlesung mit seiner Forderung, die Volkswirtschaft müsse in erster Linie sozialen Fragen dienen, den Grundstein für Radbruchs sozialistische Überzeugung legen sollte. Radbruch lebte auf und versuchte, die gutbürgerliche Lübecker Provinzialität abzulegen und zu einem „flotten Studenten“ mit elegantem Spazierstock, Hut und Fechtkurs zu werden. Dennoch täuschte alle zur Schau gestellte Weltläufigkeit nicht darüber hinweg, dass sich der angehende Jurist alles andere als selbstsicher fühlte, sich über seine Lebenspläne und Stärken im Unklaren und auch im Umgang mit Frauen recht unbeholfen war. Nach einem Semester nur zog es ihn nach Leipzig, auch dort lag das Augenmerk Radbruchs nicht nur auf dem Recht, denn hier hörte er ebenso geschichtliche wie philosophische Vorlesungen. In Leipzig wie auch in München gelang es Radbruch nicht, eingehendere Kontakte zu seinen Professoren oder tiefere Freundschaften mit seinen Kommilitonen zu schließen. Dennoch kam es in Leipzig zu der für Radbruch folgeschweren – literarischen – Begegnung mit seinem späteren Lehrer und Vorbild Franz von Liszt. In einer Strafrechtsvorlesung, gehalten von einem erbitterten Gegner von Liszts, Carl Binding, war den Studenten eindringlich vor der Lektüre seiner Texte abgeraten worden, was Radbruch erst recht dazu veranlasste, sich mit ihnen zu beschäftigen. Was er entdeckte, übte eine derartige Faszination auf ihn aus, dass er sich letztlich sogar entschloss, Leipzig nach drei Semestern zu verlassen, um nach Berlin zu gehen, wo von Liszt lehrte.

In Berlin, wo Radbruch die letzten beiden Semester bis zum Examen verbrachte, kam er in direkten und erfüllenden Kontakt mit Franz von Liszt, bei dem er später auch promovieren sollte. Von Liszts interdisziplinäres Rechtsverständnis findet sich in Radbruchs späterem Werk wieder, ebenso wie seine von der modernen Soziologie geprägte Strafrechtslehre, die den Ideen der Prävention und Besserung von Straftätern verpflichtet war. Trotz dieser geistig fruchtbaren Zeit schwelten die Selbstzweifel Radbruchs ungemindert oder vielmehr vom frischen Wind des Großstadtlebens angefacht weiter. So befasste sich der junge Jurist weiterhin intensiv mit Kunst und Literatur, träumte gar vom Dichterdasein. Er ging ganz auf in der Stimmung des *fin de siècle*, lebte das freie Leben eines ungebundenen Studenten aus wohlhabendem Hause. In Berlin verkehrte er in Künstlerkreisen, lernte den Dichter Peter Hille kennen und begegnete seinem ehemaligen Schulkameraden, dem Anarchisten Erich Mühsam. Auch schärfte sich in Radbruch während seiner Berliner Zeit sein soziales Gewissen. Er las Marx' *Kapital* und stand unter dem Eindruck von Gerhart Hauptmanns sozialkritischem Werk *Die Weber*.

1901, nach nur sechs Semestern, beendete Radbruch sein Studium in Berlin mit dem Prädikat „gut“. Er ging für kurze Zeit zurück nach Lübeck, um dort sein Referendariat zu absolvieren. Er fühlte sich unterfordert, kehrte nach Berlin zurück und promovierte nach einigem Zögern 1902 bei von Liszt zu einem strafrechtlichen Thema mit *magna cum laude*. Nach seiner bestandenen Promotion überzeugte von Liszt seinen Schüler, eine akademische Laufbahn einzuschlagen, welche er in Heidelberg begann. Hier brauchte Radbruch abermals nur kurze Zeit, lediglich anderthalb Jahre, um seine Habilitation fertigzustellen. Eigentlich hatte er nur drei bis vier Monate für das „zweite Buch“ veranschlagt, wurde aber, von starken Zweifeln an seinem Werdegang und seinen Fähigkeiten gequält, in seiner Arbeit immer wieder zurückgeworfen. 1903, mit 25 Jahren im „Denken und Wissen völlig unfertig“ (zit. nach Kaufmann 1987: 46), wurde Radbruch Privatdozent in Heidelberg.

Radbruch erlebte seine Zweifel an seiner Befähigung zum Juristendasein in der Rückschau als sehr produktiv, hätten diese ihm doch ermöglicht, die Herausforderungen und Fragen seiner Studierenden im Umgang mit der Rechtswissenschaft als Professor stets nachvollziehen und in seinen Veranstaltungen und Schriften darauf reagieren zu können. Dennoch ist Radbruchs Rechtsdenken komplex. Seine rechtsphilosophische Einordnung fällt nicht leicht, bewegt Radbruch sich doch zwischen den Polen des Wertrelativismus und des Wertobjektivismus. Laut Radbruch sei, ganz im Sinne des ihn prägenden Neukantianismus südwestdeutscher Schule, eine rationale Werterkenntnis mittels wissenschaftlicher Methoden nicht möglich. Werte könnten nicht letztgültig erkannt werden, man könne sich nur zu ihnen bekennen. Demnach zeichnete sich seine Rechtsphilosophie durch ein hohes Maß an Toleranz gegenüber dem Denken anderer aus, da ihre Überzeugungen für Radbruch weder beweisbar noch widerlegbar waren. Daher stand er dem Rechtspositivismus nahe, einer Lehre, welche im Gegensatz zum Naturrecht die Gültigkeit einer Rechtsnorm auf ihre positive Setzung bezieht. Das Naturrecht hingegen geht von einer (erkennbaren) Rechts- und Gerechtigkeitsidee aus, welche jeder kodifizierten Rechtsordnung übergeordnet und an ethischen wie moralischen Maßstäben orientiert ist. Das Naturrecht legitimiert sich über den Bezug auf göttliches Recht, die Vernunft oder Natur des Menschen. Beim Rechtspositivismus ist die Frage der Gerechtigkeit allerdings sekundär. Radbruchs Wertrelativismus findet seine Grenzen darin, dass er dennoch am Gedanken eines objektiven, absoluten Wertes festhält. Demnach sei die Idee jeden Rechts die Gerechtigkeit, zu welcher sich die Zweckmäßigkeit und Rechtssicherheit gesellen. Recht an sich habe die Aufgabe, die Gerechtigkeit umzusetzen, weshalb auch positives Recht immer auf die Gerechtigkeit bezogen sein müsse.

In der Wissenschaft ist Radbruchs kompliziertes, in Teilen widersprüchliches Rechtsverständnis seit jeher umstritten, weswegen ihm nach der Veröffentlichung seines Aufsatzes zum gesetzlichen Unrecht eine Kehrtwende im Denken vom Positivismus zum Naturrecht vorgeworfen wurde. Denn mit seiner Unerträglichkeitsthese fordert Radbruch, dass positiv gesetztes Recht in Ausnahmefällen (wenn es unerträglich ungerecht ist), einem übergeordneten Gerechtigkeitsideal zu weichen habe. So gesehen postuliert Radbruch – obgleich Positivist – die Erkennbarkeit richtigen Rechts. Dennoch lässt sich – vor dem Hintergrund der Missbrauchserfahrung des Rechts im NS-Staat – in diesem Falle nicht von einer Abkehr in Radbruchs Denken sprechen, ist doch die Erkennbarkeit des „richtigen“ Rechts bei ihm schon früh angelegt gewesen, weshalb man die Radbruch'sche Formel als Verbindungsthese einordnet. Sie schlägt den Bogen zwischen einer naturrechtsnahen Erkennbarkeit des „richtigen“ Rechts und dem vordringlichen Geltungsanspruch des gesetzten Rechts.

Im Kontext der Aufarbeitung des NS-Unrechts besagt Radbruch mit seiner Formel, dass jeder im Dritten Reich hätte erkennen können, wann Gesetze Unrecht waren und dass folglich niemand das Recht hatte, sich auf sie zu berufen. Damit schiebt er der in der Nachkriegszeit gängigsten Selbstentschuldigung, man habe nur Befehlen gehorcht und im Einklang der bestehenden Gesetze gehandelt, einen Riegel vor und schuf zugleich die rechtsphilosophische Grundlage zur Ahndung staatlich begangenen Unrechts. Jedoch hebt er die Gültigkeit seiner Formel für eine Personengruppe auf: die Juristen.

„Wir haben die kritische Zeit ohne Schaden, ja ohne Gefährdung überstanden.“⁵ Gustav Radbruch zwischen Verbannung und Rehabilitation

Der Positivismus hat in der Tat mit seiner Überzeugung ‚Gesetz ist Gesetz‘ den deutschen Juristenstand wehrlos gemacht gegen Gesetze willkürlichen und verbrecherischen Inhalts. Dabei ist der Positivismus gar nicht in der Lage, aus eigener Kraft die Geltung von Gesetzen zu begründen. Er glaubt, die Geltung eines Gesetzes schon damit erwiesen zu haben, daß es die Macht besessen hat, sich durchzusetzen (Radbruch 1946: 107).

Vorlesungen in Turnhosen, Verprellen von Gönnern, ein Leben in Einsiedelei. Zu Beginn seiner Privatdozentenzeit in Heidelberg benahm sich Gustav Radbruch wie der sprichwörtliche Elefant im Porzellanladen. Er verstieß – teils bewusst aus Protest, teils aus starker Schüchternheit – über Jahre hinweg gegen die akademischen und bürgerlichen Konventionen seines Umfeldes. 1907 erfolgte eine schnelle, impulsive Eheschließung, die bereits ein Jahr später mit der Scheidung endete – ein in Heidelberg despektierlich aufgenommenes Intermezzo, das seine soziale Außenseiterrolle in der Fakultät weiter festigte. Menschlichen Anschluss fand Radbruch daher vor allem außerhalb der Universität, so im liberalen Kreis um Max Weber. Eine lebenslange Freundschaft verband ihn zudem mit dem Philosophen Karl Jaspers und dem Juristen Hermann Kantorowicz.

Radbruch empfand seine Heidelberger Zeit überwiegend als unglücklich und dies trotz seines zunehmenden Erfolges. Als Dozent war er bei den Studenten nach kurzer Zeit sehr beliebt und auch als Wissenschaftler war er erfolgreich, verfasste er doch mit seiner *Einführung in die Rechtswissenschaft* und den *Grundzügen der Rechtsphilosophie* zwei kanonische Werke der Jurisprudenz. Erst 1915 sollte sich Radbruchs großes persönliches Glück einstellen, als er in Königsberg – wohin er als Professor berufen worden war – seine zweite Ehefrau Lydia Schenk kennen lernte und heiratete.

Im Ersten Weltkrieg diente Radbruch als Krankenpfleger und Soldat und wurde sogar mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet. In dieser Zeit kamen auch seine beiden Kinder Renate (1915-1939) und Anselm (1918-1942) auf die Welt. Mit beiden verband ihn ein außerordentlich enges Verhältnis. Nach seiner Ministerzeit in Berlin konzentrierte er sich, seit 1926 Professor in Heidelberg, wieder ganz auf seine Lehrtätigkeit. Mit Zwangsemeritierung 1933, welche ihn persönlich hart traf, zog er sich gänzlich ins Privatleben und die Gelehrsamkeit zurück; eine Emigration zog Radbruch nicht in Betracht. Er widmete sich stattdessen vielfältigen Studien auf dem Gebiet der Literatur, Geschichte und Kunst, schrieb eine Biographie über den Juristen Anselm von Feuerbach, befasste sich mit Goethe und Fontane. Auch seine Kinder hatten eine hervorgehobene Stellung in seinem zurückgezogenen Leben. Insbesondere an ihrem Bildungsweg zeigte er sich hoch interessiert. Er reiste mit seiner Tochter Renate, die in Kunstgeschichte promovierte, gemeinsam durch Italien, um mit ihr in die Welt der Architektur und Kunst einzutauchen. Ihr früher Unfalltod war ein schweres Unglück für Radbruch, das er nur durch intensive Arbeit – er schrieb die von ihr begonnene Dissertation zu Ende – zu ertragen vermochte. Sein Sohn, der ebenfalls Jurist werden wollte,

5 Radbruch 1945: 193. Hervorhebung im Original.

fiel nur wenige Jahre später als Soldat an der Ostfront, was für Radbruch einen weiteren schweren Schlag gegen Ende seines Lebens bedeuten sollte.

Am 7. September 1945 wurde Gustav Radbruch von den Alliierten wieder in sein Professorenamt eingesetzt. Er war einer von wenigen Heidelberger Universitätsangehörigen, die sich nicht im Dritten Reich kompromittiert hatten. Als erster Nachkriegsdekan baute Radbruch die juristische Fakultät neu auf. Zwar schon durch Alter, Schicksalsschläge und Krankheit stark gezeichnet, bemühte er sich, an die vor-nationalsozialistische Universität anzuknüpfen. Sein besonderes Augenmerk lag auf der Lehre und der Vermittlung rechtstaatlichen Denkens an die überwiegend aus ehemaligen Soldaten bestehende Studierendenschaft. Auch publizierte Radbruch nun die Werke, die er während des NS-Regimes verfasst hatte. Sein Aufsatz *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht* (Radbruch 1946) erschien ebenso zu dieser Zeit.

In seinen Reflexionen über das NS-Recht spricht Radbruch mit der vorab zitierten Positivismusthese dem deutschen Juristenstand jegliche Mitverantwortlichkeit für die Schreckenstaten des NS-Regimes ab. Dabei muss man diese These Radbruchs in das Reich der Mythen verbannen. Der Positivismus hatte seine Hochzeit im 19. Jahrhundert und erlebte seinen Niedergang letztgültig nach dem Ende der Monarchie in Deutschland. Die antirepublikanisch gesinnte Richterschaft blieb überwiegend auch nach 1918 im Amt, lehnte allerdings die auf demokratischem Wege zustande gekommenen Gesetze mehrheitlich ab. Man begann daher zwischen Recht und Gesetz zu trennen. Auch in der Wissenschaft gab es eine Abkehr vom Positivismus, da man nach den radikalen politischen Umbrüchen nach einem höheren, überzeitlichen Recht suchte und sich vermehrt dem Naturrecht zuwandte. Sogar das nationalsozialistische Rechtsverständnis war antipositivistisch, wurde der Positivismus im Dritten Reich als undeutsch abgelehnt. Im Nationalsozialismus dominierte eine bewusst subjektive Gesetzesauslegung, die durch flexibel interpretierbare Generalklauseln und unbestimmte Rechtsbegriffe gekennzeichnet war. Dies widersprach fundamentalen Grundsätzen des Positivismus.

Obleich Gustav Radbruch mit seiner Formel einen wesentlichen rechtsphilosophischen Beitrag zur Aufarbeitung des NS-Regimes leistete, trug er gleichermaßen zur Entschuldigung seines eigenen Standes bei. Die Gründe dafür sind vielfältig, vage und kompliziert. Der Rechtsphilosoph wollte einerseits die juristische Aufarbeitung der NS-Zeit vorantreiben, zeigte andererseits aber große Solidarität zum eigenen Stand. Ferner ging es ihm darum, die Juristen als Funktionselite in den neuen Staat einzubeziehen und ihnen mit einem weichgezeichneten Vergangenheitsbild ein besseres Integrationsangebot in die Bundesrepublik zu bieten. Gleichzeitig suchte Radbruch selbst einen neuen Konsens mit seinen ehemaligen Kollegen zum Zeitpunkt seiner eigenen Reaktivierung als Professor und seiner Rückkehr aus der Isolation. Er wandelte das letzte Stück seines Lebens somit auch auf dunklen Pfaden. Nicht nur publizierte er, ausgehend von seiner Formel, eine Reihe von Artikeln, die hochrangige NS-Juristen in Schutz nahmen oder gar Zweifel an der alliierten Justiz säten (Radbruch 1947; 1948, 1990 a; 1990b; 1990c). Er setzte sich auch ganz konkret für die Begnadigung von NS-Verbrechern ein. Nicht zuletzt deshalb zählte er im Mai 1949, nur wenige Monate vor seinem Tod, auch zu den Mitbegründern des „Heidelberger Juristenkreises“, einer Gruppe von Verteidigern aus den Nürnberger Prozessen, von Politikern, Gelehrten, Kirchenrepräsentanten und Behördenvertretern, die für eine Amnestie der „Kriegsverurteilten“ eintraten (Glahé 2019: 21).

Radbruch erfuhr für die Thesen seiner Formel starke Kritik, vor allem hinsichtlich der Trennschärfe zwischen der Ertragbarkeit und Unerträglichkeit von Unrecht bzw. falschem Recht. Insbesondere die Positivismusthese, mit welcher er seinen Aufsatz sogar einleitet, wird von der Rechtswissenschaft heutzutage gänzlich verworfen. Indessen erlangte die von Radbruch propagierte Erkennbarkeit des unrichtigen Rechts im Rahmen der Mauerschützenprozesse in den 1990er Jahren abermals große Bedeutung. Sowohl der Bundesgerichtshof als auch das Bundesverfassungsgericht beriefen sich auf den Rechtsphilosophen, indem sie die Tötung von Republikflüchtlingen an der innerdeutschen Grenze durch DDR-Soldaten als nicht durch das DDR-Recht gerechtfertigt, sondern als Totschlag ansahen.

Radbruch selbst sollte nach seiner Reaktivierung 1945 nur eine kurze Schaffenszeit vergönnt sein. Schon im Juli 1948 musste er seine Lehrtätigkeit aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit wieder beenden, gab den Kontakt zu den Studenten jedoch bis kurz vor seinem Tod nicht auf. Auch sein politisches Interesse lebte wieder auf. Er trat wieder der SPD bei, ohne jedoch selbst ein Amt übernehmen zu wollen. Am 23. November 1949 verstarb Radbruch mit 71 Jahren in Heidelberg.

LITERATUR

- Dehler, Thomas (1969): Reden und Aufsätze, Schriftenreihe der Friedrich Naumann Stiftung zur Politik und Zeitgeschichte, Bd. 13, Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-04177-1>
- Glahé, Philipp (2017): Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht, Leben und Wirken Gustav Radbruchs, in: Eikasia, Revista de filosofía, 78, 113-125. Online unter: <http://revistadefilosofia.com/78-04.pdf>.
- Glahé, Philipp (2019): The Heidelberg Circle of Jurists and Its Struggle against Allied Jurisdiction: Amnesty-Lobbyism and Impunity-Demands for National Socialist War Criminals (1949-1955), in: Journal of the History of International Law, Bd. 21, Leiden, 1-44. <https://doi.org/10.1163/15718050-12340125>
- Kaufmann, Arthur (1987): Gustav Radbruch, Rechtsdenker, Philosoph, Sozialdemokrat, Piper Porträt, Bd. 5247, München, Zürich.
- Radbruch, Gustav (1946): Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht, in: Süddeutsche Juristen-Zeitung, 1, Heft 5, 105-108.
- Radbruch, Gustav (1947): Zur Diskussion über die Verbrechen gegen die Menschlichkeit, in: Süddeutsche Juristen-Zeitung, 2, Sondernummer: Humanitätsverbrechen und ihre Bestrafung, 131-136.
- Radbruch, Gustav (1948): Des Reichsjustizministeriums Ruhm und Ende, Zum Nürnberger Juristenprozess, in: Süddeutsche Juristen-Zeitung, 3, Heft 2, 57-64.
- Radbruch, Gustav (1968): Brief Gustav Radbruch an Erik Wolf 12. Juni 1945, in: Erik Wolf (Hg.), Gustav Radbruch, Briefe, Göttingen 1968, 193.
- Radbruch, Gustav (1988): Der innere Weg, Aufriß meines Lebens, in: Arthur Kaufmann (Hg.), Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 16, Biographische Schriften, bearb. von Günter Spindel, Heidelberg, 167-297.
- Radbruch, Gustav (1990a): Fünf Minuten Rechtsphilosophie, in: Arthur Kaufmann (Hg.), Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 3, Rechtsphilosophie III, bearb. v. Winfried Hassemer, Heidelberg, 78-79.
- Radbruch, Gustav (1990b): Die Erneuerung des Rechts, in: Arthur Kaufmann (Hg.), Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 3, Rechtsphilosophie III, bearb. v. Winfried Hassemer, Heidelberg, 107-114.

- Radbruch, Gustav (1990c): Gerechtigkeit und Gnade in: Arthur Kaufmann (Hg.), Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 3, Rechtsphilosophie III, bearb. v. Winfried Hassemer, Heidelberg, 259-265.
- Radbruch, Gustav (2002): Vorwort zu einer geplanten Ausgabe des Vortrags von J.H. von Kirchmann „Über die Wertlosigkeit der Jurisprudenz als Wissenschaft“, in: Arthur Kaufmann (Hg.), Gustav Radbruch, Gesamtausgabe, Bd. 4, Kulturphilosophische und Kulturhistorische Schriften, bearb. von Günter Spendel, Heidelberg 2002, 223-227.
- Wolf, Erik (1950): Einleitung der Herausgebers, Gustav Radbruchs Leben und Werk, in: Erik Wolf (Hg.), Gustav Radbruch, Rechtsphilosophie, Stuttgart, 17-77.

Zusammenfassung

Vorliegender Essay betrachtet die biographischen Verknüpfungen des Rechtsphilosophen und sozialdemokratischen Reichsjustizministers in der Weimarer Republik Gustav Radbruch (1878-1949) mit seiner berühmtesten Nachkriegspublikation, die 1946 unter dem Titel *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht* in der *Süddeutschen Juristen-Zeitung* erschien. In diesem kaum vier Seiten umfassenden Aufsatz stellte Radbruch mit seiner sogenannten „Radbruch’schen Formel“ die Gültigkeit staatlichen Unrechts am Beispiel des Dritten Reiches infrage. Radbruchs Formel avancierte durch die in ihr vollzogene Abkehr vom Rechtspositivismus, dem zufolge Gesetz gleich Recht ist, zur rechtsphilosophischen Grundlage schlechthin für die juristische Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Zeichnet sich ein Gesetz durch einen extremen Unrechtsgehalt aus, so muss es laut Radbruch nicht befolgt werden und niemand hat das Recht, sich in seinem Handeln auf dieses zu berufen. Überdies hätte demnach jeder Einzelne erkennen können und müssen, dass die nationalsozialistischen Gesetze Unrecht waren. Radbruchs Formel ist jedoch hochgradig ambivalent, da er eine Berufsgruppe kollektiv von ihrer Anwendbarkeit ausnimmt: die Juristen. Diese hätten als „Opfer des Positivismus“, quasi aus der *déformation professionnelle* ihres Standes heraus, als einzige das Unrecht in den von ihnen angewandten nationalsozialistischen Gesetzen nicht erkennen können. Radbruchs widersprüchliches Spätwerk ist eng mit seinem wissenschaftlichen Lebensweg und seinen eigenen Erfahrungen im Nationalsozialismus verwoben. In den 1920ern hatte sich Radbruch als Minister im Kampf gegen den Rechtsradikalismus profiliert und verlor 1933 als einer der ersten seine Professur. Nach zwölf Jahren der inneren Emigration beteiligte er sich ab 1945 zwar am demokratischen Wiederaufbau Deutschlands, gegenüber der alliierten Justiz und vormaligen nationalsozialistischen Juristen zeigte er sich allerdings zwiegespalten.

Neuanfang unter Maos langem Schatten?¹

Oral History im heutigen China

Alexander Freund

1. Annäherungen an Geschichte und Gegenwart der Oral History in China

In den letzten drei bis vier Jahrzehnten hat die Oral History in China wesentlich an Bedeutung gewonnen. Im November 2017 besuchte ich das Cui Yongyuan Centre for Oral History (CCOH) an der Communication University in China (CUC) in Peking, um einen Gastvortrag auf einer Oral History-Konferenz zu halten, die im Rahmen der vom CUC organisierten International Oral History Week (IOHW) zum Thema „Echoes of Memory: The Power of Oral History“ stattfand.² Während meines Besuchs in Peking hatte ich die Gelegenheit, mehr über die jüngsten Entwicklungen in der Oral History in China zu erfahren. Nach Ansicht einiger chinesischer und westlicher BeobachterInnen reichen die Anfänge der chinesischen Oral History lediglich in die 1980er Jahre zurück, als nämlich eine westliche (das heißt anglo-amerikanische) Oral History-Methodik eingeführt wurde. Seit der Jahrtausendwende habe sich diese Entwicklung mit der Gründung mehrerer Zentren, Vereinigungen und anderer Organisationen, unterstützt von wohlhabenden UnternehmerInnen, und mit der Popularisierung der Oral History in Publikationen und im Fernsehen beschleunigt. Obwohl es ein breites Spektrum von Organisationen und damit auch unterschiedliche Ansätze in der Oral History gibt, herrscht bei den KollegInnen, die ich im CCOH getroffen habe, übereinstimmend die Meinung, dass der rasche Zuwachs an Oral History-Aktivitäten seit Beginn des 21. Jahrhunderts eine ganz neue und spannende Entwicklung darstellt.

Ich war beeindruckt von der Vielfalt des CCOH, die mich an die stürmische Entwicklung der Oral History in Mittel- und Osteuropa nach dem Ende des Kalten Krieges erinnerte. Mit diesem Vergleich schien die Erklärung eines plötzlichen Anfangs oder vielleicht auch Neubeginns der Oral History in China eine sinnvolle historische Einordnung zu sein. Nach meiner Rückkehr aus Peking begann ich einen kurzen Blog-Beitrag für das Oral History Centre, das ich damals an der University of Winnipeg leitete, zu schreiben. Dafür suchte ich unter anderem nach Artikeln über Oral History in China. Dabei stieß ich zu meiner Überraschung auf einen Artikel von Paul Thompson

¹ Die Übersetzung aus dem Englischen besorgte Antonia Grafweg.

² Ich danke Lin Hui für die Einladung nach Peking. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich einer chinesischen Kollegin, die anonym bleiben möchte, die jedoch kritisches und wertvolles Feedback zu diesem Artikel gegeben hat. Ich danke Nolan Reilly für die kritische Durchsicht sowie den drei namentlich nicht genannten Rezensenten der *Oral History Review*. Mein Dank gilt David Caruso, Troy Reeves und Elinor Mazé für ihre Geduld und ihre ausgezeichnete Redaktion. Mein Dank gilt auch Almut Leh für die Gelegenheit, diesen Artikel in deutscher Übersetzung und mit einem kurzen „Update“ in BIOS zu veröffentlichen.

und seinem Sohn Stephen Thompson über ihre Erfahrungen mit der Oral History in China Mitte der 1980er Jahre (Thompson/Thompson 1987). Dieser und ein weiteres Dutzend englischsprachiger Artikel, die ich im Anschluss fand, zogen mich in den Bann der Geschichte der Oral History in China. Es wurde schnell klar: Es gab durchaus eine Geschichte der Oral History in China vor den 1980er Jahren. Ich fragte mich deshalb: Inwieweit basierten die aktuellen Projekte und Methoden auf angloamerikanischen Methoden, die seit den 1980er Jahren eingeführt worden waren, und inwieweit waren sie von früheren Oral History-Arbeiten in China beeinflusst?

Diese Fragen stellten sich mir aufgrund meines kurzen Besuchs in Peking – mein allererster Besuch in China – und wegen meines Interesses an der Geschichte der Oral History; ich habe praktisch keine Kenntnisse der chinesischen Sprache, Kultur, Gesellschaft oder Geschichte, geschweige denn der Geschichtsschreibung.³ Doch die vorhandene englischsprachige Literatur – so begrenzt sie auch ist – liefert Hinweise auf Antworten zu diesen Fragen, die für KollegInnen von Interesse sein könnten, die mit der Oral History in China nicht vertraut sind.⁴ Tatsächlich offenbart diese Literatur eine lange Geschichte mündlicher Überlieferung, mehrere Jahrhunderte sporadischen, aber kundigen Gebrauchs mündlicher Überlieferung und eine reichhaltige, komplexe und verwirrende Geschichte der Oral History im zwanzigsten Jahrhundert. Während ich mir einen Überblick über diese Geschichte verschaffte, fragte ich mich, inwiefern diese Entwicklungen vor den 1980er Jahren bedacht werden sollten, um die neueren Entwicklungen seit den 1980er Jahren zu verstehen.⁵ Darüber hinaus hoffe ich, mit meinen Überlegungen Oral Historians in anderen Ländern dazu anzuregen, einen genaueren Blick auf ihre eigene nationale Geschichte mündlicher Überlieferung zu werfen.

Im letzten halben Jahrhundert scheinen nur etwa ein Dutzend englischsprachiger Artikel über die Geschichte der Oral History in China veröffentlicht worden zu sein. Sowohl britische als auch nordamerikanische BeobachterInnen haben in diesen Artikeln Enttäuschung und Verwirrung über die Oral History in China geäußert. Die damalige Direktorin der Abteilung für Oral History an der McGill-Universität in Montreal, H. Jean Morrison, die versucht hatte, für ihre Forschung über den kanadischen Arzt Norman Bethune⁶ mit chinesischen ZeitzeugInnen zu sprechen, behauptete 1974: „China may be a long way from implementing an oral history program as we know it – open, frank dialog on any and every subject.“ (Morrison 1974: 5). Überall, wo Morrison nach Oral History fragte, habe man sie mit Schweigen empfangen. KollegInnen an der Peking-Universität sagten ihr immerhin, dass ihres Wissens nach Oral History in China nicht praktiziert werde (ebd.: 5). Ein Jahrzehnt später schrieb Bruce Stave, der China 1984/85 als Fulbright-Professor besuchte, dass alles Wissen über Oral History in China „behind walls“ verborgen zu sein schiene. Zwar fand er Hinweise darauf, dass sich die

3 Ich konnte mich allerdings vor meinem Besuch ein wenig in die moderne Geschichte Chinas einlesen und profitierte zudem von Alexander von Platons persönlichen Bericht über seinen Besuch am CCOH im Jahr 2015. (Den Bericht haben wir in diesem Heft ebenfalls abgedruckt, Anm. d. Red.).

4 Ich habe von den Diskussionen mit KollegInnen des CCOH sowie mit anderen Oral Historians, die auf der CCOH-Konferenz anwesend waren, sehr profitiert.

5 Ich betone, in Anbetracht meines sehr begrenzten Fachwissens, dass die Fragen, die ich in diesem Artikel stelle, letztlich nur von Personen beantwortet werden können, die mit der chinesischen Geschichte und Geschichtsschreibung vertraut sind und die Sprache sicher beherrschen.

6 Bethune führte während des Zweiten Sino-Japanischen Krieges (1937-1945) die moderne Medizin im ländlichen China ein und wurde zu einem Nationalhelden, an den noch heute in ganz China erinnert wird.

Praxis der Oral History bis in die 1930er Jahre zurückverfolgen ließe, aber auch er erklärte, dass es eine „westliche“ Oral History in China nicht gebe: „oral history, in the western sense of institutionalized archives easily open to academic and public researchers, still appears to be far in the future.“ (Stave 1985: 147 ff.). Zwei Jahre später stellten Thompson und Thompson nach einem Besuch in China ebenfalls fest, dass Oral History kaum existiere, Kassettenrekorder schier unmöglich zu bekommen seien und politische Repression viele Themen tabuisiere. „After thirty years of bitter political struggle, China is full of feuds, vendettas and painful memories“, schrieben sie 1987 in der britischen Zeitschrift *Oral History* (Thompson/Thompson 1987: 17). „Researchers dare not ask, and people dare not answer“ (ebd.). Den Thompsons zufolge waren es vor allem westliche ForscherInnen, die in China Oral History betrieben. Sie wiesen jedoch auch darauf hin, dass es in den 1950er, 1960er und 1970er Jahren eine Vielzahl von Aufzeichnungen gegeben hatte, in denen Menschen ihre Geschichte erzählen – genau wie Stave wussten sie jedoch nicht, wo diese Aufzeichnungen zu finden seien oder welche Erkenntnisse man aus diesen Aufzeichnungen gewinnen könnte.⁷

In derselben Ausgabe von *Oral History* zeichnete der chinesische Historiker Yang Liwen ein anderes Bild der Oral History in China.⁸ Er sagte, dass selbst in diesen schwierigen Jahren Tonbandgeräte häufiger benutzt wurden, als die Thompsons annahmen. Er räumte ein, dass unklar sei, wie viele dieser Aufzeichnungen archiviert wurden oder was darüber veröffentlicht wurde (Liwen 1987: 22 ff.). Luke S. K. Kwong, der in Hongkong und Toronto studiert hatte, von 1976 bis 1989 am Chung-Chi-College der Chinesischen Universität Hongkong lehrte und dann an der Geschichtsfakultät der Universität Lethbridge in Alberta, Kanada, tätig war, veröffentlichte 1992 den bis heute wohl umfassendsten englischsprachigen Überblick über die Oral History des zwanzigsten Jahrhunderts in China (Kwong 1992).⁹ In diesem Artikel gab er der Vermutung Ausdruck, dass die westlichen ForscherInnen durch ihre enge Definition von Oral History in ihrer Wahrnehmung beschränkt gewesen seien. Morrison habe zudem ein schlechtes Timing gehabt, weil sie versucht habe, während der Kulturrevolution Interviews zu führen, also zu einer Zeit, als es nicht wirklich klug gewesen sei, offen und ehrlich zu sprechen. Ihr Verständnis von Oral History, schrieb Kwong, „cannot be taken as an all-inclusive, sufficient definition“ (Kwong 1992: 25). Stave, so Kwong, habe die Oral History in China als ein „puzzle“ dargestellt. Dabei resultiere Staves Irritation nicht aus der tatsächlichen Situation, sondern sei vielmehr das Ergebnis seines amerikanischen Verständnisses von Oral History, für das „an organized ‚movement,‘ „tape-recorded interviews,“ „central archives“ und „legal releases“ zentral seien (Kwong

7 In ähnlicher Weise berichteten Paul A. Cohen und Merle Goldman 1980: „[O]ral history has been extensively employed as a research method in studying such recent topics as May Fourth, the Northern Expedition, and the revolutionary base areas“ (Cohen/Goldmann 1980: 46).

8 Chinesische Namen werden hier so buchstabiert und dargestellt, wie sie in den Originalquellen, aus denen sie stammen, aufgeführt sind, um ForscherInnen die Suche nach diesen Quellen zu erleichtern. In einigen Fällen sind die Formen der Namen von einer Quelle zur anderen inkonsistent. Zum Beispiel erscheint der Name des unten zitierten Autors in einigen Quellen als Liwen und in anderen als Li-Wen.

9 Luke Kwong, University of Lethbridge, Eintrag im Online-Campus-Verzeichnis, 2015, <http://directory.u-leth.ca/users/kwong> (22.11.2017). Leider hat Kwong seine Forschung zur Oral History in China nach 1992 nicht weiterverfolgt, vgl. persönliche Korrespondenz mit Kwong (E-Mail vom 22. und 23.11.2017). Ein neuerer Artikel eines chinesischen Historikers liefert nicht wesentlich mehr Informationen (Zuo 2015).

1992: 25 f.).¹⁰ Zwar unterschätzte Kwong den Beitrag von Stave (wie ich weiter unten beschreiben werde); dennoch war das, was Kwong beschrieb, wesentlich mehr als das, was jede/r westliche BeobachterIn zuvor wahrgenommen hatte.

Während ich diese Artikel las, war ich zunächst überrascht, dass ich während meines Aufenthaltes in Peking nichts von diesen Projekten gehört hatte. Tatsächlich war es in Anbetracht der sprachlichen und zeitlichen Einschränkungen nicht wirklich überraschend; aber es motivierte mich, tiefer zu graben und mehr über diese Geschichte zu erfahren. Meine Unkenntnis war leicht zu erklären, aber ich begann mich zu fragen, ob die tatsächliche Größe des Oral History-Eisbergs für chinesische ForscherInnen genauso unsichtbar sei wie für auswärtige HistorikerInnen. Hatte ich nichts von dieser Geschichte der Oral History in China gehört, weil meine KollegInnen vor Ort auch keinen Zugang zu früheren Projekten hatten, weil, wie die Thompsons mutmaßten, einige der Aufzeichnungen verloren gingen oder in Tresoren der Regierung oder der Partei aufbewahrt wurden? Sogar das Material, das die ForscherInnen seit den 1980er Jahren produzieren, ist unter Umständen schwer zugänglich, wie mir eine Kollegin des CCOH später erklärte: Einige Bücher sind vergriffen, und Kassetten können unter suboptimalen Bedingungen in Privatwohnungen schlummern (eine auch im Westen allzu vertraute Situation).¹¹ Oder habe ich deshalb nichts von früheren Projekten gehört, weil chinesische Oral Historians inzwischen selbst Staves enge Definition von Oral History verwenden, um die neuere Entwicklung von Standards und ihre eigene Arbeit von der früheren Forschung abzugrenzen? Bevor ich meine zugegebenermaßen äußerst begrenzten Eindrücke vom gegenwärtigen Stand der Oral History in China und insbesondere von der Arbeit am CCOH beschreibe, werde ich im Folgenden einen kurzen Überblick über die Oral History in China bis in die 1990er Jahre geben.

2. Dreitausend Jahre Oral History? Von der Zhou-Dynastie bis in die 1990er Jahre

Wie wir aus Donald Ritchies kurzem historischen Überblick über die Oral History wissen, ist die Praxis der Oral History so alt wie die chinesische Zhou-Dynastie; deren Schreiber „collected the sayings of the people for the use of court historians.“ (Ritchie

10 Vieles von dem, was Kwong in China als andersartig bezeichnete, ließe sich auch für die Oral History anderswo sagen. Bis zur Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wurden auch in der westlichen Welt Augenzeugenberichte und Interviews schriftlich festgehalten, und auch später wurden nicht immer Tonbandgeräte zur Aufzeichnung von Interviews verwendet. Während die Archivierung von Oral History oft als Ideal angesehen wird, sieht die Realität häufig anders aus. Rechtssichere Freigabeerklärungen seitens der Befragten sind immer noch meist ein amerikanisches (und kanadisches) Anliegen, und selbst dort nicht immer machbar. Grundsätzlich kann man sagen, dass Oral History in jedem Land der sprichwörtliche Eisberg ist, dessen Spitze allein in Publikationen und Konferenzen organisierter und meist universitärer Oral Historians sichtbar ist. Ich habe vor einigen Jahren eine ähnliche Irritation über den Stand der Oral History in Kanada zum Ausdruck gebracht, indem ich sie als Paradoxon beschrieb: Während die Oral History-Bewegung sich in einem stetigen Niedergang zu befinden schien, beschäftigten sich immer mehr ForscherInnen mit Oral History, ohne sich als Oral Historians zu bezeichnen oder ihre Arbeit als Oral History zu betrachten, siehe Freund (2009). Selbst im Falle der USA wissen wir nur wenig über die Forschung, die im US-Militär, in den Präsidentenbibliotheken und von ForscherInnen aus Gemeinden, die nicht mit Universitäten verbunden sind, durchgeführt wird.

11 Ich bin einer Kollegin des CCOH zutiefst dankbar, die sämtliche chinesische Übersetzungen sowie unschätzbare Kommentare und Einsichten, einschließlich einer gründlichen Lektüre des ersten Entwurfs dieses Artikels (19.12.2017), zur Verfügung gestellt hat. Sie möchte anonym bleiben. Die hier vorgestellte Einsicht stammt aus ihrem Kommentar zum ersten Entwurf.

2015: 1). Aber es scheint keine intellektuelle Verbindung zwischen solchen früheren Verfahren und dem Aufkommen der Oral History in China in den 1980er Jahren zu geben (ebenso wenig wie es eine intellektuelle Verbindung zwischen den antiken griechischen Historikern, die auch oft als die ersten Oral Historians gefeiert werden, und den Methoden gibt, die im Westen nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden). Wie Ritchie behauptete auch Kwong: „Chinese historians have, in fact, long utilized oral data as a central dimension in their research and writing“ (Kwong 1992: 26). Yang Xiangyin von der Jilin-Universität in Changchun stimmte dem zu: „Oral history is both ancient and new in China“ (Xiangyin 2001: 21).

Kwong versuchte jedoch, eine intellektuelle Verbindung zwischen mündlicher Überlieferung, dem Gebrauch der Zeugenaussage der alten Schriftgelehrten, und den Praktiken nach der Gründung der Volksrepublik China im Jahr 1949 herzustellen:

As in other pre-literate societies, before the invention of writing Chinese knowledge of the past had been preserved in oral traditions kept alive by professional and often sightless story-tellers and balladeers. The first written records of the ancient Chinese states during the Spring and Autumn and Warring States periods (770–221 BC) bear ample evidence of the existence and influence of earlier oral sources (Kwong 1992: 27).

In der darauffolgenden Zeit sei die mündliche Überlieferung verworfen worden, weil sie vielfach „bizarre and fantastic oral legends“ tradiere, die als verlässliche Beweise inakzeptabel seien. Doch diese Skepsis sei nicht immer gerechtfertigt, wie das Werk von Ssu-ma Ch'ien (司马迁, Sima Qian, ca. 145 oder 135-90 v. Chr.) zeige: „Ssu-ma Ch'ien was perhaps the first known major Chinese historian to have employed oral information to good effect in a serious historiographical way.“ (ebd.). Deshalb habe hier, wie auch anderswo, gegolten, dass die chinesische Geschichtsschreibung auch weiterhin mündliche Überlieferung beinhaltete, auch wenn diese mündliche Überlieferung nie das gleiche Ansehen genoss, wie das geschriebene Wort (vgl. ebd.).¹²

Eine meiner Kolleginnen vom CCOH erklärte mir, dass ihres Wissens nach viele Oral Historians mit einer engen Definition von Oral History arbeiteten; sie verstünden „those ancient activities as ‚oral tradition‘, two different concepts.“¹³ Mündlich überliefertes Wissen, so Kwong, lebte meist in Form von Pi-Chi weiter (笔记, Biji; „Diverse Bemerkungen“): „In this potpourri of facts and fiction orality inevitably established itself as an essential source of information and remained an integral part of the Chinese literary and historiographical traditions through dynastic (that is, pre-1912) times.“ (Kwong 1992: 28). Über die Jahrhunderte hinweg hätten einzelne HistorikerInnen Oral History weiterhin als verlässliche historische Quelle genutzt, einschließlich T'an Ch'ien (谈迁, Tan Qian, 1593–1657), Chang Hsueh-ch'eng (章学诚, Zhang Xuecheng, 1738–1801), und Liang Ch'i-ch'ao (梁启超, Liang Qichao, 1873–1929) (vgl. ebd.). Leider sagt uns Kwong nicht, ob diese HistorikerInnen von früheren Bemühungen wussten oder ob sie einfach das Rad der Oral History immer wieder neu erfanden.

¹² Zuo behauptet, die mündliche Überlieferung „formed the foundation for Chinese academia's later introduction of oral history from the West. [...] Chinese scholars adopted traditional oral methods to carry on the old tradition of oral history“ (Zuo 2015: 260).

¹³ CCOH-Kollegin, Kommentar zum ersten Entwurf.

Meine Kollegin beim CCOH glaubt jedoch, dass diese als gebildete und anerkannte HistorikerInnen die Werke von Sima Qian und anderen sehr wohl kannten.¹⁴ Ob es tatsächlich solche intellektuellen Verbindungen gab, gilt es jedoch noch zu erforschen. Kwong verfolgte zudem transpazifische Verbindungen zwischen chinesischen und amerikanischen Praktiken aus dem neunzehnten Jahrhundert. So habe beispielsweise der amerikanische Historiker Hubert Howe Bancroft, der mit einem Team von Interviewern die Geschichte Kaliforniens erforschte, Liangs systematische Verwendung der Oral History inspiriert. Doch diese Neuerung in der chinesischen Geschichtsschreibung seien bald in Vergessenheit geraten: „Liang’s challenge seems to have gone largely unnoticed.“ (Kwong 1992: 29 f.).¹⁵

Liang forschte in den 1920er Jahren, als es in China wichtige Entwicklungen im Verständnis und in der Praxis von Geschichte gab. Laut Kwong wurde in dieser Zeit die Bildung stärker gefördert, und es gab ein größeres Interesse am einfachen Volk. Gleichzeitig habe sich der Einfluss der Sozialwissenschaften ausgeweitet. Schließlich arbeiteten SozialistInnen und KommunistInnen „diligently among the oppressed and disgruntled in society. In order to gauge revolutionary potential, they implemented a version of ‚going to the people‘. [...] The data obtained through such populist outreach were generally first collected in oral form“ (ebd.: 30 f.). Abschließend schrieb Kwong: „The convergence of these circumstances made the interview method and the oral information gathered by it an indispensable tool in the hands of both scholars and political activists, whether they studied Chinese society for social-scientific or ideological purposes or both. When involving fieldwork and the interview technique, their approach was generally referred to as *k’ao-ch’a* (考察, Kao Cha, „inspection“) or *tiao-ch’a* (调查, Diao Cha, „survey; investigation“).“ (ebd.: 31). In der Tat spielte Mao Zedong bei solchen Bemühungen eine bedeutende Rolle, sowohl als „Oral Historian“, der Gruppeninterviews führte und über diese Praxis als Methode schrieb, als auch als Erzähler, der in dem auf Interviews basierenden Bericht des amerikanischen Journalisten Edgar Snow über die frühe chinesische kommunistische Bewegung, *Red Star over China*, die Hauptrolle spielt (vgl. ebd.).¹⁶ Oral History wurde auch nach Maos Ausrufung der Volksrepublik im Jahr 1949 weiter praktiziert.

Kwong stimmt mit allen anderen bisher zitierten HistorikerInnen darin überein, dass diese Praxis nur während der Kulturrevolution von 1966 bis 1976 unterbrochen wurde.

14 CCOH-Kollegin, Kommentar zum ersten Entwurf.

15 Dieses Muster des Vergessens und des Neuerfindens der Methode war selbstverständlich keine chinesische Eigenart. Ob es sich um das Federal Writers’ Project in den Vereinigten Staaten in den 1930er Jahren, Allan Nevins’ Projekt an der Columbia University oder die Projekte handelt, die in den 1970er Jahren in Großbritannien, Italien und Westdeutschland entstanden, keines scheint sich in den Interviewmodellen des 19. Jahrhunderts verwurzelt zu fühlen, die Soziologen, Ethnographen, Journalisten und Sozialreformer entwickelt hatten.

16 Snow 1937. Kwong beschrieb auch, wie der Historiker Hu Shih (1891-1962), der Oral History an der Columbia University studiert hatte, 1959 k’ou-shu li-shih („eine chinesische Wiedergabe des Begriffs Oral History“) in Taiwan einführte (siehe Kwong 1992: 24). Der taiwanesischen Oral Historian Chu Hong-yuan (ebenfalls von der Academia Sinica, wie Hu Shih) bestätigte mir diese offenbar längere Geschichte der Oral History in Taiwan bei meinem Besuch. Taiwans Oral History-Initiativen scheinen jedoch keine Auswirkungen auf China gehabt zu haben, das sich in den Wirren der Mao-Reformen befand. Auch die umfangreiche Arbeit des Oral History Centre des Nationalarchivs von Singapur, das seit den 1960er Jahren Oral History betreibt, scheint keine größeren Auswirkungen auf die frühere Entwicklung der Oral History in China gehabt zu haben.

Seit den 1950er Jahren hätten chinesische HistorikerInnen und andere ForscherInnen zahlreiche Projekte zu einer Vielzahl von Themen durchgeführt, an denen oft Dutzende von ForscherInnen und Hunderte von Befragten beteiligt gewesen seien, so Kwong (Kwong 1992: 32 ff.).¹⁷ Während die Geschichtsschreibung nach marxistisch-maoistischen Prinzipien neu ausgerichtet wurde, popularisierte sich auch die historische Forschung: „Factory workers and commune members delved into the past of their work units. History teachers and school students were mobilized to build up their collections of ‚local history teaching materials‘ [乡土教材, Xiang Tu Jiao Cai, *hsiang-t'u chiao-ts'ai*] by going directly to local residents to take notes on what they had to say about the history of the community.“ (ebd.: 33).¹⁸ Universitäten „sponsored projects of historical *tiao-ch'a* on an unprecedented scale.“ (ebd.).

Laut dem chinesischen Historiker Zuo Yuhe umfasste eine weitere Reihe von Oral History-Interviews solche über die revolutionäre Geschichte der Kommunistischen Partei Chinas:

As early as 1935, when the Red Army completed its Long March, the Central Committee of the Chinese Communist Party instructed the Long March participants to tell their stories orally and encouraged them to write their memoirs. After 1949, history departments at various levels of the Party made great efforts to solicit documents and oral data on Party history (Zuo 2015: 260).

Es ist unklar, wo solche Dokumente archiviert wurden und ob sie überhaupt zugänglich sind. Paul Thompson schreibt in seiner neuesten Studie über Oral History in China: „This locally produced material could provide interesting sources, but it is not clear what happened to it.“ (Thompson/Bornat 2017: 101).

Yang Liwen beschrieb 1999 ein weiteres Projekt, wahrscheinlich das größte.¹⁹ Der Artikel liest sich wie ein offizieller Bericht der Kommunistischen Partei Chinas und beschreibt die Arbeit der Chinese People's Political Consultative Conference (CPPCC) als „a patriotic united front which has brought together numerous democratic factions and people from all walks of life to participate in the political process.“ (Liwen 1999: 137).²⁰ Teil dieses politischen Prozesses, den Premierminister Zhou Enlai 1959 einleitete, war die Popularisierung historischer Untersuchungen des Alltagslebens des

17 Kwong beschrieb außerdem die Chinese People's Political Consultative Conference (CPPCC), die trotz ihrer ideologischen Untermauerung wertvolles Forschungsmaterial generierte (ebd.: 37 f.). Zuo zählt diese Projekte zu den „six main achievements“ innerhalb der Oral History zwischen 1949 und den 1970er Jahren (Zuo 2015: 260). In einem chinesischsprachigen Artikel mit einem englischen Abstract argumentiert Yang Xiangyin ganz ähnlich: „Modern oral history in China can be traced back to the 1950s,“ mit Projekten zur Taiping-Rebellion, dem Boxeraufstand, und dem Landleben. „These initial efforts were extinguished by the Cultural Revolution. After the end of the Cultural Revolution, and especially in the 1980s, there was a resurgence of oral history.“ (Xiangyin 2000: 47).

18 Laut Zuo wurde, nach den 1960ern, „collecting and processing folk stories“ zu einer „nation-wide grass-roots campaign“, um die „four histories“ von Dörfern, Familien, Gemeinden und Fabriken aufzuzeichnen (Zuo 2015: 261). Siehe auch Thompson/Bornat 2017: 101.

19 Laut meiner CCOH-Kollegin und einem der Gutachter für die Erstveröffentlichung dieses Artikels in der Oral History Review ist dies derselbe Yang Liwen, der 1987 die oben erwähnte kurze Notiz in Oral History veröffentlichte. Der Gutachter bemerkte auch, dass Yang Liwen früher Berichte an die International Oral History Association geschickt habe.

20 Yang Liwen erwähnt weder seinen Artikel von 1987, noch den von Kwong aus dem Jahr 1992.

chinesischen Volkes. Dies scheint ein gewaltiges Unterfangen gewesen zu sein: „As of the mid-1990s“, so Liwen, „their collective efforts had resulted in the publication of over 11,600 volumes of the *Literature and History Materials Series*, representing 4,400 different topics and approximately 1.6 billion characters of writing. [...] As many as 300,000 people contributed eyewitness accounts to the project which was administered by a staff totaling 3,000 people.“ (ebd.: 139). Die *Literature and History Materials Series* scheinen zunächst eher archiviert als publiziert worden zu sein, doch bis 1993 waren vierundzwanzig redigierte Sammelbände der *Library of Literature and History Materials in China* erschienen (ebd.). Thompson schreibt, dass Yang Liwen langjähriger Leiter dieses Projekts war. In den 1980er Jahren erweiterte man das Projekt von einem Fokus „on the pre-Revolution decades, the People’s Liberation Army, and the Party itself [...] to include the economy, sciences, culture, ethnic minorities, and women“ (Thompson/Bornat 2017: 101). Laut Yang Xiangyin wurden bis zum Jahr 2000 etwa 150 Bände mit historischen Dokumenten veröffentlicht (Xiangyin 2001: 21).

Während meines Besuchs in Peking erwähnte keiner unserer chinesischen KollegInnen die Chinese People’s Political Consultative Conference (CPPCC) oder das Projekt, obwohl Zuo, der unter den Oral Historians in China gut bekannt ist, es in einer kürzlich erschienenen Rezension besprach (Zuo 2015: 260 f.).²¹ Laut einer Kollegin des CCOH wird dieses Projekt immer noch fortgeführt: „The project is a tradition or part of their daily work according to the constitution of the CPPCC (Section 1, Rule 17). I browsed through several copies of those materials before, some of which can still be found online at the National Library. They read like boring government reports, not oral history. I am not sure about others and what the original materials look like. Some branches, (e.g. Shanghai) of the CPPCC have been re-conducting maybe real oral history projects in recent years.“²² Für die zukünftige Entwicklung der Oral History in China wäre es sicherlich nützlich und wichtig, mehr über dieses Projekt zu erfahren, sich über Verbindungen zu laufenden Forschungsprojekten zu informieren, seine Auswirkungen auf die historiographische Praxis auf das historische Bewusstsein der Bevölkerung in China zu erforschen. Für mich stellt sich die Frage, wie ein derart gigantisches Projekt die Art und Weise geprägt hat, in der eine ganze Generation ihr Leben erzählt. Und wie hat dieses Projekt das Verständnis dieser Generation von Geschichte bestimmt?

Die Kulturrevolution (1966-1976) verwandelte Befragungen in Verhöre, Überwachung und Anschuldigungen (ich komme später noch einmal auf die Interviewpraxis zur Zeit der Kulturrevolution zu sprechen). In den späten 1970er Jahren, so schrieb Kwong, begannen chinesische HistorikerInnen langsam damit, eine solcherart diskreditierte Forschungsmethode zu rehabilitieren, indem sie sich auf sachliche Genauigkeit konzentrierten. Die Kulturrevolution bildete eine Zäsur, schnitt aber nicht alle Verbindungen zur Oral History vor 1966 und nach 1976 ab. Mehrere vor 1966 abgeschlossene Projekte wurden erst in den 1980er Jahren veröffentlicht (Kwong 1992: 34 ff.). Kwong merkte an, dass es schwierig sei, das Ausmaß der Oral History in China nach 1976 einzuschätzen. Mit Blick auf das, was er selbst vorfand, was Stave berichtet hatte und

21 Obwohl Zuos Artikel als Übersetzung aus dem Chinesischen vorliegt, weiß ich leider nicht, ob das chinesische Original veröffentlicht wurde.

22 CCOH-Mitglied, Kommentar zum ersten Entwurf. Thompson bestätigt, dass das Projekt noch nicht abgeschlossen ist (Thompson/Bornat 2017: 101).

was andere HistorikerInnen in den 1980er Jahren aufgefunden hatten, räumte Kwong ein: „All this may reveal only the tip of the oral history iceberg in China since 1976.“ (ebd.: 40).²³

Für die 1980er Jahre betonte Kwong die Bedeutung des so genannten Pei-ching-jen-Phänomens (北京人, Bei Jing Ren, „Pekingmensch“). Nach dieser Lesart beeinflusste die in China durchgeführte Oral History amerikanische Oral Historians, deren Werke dann während der Kulturrevolution ihren Weg zurück nach China fanden und chinesische Oral Historians beeinflussten. In den frühen 1960er Jahren interviewten die schwedischen Journalisten Jan Myrdal und Gun Kessle Bauern im Dorf Liu Ling (柳林 Liu Lin, übersetzt „Weidenwald“, in der Nähe von Yan'an) in der Provinz Shensi (陕西, Shan Xi). Myrdals Buch *Report from a Chinese Village* (Myrdal 1965) inspirierte Studs Terkel zu seiner ersten Oral History, *Division Street* (Terkel 1967). 1980 wurden Terkels Forschungen in China publiziert, was wiederum Chang Hsin-hsin (Zhang Xinxin) und Sang Yeh (Sang Ye) dazu inspirierte, ähnliche Studien durchzuführen, die dann in den 1980ern in Nordamerika, in Taiwan und in China veröffentlicht wurden (Kwong 1992: 41 ff.). Allerdings herrschte Uneinigkeit darüber, ob solche literarischen Erzählungen zur Oral History gezählt werden können.

Anders als Kwong, aber ähnlich wie die Kollegen, die ich bei meinem Besuch in Peking traf, betonte Yang Xiangyin den Bruch zwischen der Zeit vor und nach den 1980er Jahren. In der Phase von 1949 bis in die 1970er Jahre beschäftigten sich Historiker damit, die Geschichte des vorrevolutionären Chinas neu zu schreiben. Laut Yang Xiangyin begann in der Entwicklung der chinesischen Oral History eine zweite Phase in den 1980er Jahren, als der Begriff der „Oral History“ explizit benutzt wurde und von der „Oral Tradition“ unterschieden wurde (Xiangyin 2001: 21). Vier Entwicklungen kennzeichneten diese zweite Phase: der Einfluss „ausländischer“ Oral History-Theorien und Methoden; der Austausch zwischen chinesischen und auswärtigen Oral Historians; die Entstehung von Oral History-Projekten, die moderne Aufnahme-Technologien und (später) das Internet verwendeten; und die Lehre von Oral History an Universitäten. 2001, als Yang Xiangyin seinen Artikel schrieb, war er optimistisch hinsichtlich der Entwicklung eines wachsenden „Marktes“ für Oral History, bemängelte aber das Fehlen nationaler Standards und Organisationen sowie die Tatsache, dass „few people understand oral history.“ (ebd.: 21 f.).

3. Wahrnehmung der Geschichte chinesischer Oral History zwischen 1985 und 2015

Zwei Artikel, die 1985 und 2015 veröffentlicht wurden, werfen ein Licht darauf, wie vertraut chinesische Oral Historians mit der Geschichte der Oral History in China im zwanzigsten Jahrhundert waren. Obwohl Stave während seines einjährigen Aufenthalts an der Peking-Universität (allgemein als Beida bezeichnet) in den Jahren 1984 und 1985 nicht viele Anzeichen für Oral History im US-Stil sah, stellte er in seinem Aufsatz von 1985 fest, dass „oral history, in a variety of interesting ways, has been practiced in China since the 1949 Liberation when Mao Zedong's Communist Party overthrew the Kuomintang of Chang Kai-shek.“ (Stave 1985: 147). Stave befragte mehrere

23 Zuo fügte dem hinzu, dass Oral History auch bei ethnischen Minderheiten betrieben wurde, um sie dabei zu unterstützen „[to] identify and protect their ethnic heritage,“ (Zuo 2015: 261).

chinesische Oral Historians. Er nahm auch an öffentlichen und im Unterricht geführten Oral History-Interviews teil, die für einen von Zhang Ji Qian geleiteten Geschichtskurs für Studierende durchgeführt wurden. Zhang, die eine Studentin an der Southwest Associated University (Lianda) gewesen war, bat ihre StudentInnen, Interviews mit ehemaligen StudentInnen ihrer Alma Mater aufzunehmen und diese Interviews zu transkribieren. In einem Interview mit Zhang erfuhr Stave, dass sie seit 1960 Oral History-Interviews durchgeführt hatte,

[when] she went to the countryside north of Beijing to help the peasants write a county history. During the 'Four History' and Socialist Education movements, when Chairman Mao called for the histories of villages, family, factory, and soldiers, Professor Zhang did her bit to assist the people, to remember the miserable past and to think of the fortunate future. 'She interviewed sailors in a famous fighting battalion and she lived and worked in an auto factory, studied it through interviews, and helped to write its history. To a great extent, such oral history in China has a very definite Maoist ideological tint, which may account for why there is no organized oral history movement in Deng Xiaoping's China (ebd.: 150 f.).

Stave schrieb freilich neun Jahre nach Maos Tod und sieben Jahre, nachdem Deng mit Wirtschaftsreformen begonnen hatte.

Stave interviewte auch Yang Liwen, einen weiteren Beida-Geschichtsprofessor. Yang berichtete Stave über seine eigenen Oral History-Interviews seit den 1950er Jahren, gab Einblicke in die Geschichte der Oral History in China und zeigte ihm zahlreiche auf Oral History basierende Publikationen. Stave beschrieb Yang, der damals Anfang fünfzig war, als „knowledgeable“ und „quite enthusiastic“ in Bezug auf Oral History. „Prior to the Cultural Revolution“, so erfuhr Stave von Yang, „tape recorders were not often used for the interviews which formed the foundation of such studies. However, once Chairman Mao urged that history be written for and by the people, during the Cultural Revolution tape recorders came into increasing use. When Professor Yang employed a tape recorder to interview peasants in the Jing Gang Mountain areas, where he lived and worked for three months, they were astonished at the unfamiliar and magical machine.“ (ebd.: 152). So nahm laut Yang die Oral History während der Kulturrevolution tatsächlich weiter zu. Stave lernte auch die auf Oral History basierende revolutionäre Geschichte kennen, für die seit den 1950er Jahren Dutzende von Bänden mit Memoiren gesammelt wurden. Er wurde über die *Literature and History Materials Series* der CCPPC unterrichtet, die sowohl er als auch seine GesprächspartnerInnen als Oral History betrachteten. Andere ExpertInnen berichteten ihm von „a bureau within the Chinese Communist Party which does oral history“ (ebd.: 153).

Zhang Zhuhong, ein weiterer Geschichtsprofessor der Beida, erzählte Stave von Bemühungen in den 1930er Jahren, die Memoiren von Mitgliedern der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) aufzuzeichnen, eine Praxis, die sich während der 1950er Jahre ausbreitete und nach der Kulturrevolution einen Aufschwung erlebte, jetzt häufig mit der Unterstützung von Tonbandgeräten. Stave wusste, dass „hundreds of thousands“ solcher Memoiren in dem Jahrzehnt nach der Kulturrevolution geschrieben worden waren: „The tape recordings, according to Professor Zhang, introduced so many contradictions about historical revolutionary events that the materials are frequently left

unused by historians interested in revolutionary history.“ (ebd.: 154). Außerdem beschrieb Stave das Peking Man Project von Chang Hsin-hsin und Sang Yeh; die Autoren, so Stave, „may prove to be the Studs Terkels of China“ (ebd.: 155).²⁴ Und er berichtete von mehreren anderen Oral History-Projekten, die sowohl chinesische als auch ausländische WissenschaftlerInnen in China durchführten.

So konnten Mitte der 1980er Jahre selbst Ausländer mit begrenzten Chinesischkenntnissen mit Hilfe von KollegInnen und ÜbersetzerInnen etwas über Chinas lange Geschichte der Oral History des zwanzigsten Jahrhunderts in ihrer Vielfalt und Komplexität erfahren. Es scheint jedoch, dass dieses Wissen nie in ein breiteres akademisches, geschweige denn öffentliches Gedächtnis eingegangen ist. Diese augenscheinliche Zurückhaltung, sich mit Oral History aus der Zeit vor den 1980er Jahren zu befassen, ist noch verblüffender, wenn man den 2015 von Zuo veröffentlichten Aufsatz betrachtet.

Laut Zuos Artikel, der sich ausschließlich auf chinesische Publikationen stützt, existierte Oral History in China vor den 1980er Jahren, aber nicht in ihrer „modernen Form.“ Zuo schreibt: „Modern oral history started in 1948 at Columbia University’s Oral History Research Office. [...] Oral history in China was introduced from the West during the 1980s. Thus, the rise of oral history is a new trend in the development of historical studies in China.“ (Zuo 2015: 259). Diese Erläuterung findet sich auch bei Zheng Songhui, der 2008 die Entwicklung der Oral History in chinesischen Bibliotheken beschrieb (Songhui 2008). Li Huibo von der China Women’s University unterscheidet eine erste, durch Staatsideologie definierte Phase der Oral History von einer „second phase, the period beginning in the 1980s, when oral history was geared to international standards.“ (Jolly/Huibo 2018: 56). Ihre britische Mitarbeiterin an einem Projekt zur Oral History von Frauen, Margaretta Jolly, erklärte Folgendes:

Notably, these [standards] reflect not so much a movement away from the explicitly political approach of the earlier era as a complex mix of European Marxist and feminist ideas of ‘history from below’, which was partly disseminated through a visit by socialist British oral historian Paul Thompson in 1986 (ebd.: 56 f.).

Das haben mir auch die MitarbeiterInnen des CCOH berichtet. In Anbetracht der Aufsätze von Stave und Kwong empfinde ich die Behauptung, dass Oral History in China erst in den 1980er Jahren begann, als verblüffend.

Zuo argumentierte, dass die zeitgenössische chinesische Oral History erst Mitte der 1980er Jahre begann, obwohl Oral Historians, wie er einräumte, über frühere Forschungen Bescheid wussten und durch diese beeinflusst waren:

Because of the long tradition of oral history in China and the practice of oral historical research as well as the oral interviews since 1949, Chinese scholars did not feel unfamiliar with the Western concept of oral history when it was introduced into China in the 1980s. The Western theory and method of oral history were smoothly accepted and quickly modified to integrate into the Chinese

²⁴ Unklar bleibt, ob Stave wusste, dass Terkel diese beiden Autoren inspirierte, wie Kwong schrieb (Kwong 1992: 41 ff.).

*practice of the oral historical interview. [...] In 1986, Jing Shun published the first academic article to introduce to Chinese readers the theory and methods of oral history used in Europe and the United States (Zuo 2015: 261).*²⁵

Zuo erklärte jedoch nicht, was die chinesische und die westliche Oral History-Praxis unterschied oder was letztere „modern“ machte.

Zuo argumentierte, dass sich die Oral History in China seit den 1980er Jahren entlang „two basic principles“ entwickelte. Eines umfasste HistorikerInnen, die Oral History nutzen, um etwas über die Vergangenheit herauszufinden; das andere bestand aus einer kleineren Gruppe von Oral Historians, die sich mit der theoretischen Untermauerung der Oral History befassten. „Through the combined efforts of these two groups of scholars“, so merkte er an, „oral history quickly took off as a new branch of the discipline of history in China.“ (Zuo 2015: 261 f.). In Peking traf ich einige Oral Historians, die seit den 1980er Jahren Interviews geführt hatten. Ding Yizhuang zum Beispiel interviewte in den 1990er Jahren Mandschu-Frauen und alte Pekinger und veröffentlichte ihre Erzählungen in mehreren Bänden.²⁶ Chen Mo interviewte chinesische FilmemacherInnen. Beide veröffentlichten später Bücher über Theorie und Methode der Oral History. Während der gesamten Oral History in China Conference bezogen sie sich, wie andere auch, auf keine der früheren Arbeiten. Stattdessen schienen sie sich darin einig zu sein, dass Oral History in China erst in den 1980er Jahren begonnen hatte und dass China nun zu den Standards aufholen müsse, die der Westen entwickelt hatte. Lediglich Chu Hong-yuan aus Taiwan forderte seine KollegInnen auf, sich nicht ausschließlich auf westliche Modelle zu konzentrieren, sondern sich auch an die eigene Geschichte zu erinnern – ohne jedoch auf bestimmte Studien, Projekte oder WissenschaftlerInnen zu verweisen. Wie ich bereits erwähnt habe, fehlt Oral Historians auf der ganzen Welt oft das Bewusstsein – geschweige denn detaillierte Kenntnis – über die Geschichte ihres Fachgebiets (siehe zum Beispiel Freund 2009). Ich weiß nicht genug über die Oral History in China, um sagen zu können, ob es dort ein solches Paradoxon gibt, aber es mag eine Untersuchung wert sein, weil es Auswirkungen auf die Entwicklung zukünftiger Studien haben könnte. Einige der problematischeren Implikationen werden im folgenden Abschnitt erörtert.

4. Oral History als System sozialer Disziplinierung in China?

Für die Verwirrung westlicher HistorikerInnen über die Geschichte der Oral History in China und das Schweigen heutiger chinesischer Oral Historians über diese Geschichte gibt es möglicherweise eine düsterere Erklärung. Im Jahr 2010 argumentierte der in der Mongolei geborene Sozialanthropologe Uradyn E. Bulag von der Universität Cambridge, dass die KommunistInnen unter Mao Zedong ein repressives „oral-history regime“ eingerichtet hatten, indem sie Oral History zu einem „public political ritual“ formten, das alle zwang, ihre Fehler öffentlich einzugestehen, die Zeit vor 1949 zu

²⁵ Vgl. dazu Jing (1986).

²⁶ Ding Yizhuang, *Manzu de funu shenghuo yu hunyin zhidu yanjiu* (Research on lives and marriage patterns of Manchu women) (Beijing: Beijing daxue chubanshe, 1999); Ding Yizhuang, *Zuihou de jiayi: shiliu wei qiren funu de koushu lishi* (The last memories: the oral history of 16 Manchu women) (Beijing: Zhongguo guangbo danshi chubanshe, 1999). Für weitere Informationen bezüglich Ding und ihrer Forschungen siehe Shuo (2006).

verurteilen und die Kommunistische Partei Chinas und Mao als ihren Retter zu begrüßen (Bulag 2010: 109). Tatsächlich verlangte die KPCh von allen Befragten, ihr Leben entlang der Parteilinie zu erzählen. Anhand dieser bekenntnishaften Memoiren wurde dann (zu diesem Zeitpunkt oder später) entschieden, ob Personen Kader der KPCh werden konnten oder als verdächtig gelten mussten, was den Verlust der Lebensgrundlage oder des Lebens bedeuten konnte. Dieses System wurde lange vor der Kulturrevolution eingeführt und dauert laut Bulag bis heute an.

Im selben Aufsatz stellt Bulag zunächst eine der Haupttriebkkräfte der westlichen Oral History in Frage, nämlich als Mittel, dem Volk („the people“) eine Stimme zu geben:

The notion of “oral” in oral history as practised in revolutionary China must not be understood in its banal sense of using the mouth. Rather, it is related to the political function of voice and speech, an idea traced to Rousseau who insisted on the priority of speech over writing. In the Marxist ideology, speech represents emancipation, nature, truth, and the voiced speaker is endowed with moral authority (ebd.: 97).

Tatsächlich aber ermöglichte diese Art der Oral History es den Marginalisierten und Unterdrückten nicht, der offiziellen Geschichte zu widersprechen:

[F]ar from being free, “the people” – subaltern speakers or oral historians – are in fact disciplined, performing a subjectivity dictated by a greater force, the CCP. The energy unleashed by oral history in this way is as destructive as it is constructive, so it requires careful management on the part of the CCP so that the Party itself is not hurt (ebd.).

In einem solchen Regime sei es unmöglich zu schweigen: „Silence is not an option.“ (ebd.: 98).

Nach der Niederlage der KPCh gegen Chiang Kai-sheks Nationalistische Partei (GMD, 国民党, Guo Min Dang, KMT, Kuomintang), ihrem Langen Marsch nach Yan'an im Jahr 1935 und der Wiedervereinigung von KPCh und GMD gegen die japanische Invasion sei Oral History als eine „special technique“ in einem von Mao gewonnenen Führungskampf eingeführt worden. Laut Bulag gebrauchte Mao Oral History „to consolidate his own position in the CCP and to mobilise peasantry – the people“ (ebd.). Maos Berichtungsbewegung während des Krieges beinhaltete demnach erzwungene öffentliche Bekenntnisse: „cadres were forced to expose their innermost thoughts, including their darkest secrets, to the public, thereby to reconstitute themselves and the new collective society they comprised.“ (ebd.). Mao zwang seine Anhänger, ihr vergangenes und gegenwärtiges Leben mit seinen Schriften in Übereinstimmung zu bringen:

As is clear in this innovation, to be part of the inner circle, one had to probe into one's soul by articulating and narrating one's own life histories. Life histories, whether written or orally narrated, thus became for the CCP a technology of power for cleansing its rank and file. These histories and the claimed thought activities were checked and archived, but constantly retrieved and re-examined,

sometimes to devastating effect. Those whose life histories and inner thoughts were not deemed correct were ruthlessly cleansed from the CCP, often killed (ebd.).

Diese Praxis wurde anschließend erweitert, indem man sie zu einem entscheidenden Teil der „mass line“ machte, der Kampagne der KPCh in den späten 1930er Jahren, um mit dem Volk in Kontakt zu treten: „It was here that oral history took centre stage in the CCP mobilisation.“ (ebd.: 99). Sie wurde auch verwendet, um in Partei und Armee in so genannten Suku (诉苦, emotional aufgeladene „Sprechende Bitterkeitssitzungen“) für bedingungslose Loyalität zu sorgen. Bulag schreibt: „Oral history as a vital technique for the CCP’s victory was most effectively deployed in 1948 at the outset of the Civil War against the GMD, when the whole party and entire army underwent a movement called ‘san yi san cha’,” in der alle gezwungen wurden, sich an „the bitterness of the old society [...] the atrocity of the GMD reactionaries, and [...] the bitterness of having lost the state during the Japanese occupation“ (ebd.) zu erinnern. Jeder sollte sich bezüglich seines sozialen Standes, seiner Arbeitsleistung und seiner Entschlossenheit überprüfen. Wer nicht als vertrauenswürdig galt, wurde eliminiert; die Überlebenden wurden von ihrem gemeinsamen Groll zusammengeschweißt: „a communitas of suffering and hatred was created by the technique of oral history.“ (ebd.).

Nach der Gründung der Volksrepublik 1949 verwendete die KPCh Oral History auch weiterhin als eine „technology of power“, mit der die Partei legitimiert und Sozialismus aufgebaut wurde (ebd.: 100). In allen Bereichen der Gesellschaft wurde von den Menschen verlangt, sich am Yiku Sitian zu beteiligen:

[R]ecalling bitterness in the old society and contrasting it with happiness in the new. [...] Yiku sitian [Hervorh. im Original] was highly structured and performative. Basically, an old peasant or a soldier would be invited to give a report, in which he would narrate his life stories, how his brother was starved to death, how his sister was raped, and how his parents worked so hard that they coughed blood until they were liberated by the CCP and the People’s Liberation Army (PLA). Again, as in suku meetings, there would be trying, with the intention of generating a feeling of communitas. But they had to finish with gratitude to the CCP for the happiness they now enjoyed (ebd.).

Stave war 1985 auf dieses Phänomen gestoßen, scheint es aber nur als Beschreibung einer Realität gesehen zu haben (und nicht als erzwungene Vorgabe), in der Professor Zhang ihren Anteil leistete, den Menschen zu helfen, sich an die erlittene Vergangenheit zu erinnern und an die vielversprechende Zukunft zu denken (Stave 1985: 150).

Wie Yang Liwen argumentiert auch Bulag, dass die Oral History während der Kulturrevolution zugenommen habe, aber nicht als Instrument, um etwas über die Geschichte des Volkes zu lernen; vielmehr sei Oral History zu einem Instrument der Massenkontrolle geworden:

The method of criticism and self-criticism developed to extract information about one’s life, inner thought, and attitude was generalised during the Socialist Education Movement from 1962 to 1966 and the Cultural Revolution from 1966 to 1976, with devastating effect. Millions of people, almost all elites of the new

Communist China, had been ordered to [...] confess their mistakes and face investigations. Denunciations of others, confessions of one's mistakes, and the practice of naming names, either voluntarily or under duress, produced the greatest tragedy in twentieth-century China (Bulag 2010: 105).

Wurde irgendeine dieser Aktivitäten in Zusammenhang gebracht mit Oral History-Projekten, die von Kwong beschrieben wurden? Bulag argumentiert, dass man die offiziellen Oral History-Untersuchungen benutzte, um subversive Aktivitäten einzudämmen (ebd.). Dazu gehörte die Verpflichtung für jede/n hochrangige/n KPCh-Beamten, „Revolutionäre Memoiren“ zu veröffentlichen, ebenso wie das umfangreiche CPPCC-Projekt, von dem Kwong und Yang Liwen berichten. „Revolutionary memoirs and *wenshi ziliao* [the CPPCC materials collection] are arguably the CCP's largest oral-history writing operation, based as it was on eyewitness accounts.“ (ebd.: 107).

Bulag geht es nicht darum, festzustellen, ob solche weit verbreiteten sozialen Gepflogenheiten Oral History in einem akademischen Sinne darstellten: „Normally we do not consider this kind of confession record as oral history, nor do we see any value whatsoever in such data, but this is correct only as far as ethics is concerned.“ (ebd.: 105). Ich würde in der Tat argumentieren, dass die Frage, ob wir Suku, Yiku Sitian, revolutionäre Memoiren und Wenshi Ziliao als Oral History betrachten oder nicht, zweitrangig ist gegenüber der Frage, wie sie Generationen von ChinesInnen beeinflusst haben. Es erscheint plausibel anzunehmen, dass die erzwungene öffentliche Lebensgeschichte der KPCh Millionen von Menschen gelehrt hat, wie sie über ihr Leben sprechen können bzw. sollen. Es ist nur logisch anzunehmen, dass dies einen Einfluss darauf gehabt haben könnte, wie Menschen in akademischen oder journalistischen Oral History-Projekten über ihr Leben berichten.²⁷

Bulag beschreibt dieses System der Oral History als eine „living tradition,“ die alle Gesellschaftsschichten und Generationen durchdrang (Bulag 2010: 109). Inwieweit ist diese lebendige Tradition mit der gegenwärtigen Blütezeit der Oral History in China verbunden? Bulags Antwort lautet wie folgt: „If modern China is an oral-history regime, in which everyone has been trained to vocalise their subjectivity, voicing their loyalty to the Party and hatred to a changing array of enemies, it comes as no surprise that academics in China were so receptive to ‚oral history‘ when it was first introduced.“ (Bulag 2010: 96). Bulag folgt hier der etablierten Linie, dass die „proper“ Oral History erst in den 1980er Jahren eingeführt wurde, was darauf hindeutet, dass Bulag nicht ausreichend unterscheidet zwischen dem Bekenntnisregime der KPCh und den eher akademisch und historisch orientierten Projekten, die zur gleichen Zeit durchgeführt wurden (obwohl es natürlich schwierig ist, bei solchen Projekten akademische von politischen Absichten zu trennen). Bulag weist jedoch richtigerweise darauf hin, dass dieses Bekenntnisregime in Vergessenheit geraten zu sein scheint: „Surprisingly, there is a general amnesia of this oral-history heritage, or a failure to see any connection

27 Ich habe ein ähnliches Argument über die Rolle bekenntnishafter Praktiken im Westen und die Vermarktung der erfolgreichsten Handlungsstränge der neoliberalen Wirtschaft entwickelt; siehe Freund (2014) und Freund (2015). In beiden Fällen wurde die Konformität mit einer von einem herrschenden Regime gebilligten Vorlage belohnt, während Nonkonformität bestraft wurde. Im Lichte von Bulags Studie wäre es wichtig zu untersuchen, ob und wie maoistisches Denken und Praxis unter den MaoistInnen im Westen, insbesondere in den 1960er und 1970er Jahren, die Entwicklung der Oral History in Westeuropa und Nordamerika beeinflusst hat.

between the oral-history regime and the newly introduced oral-history discipline.“ (ebd.).

In Anbetracht des immensen Ausmaßes dieses Oral History-Regimes scheint eine „general amnesia“ allerdings äußerst unwahrscheinlich.²⁸ Es fällt mir schwer zu glauben, dass meine KollegInnen in Peking es versäumt haben, die Verwendung von Oral History durch die KPCh zu erwähnen, weil sie dies vergessen hatten. Es scheint mir plausibler, dass sie solche Praktiken einfach nicht als in irgendeiner Weise mit ihrer eigenen aktuellen Sichtweise von Oral History verbunden ansehen. Lin Hui, die stellvertretende Direktorin des CCOH, betonte die angemessene (in den USA übliche) Methode einer hohen Aufzeichnungsqualität und der Archivierungspraxis. Wie wir aus anderen Ländern wissen, konzentrieren sich Oral Historians (wie die Vertreter der meisten anderen Disziplinen) darauf, die neuesten Publikationen zu lesen, ignorieren dabei aber frühere Bemühungen und preisen infolgedessen ständig die jüngsten Forschungen als innovativ an, obwohl sie in Wirklichkeit schon einmal durchgeführt wurden (Sangster 2015). Dies könnte auch erklären, warum KollegInnen ähnlich schweigsam gegenüber den akademischeren Oral History-Projekten waren, die Kwong aufgefunden gemacht und beschrieben hatte. Unabhängig von der Begründung ist es jedoch, wie Bulag betont, wichtig zu erforschen, welche etwaigen Verbindungen es geben könnte zwischen früheren Oral History-Projekten und den Systemen des erzwungenen öffentlichen Geständnisses und der Selbsterzählung einerseits und den neueren Versuchen, Oral History als akademisches und öffentliches Unterfangen nach dem Vorbild westlicher (und insbesondere amerikanischer) Praktiken zu etablieren andererseits.

Gleichzeitig sollten Oral Historians offen sein für andere narrative Entwicklungen und Muster in der chinesischen Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts. Nach der Kulturrevolution verschoben sich die Erzählmuster und konformistischen Handlungsstränge. Stave berichtete uns bereits 1985, dass die „evil pre-1949/happy post-1949“-Geschichte sich zu einer Betonung der schlechten Erinnerungen an die Kulturrevolution gewandelt hatte – eine Geschichte, die undenkbar war, solange Mao und die so genannte Viererbande noch an der Macht waren. Dieses „wounded literature“-Genre, erklärte Stave, „reveals the wounds inflicted by the Cultural Revolution, an event not kind to China’s present preeminent leader, Deng Xiaoping.“ (Stave 1985: 155). Unter Deng, der selbst von unschönen Erinnerungen an die Kulturrevolution geplagt war, stellte dies dann ein willkommenes Narrativ dar.

Die Geschichte der Oral History in China im zwanzigsten Jahrhundert gestattet es uns also nicht, die moderne Oral History einfach als ein Phänomen seit den 1980er Jahren zu betrachten, das auf nostalgischen Wurzeln in der antiken mündlichen Überlieferung beruht. In der Öffentlichkeit über das eigene Leben zu sprechen oder es zu erzählen, hat in China eine vielschichtige und beschwerte Geschichte. Dieses Phänomen ist seit Beginn des 21. Jahrhunderts nur noch komplexer geworden, als Fernsehen und Internet den ChinesInnen neue Foren und Muster boten, ihr Leben zu erzählen. Auch wenn wir solche Räume als nicht zur Oral History gehörend ablehnen könnten, fänden es heutige Oral Historians vielleicht nützlich, sie zu erforschen, um ihre eigene

28 So berichtet einer der anonymen Rezensenten dieses Aufsatzes: „[T]he wenshi ziliao materials—collected at various administrative levels—were published ‘internally’, but they are widely available. There used to be a bookstore called wenshi ziliao shudian—in Beijing where you could buy books of this kind. Today these books are available in digital forms at Chaoxing Digital Library, for instance.“

Praxis, die Menschen, die sie interviewen, und ihre eigenen Annahmen als IntervieweInnen besser zu verstehen.

5. Neoliberale Unterhaltung, Gegen-Erinnerungen oder ein neues Staatsnarrativ? Entwicklungen im einundzwanzigsten Jahrhundert

Was sind also die jüngsten Bemühungen zur Etablierung von Oral History in China? Seit den frühen 2000er Jahren, so Zuo, habe sich Oral History an mehreren Orten in China entwickelt, zu denen auch das CCOH zählt: „In December 2004, the Chinese Association of Oral History Studies was established in order to coordinate oral history resources in China and to move away from the situation of dispersed, unorganized oral history studies and interviews. It is still the only national-level professional organization of oral history in China.“ (Zuo 2015: 262). Zuo schreibt, dass die Vereinigung sechzig institutionelle Mitglieder zähle, „which means membership includes almost all important academic and educational agencies, scholars, and those who are interested in oral history in China.“ Zwischen 2004 und 2014 veranstaltete sie vier nationale Seminare mit jeweils über hundert TeilnehmerInnen sowie zwanzig wissenschaftliche Foren in ganz China, und sie gibt die Zeitschrift *Zhonghua koushu lishi congshu* (Gesammelte Werke der Oral History Chinas) heraus (vgl. ebd.).²⁹

Paul Thompson berichtet über aktive Einrichtungen in mehreren Städten sowie über aktuelle Projekte, darunter das China Memory Project, das 2011 in der Nationalbibliothek in Peking eingerichtet wurde und dem CCOH recht ähnlich zu sein scheint. Der ehemalige Direktor des China Central TV-Programms People, Tian Miao, leitet es, und das CCOH produziert Video-Interviews und „high-quality documentaries“ über Menschen aus allen Gesellschaftsschichten, von „musicians, scientists, and artists to craft-people and war veterans.“ (Thompson/Bornat 2017: 101). Ein weiteres Projekt, das 2008 an der Universität Wenzhou begonnen wurde, bildet StudentInnen in Oral History aus. Seit 2014 dient *Oral History Studies* als Plattform für die Forschungsergebnisse chinesischer Oral Historians: „Here and elsewhere there have been increasingly active contacts with academics from other countries, and a Chinese international oral history society has been set up to provide links throughout the Chinese diaspora.“ (ebd.).³⁰ Margaretta Jolly hat über eine vierjährige Zusammenarbeit zwischen dem China Women's Oral History Project an der China Women's University in Peking und ihrem eigenen, an der University of Sussex angesiedelten Projekt „Sisterhood and After: The Women's Liberation Oral History Project“ in den frühen 2010ern berichtet. Bei ihren Besuchen in China beobachtete Jolly die „variety and popularity of women's oral history practice in the People's Republic.“ (Jolly/Huibo 2018: 49).

29 Der Status dieser Organisation bleibt für mich unklar. Mitarbeiter des CCOH sagten mir, dass es sich bei der Organisation nicht um eine unabhängige Vereinigung, sondern um ein Komitee der Gesellschaft für Moderne Chinesische Kultur handle und ihr Einfluss begrenzt sei; vgl. persönliche Korrespondenz mit einem Mitarbeiter des CCOH, 30.11.2017. Laut Indira Chowdhury, die 2015 Präsidentin der International Oral History Association war, wurde sie eingeladen, offiziell eine Chinese Oral History Association als Zweigstelle der IOHA anzukündigen, aber trotz der Bemühungen des CCOH glaubt sie, dass faktisch keine Vereinigung gegründet wurde; vgl. persönliche Korrespondenz mit Indira Chowdhury per E-Mail, 28.11.2017.

30 Oral History Studies (口述史研究, Kou shu shi yan jiu), veröffentlicht von Yang Xiangyin auf Chinesisch mit einem englischen Inhaltsverzeichnis.

Seit 2000 wurden mehrere Oral History-Einführungen und Sammelbände über Theorie und Methodik veröffentlicht. Ding Yizhuang publizierte *Readings in History: Oral History*, welches allerdings nur auf Chinesisch verfügbar ist. Chen Mo veröffentlichte mehrere chinesischsprachige Bücher über Oral History, darunter *A Practical Handbook for Introductory Oral History*, *Oral History* und *Oral History Research: Multidisciplinary Perspectives*. Zhou Xinguo gab *Theories and Practice of Oral History in China* heraus, Li Xiangping und Wei Yangbo verfassten *Methods of Oral History*, und Li Weimin schrieb *Localization of Oral History Theories*.³¹ Yang Xiangyin veröffentlichte *Conversation [Dialogue] with History: Methods and Practice of Oral History* und *Studies on American Modern Oral History* – letzteres basiert im Gegensatz zu den anderen Büchern weitgehend auf der englischsprachigen Literatur zur Oral History.³² Zusätzlich zu diesen Handbüchern und Sammlungen haben chinesische Oral Historians Zugang zu Paul Thompsons und Joanna Bornats *The Voice of the Past* (2017) und Donald A. Ritchies *Doing Oral History* (2006); offenbar steht eine chinesische Übersetzung von Donald Ritchies *The Oxford Handbook of Oral History* (2011) vor der Veröffentlichung (Zuo 2015: 263).³³

Zuo betont, dass dieses neue Interesse an Oral History nicht auf den akademischen Bereich beschränkt ist: „Oral history has not only caught the attention of scholars, but has developed a wide following among all ranks of society. Many publishing houses have followed the fashion of publishing oral history books, making oral history really popular.“ (Zuo 2015: 262 f.). Zuo zufolge sind diese Veröffentlichungen so beliebt, weil sie Geheimnisse preisgeben, Geschichte anschaulich machen und außerdem gut lesbar sind (ebd.: 263). Laut Zuo gibt es neben editierten Oral History-Erzählungen und interviewbasierten soziologischen Studien historische Studien auf der Grundlage von Oral Histories und Archivquellen, die er als die „true achievements in modern oral history“ bezeichnet (ebd.: 265). Zuo argumentiert, dass sie die chinesische Geschichtsschreibung verändert haben, indem sie den Fokus verlagerten, „to include the lower ranks of society“ (ebd.). Er argumentiert aber auch, dass Oral History in China nur in seiner „initial stage“ und „far from a higher level of oral historiography“ sei und oft auf

31 Diese letzten drei Titel werden aufgeführt bei Zuo 2015: 263. Die anderen sind Schenkungen des CCOH und befinden sich im Besitz des Oral History Centres der Universität Winnipeg, sind aber auch in der Bibliographie bei Zuo 2015 aufgeführt. Ding Yizhuang, ed. *口述史读本*, Koushushi duben [Readings in History: Oral History]. Beijing: Beijing daxue chubanshe, 2011; Chen Mo (2013): *口述历史门径实务手册*, Koushu lishi menjing shiwu shouce [A Practical Handbook for Introductory Oral History]. Beijing: Renmin chubanshe; Chen Mo (2014): *口述历史杂谈*, Kou shu li shi za tan, Oral History. Beijing Shi: Hai tun chu ban she; Chen Mo (2015): *口述史学研究：多学科视角*, Kou shu shi xue yan jiu: duo xue ke shi jiao, Oral History Research: Multidisciplinary Perspectives. Beijing Shi: Ren min chu ban she; Chen Mo (2019): *口述史学与心灵考古：论文与演讲集*, Koushu shixue yu xinling kaogu: lun wen yu yan jiang ji, Oral History and an Archeology of the Mind: Collection of Essays and Lectures. Beijing Shi: Ren min chu ban she.; Zhou Xinguo, ed. *中国口述史的理论 与实践*, Zhongguo koushushi de lilun yu shijian [Theories and Practice of Oral History in China]. Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe, 2005; Li Xiangping und Wei Yangbo, *口述史研究方法*, Koushushi yanjiu fangfa [Methods of Oral History]. Shanghai: Shanghai renmin chubanshe, 2010; Li Weimin, *本土化视域下的口述历史理论研究*, Bentuhua shiyuxia de koushu lishi lilun yanjiu [Localization of Oral History Theories]. Shanghai: Shanghai renmin chubanshe, 2014.

32 Yang Xiangyin (2004): *与历史对话——口述史学的理论与实践*, Koushu shixue de lilun yu shijian, Conversation [auch: Dialogue] with History: Methods and Practice of Oral History. Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe; Yang Xiangyin (2017): *美国现代口述史学研究*, Meiguo xian dai kou shu shi yan jiu, Studies on American Modern Oral History. Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe.

33 Thompson/Bornat 2017; Ritchie 2015; Ritchie 2011.

eine laienhafte Art und Weise durchgeführt werde. Er fordert systematischere Anstrengungen bei der Ausbildung, Theoretisierung und Archivierung. Er bemerkt auch, dass er gemeinsam mit seinen KollegInnen, der Chinese Association for Oral History Studies und der Chinesischen Nationalbibliothek mit diesem Vorhaben begonnen hat (vgl. Zuo 2015: 269 f.).

Nach Angaben von CCOH-MitarbeiterInnen ist eine weitere treibende Kraft für die Entwicklung von Oral History in China das CCOH, insbesondere der Gründer des CCOH, Cui Yongyuan, ein bekannter Talkshow-Moderator und Produzent, der laut Wikipedia mit der Sendung *Tell It Like It Is* berühmt wurde, die im China Central Television von 1996 bis 2002 lief. „After a battle with depression, Cui returned to CCTV to host *Talk with Xiaocui*. From 2012 to 2013 Cui hosted the show *Thank the Heavens and the Earth that You Are Here*. He left CCTV in 2013 to work at his alma mater, the Communication University of China.”³⁴ Im Jahr 2000 reiste Cui nach Japan und in die Vereinigten Staaten. Er war beeindruckt von der systematischen Sammlung von Oral History, die die Erfahrungen und Erinnerungen der japanischen bzw. amerikanischen Gesellschaften bewahrte. Dasselbe wollte er auch für China erreichen, denn, so eine vom CCOH herausgegebenen Informationsbroschüre, Oral History sei zu dieser Zeit kaum noch existent gewesen: „oral history in China was still a blank“ (Oral History Research Centre Jahr: 2).³⁵ Der aus dem TV-Bereich stammende Cui legte den Schwerpunkt auf die Produktionsqualität und die Nutzbarkeit für Filmdokumentationen.

Gegenwärtig leitet Ding Junjie, der an der Schule für Werbung lehrt, das Zentrum. Die stellvertretende Direktorin, Lin Hui, ist eine erfahrene Medienexpertin; sie scheint die treibende Kraft zu sein und leitet ein Team von vierzig ForscherInnen, InterviewerInnen, Kameraleuten, KatalogisiererInnen, BibliothekarInnen, RedakteurInnen und AssistentInnen. Bis 2012 wurden alle MitarbeiterInnen aus privaten Mitteln bezahlt; danach steuerten auch die Communication University sowie verschiedene Projekte Mittel bei. In der Informationsbroschüre des Zentrums wird das Team als „the journalist group“ bezeichnet (ebd.).³⁶ Vier Interview-Teams, bestehend aus einer/m InterviewerIn (mit einer Ausbildung entweder in Geschichte oder Journalismus), einer/m professionell ausgebildeten Kameramann/-frau (mit Erfahrung beim Fernsehen) und zwei AssistentInnen, interviewen regelmäßig ZeitzeugInnen in Peking, in der Volksrepublik China und in der ganzen Welt. Das Team unterstützt auch professionelle Produktionsfirmen, die auf der Grundlage ihrer Interviews Dokumentarfilme erstellen, welche regelmäßig im chinesischen Fernsehen ausgestrahlt werden. In einem Gespräch erklärte mir Lin Hui, dass Oral History in den letzten zehn Jahren professioneller geworden sei, einschließlich einer stärkeren Betonung qualitativ hochwertiger Produktionen, Oral History-basierter Interviews und systematischer Archivierung. Das CCOH befindet sich in der alten Bibliothek der Universität, einem älteren, aber beeindruckenden vierstöckigen Gebäude mit großen Ausstellungsräumen, Dutzenden von Büros, einer Bibliothek, einem Filmstudio, einer eigenen Reihe von Servern sowie hochwertiger Video- und Computerausrüstung.

34 Wikipedia contributors, Cui Yongyuan, in: Wikipedia, The Free Encyclopedia, https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Cui_Yongyuan&oldid=785264737 (26.11.2017).

35 Meine CCOH-Kollegin stellte in ihren Anmerkungen zu meinem ersten Entwurf klar, dass Cui sich damit nur auf den öffentlichen Raum bezog: „a blank in public space.“

36 Meine CCOH-Kollegin merkte an, dass es sich hierbei um einen Fehler handele und „interview group“ hätte lauten sollen.

Laut Bulag ist diese Häufung von Oral-History-Aktivitäten seit Beginn des 21. Jahrhunderts Teil eines umfassenderen Phänomens:

In China, oral history is known as koushu shi in Chinese, a direct translation of the term 'oral history', an import from the West in recent years. Oral history in China is now a flourishing industry, commercialized and entertaining. Hundreds of books have the title of Koushu shi, and various Chinese TV channels have oral-history programmes, with some senior people telling their life stories, providing testimonies about historical events (Bulag 2010: 96).

Thompson beobachtete ebenfalls „a spread of non-academic popular oral history using internet websites, which are much less within official control.“ (Thompson/Bornat 2017: 101). Doch in meinem Gespräch mit Lin Hui grenzte sie die Arbeit ihres Zentrums deutlich von dieser populären Form der Oral History ab. Auch wenn die MitarbeiterInnen des CCOH den Produktionswert betonen, auf bedeutende Fernsehfachkenntnisse zurückgreifen und auf der Grundlage ihrer Interviews fernsehtaugliche Dokumentarfilme produzieren, so unterstreichen sie doch auch die Bedeutung der Indexierung und Archivierung von Interviews, um sie der akademischen Forschung zugänglich zu machen. Laut Lin war ein Grund, mich (und andere internationale Oral Historians wie Indira Chowdhury, Alexander von Plato und Doug Boyd im Jahr 2015) einzuladen, den Schwerpunkt des Zentrums von der reinen Produktion auf die eher praktische und theoretische Ausbildung und akademische Forschung zu verlagern.

Aber schon vor dieser Erweiterung im Jahr 2015 betrieb das CCOH eine gewaltige Produktion. Von 2002 bis 2014 sammelte, indizierte und archivierte das CCOH rund 13.000 Stunden Interviewmaterial (etwa 4.000 Interviews) zu einer Vielzahl von Themen der modernen chinesischen Geschichte. Darüber hinaus bietet es eine Sammlung von 20.000 Biographien, Autobiographien und Memoiren, die vollständig katalogisiert wurden und in der Bibliothek des Zentrums zugänglich sind. Das Zentrum verfügt über eine riesige Ausstellungsfläche und stellt dort Material aus, das von Cui und anderen gespendet wurde, darunter Tausende von Filmplakaten, Tagebüchern, Gemälden, Fotografien, Filmrequisiten, Möbeln und anderen „historical pieces“. Das Zentrum bietet auch eine akademische Grund- und Doktorandenausbildung für CUC-StudentInnen sowie seit 2015 einen Master-Abschluss in Oral History (Oral History Research Centre Jahr: 2 ff.).³⁷ Bis 2014 war eines der Hauptprojekte des Zentrums „Filmmakers of New China“ (mehr als 1.000 Interviews mit DesignerInnen, MaskenbildnerInnen, Führungskräften, SchauspielerInnen, AnimatorInnen, TechnikerInnen und KomponistInnen), das die Entwicklung des chinesischen Films seit 1949 dokumentiert. Die Lager- und Ausstellungsräume des Zentrums sind mit Requisiten von Filmsets, Filmplakaten und Privatstudien kürzlich verstorbener DrehbuchautorInnen gefüllt. Das Zentrum produzierte auch eine Reihe von Dokumentarfilmen auf der Grundlage der Interviews, die von 2004 bis 2009 im Fernsehen ausgestrahlt wurden (ebd.: 3).

Ein weiteres Projekt dokumentiert die Erfahrungen im Widerstand gegen die japanische Invasion und Okkupation während des Zweiten Weltkriegs. Von 2008 bis 2014 wurden vierhundert Veteranen befragt, darunter vierzig japanische und taiwanesischen Veteranen. Die Dokumentarserien *My War of Resistance* (2010) und *Go for the War-*

37 Vgl. ergänzend auch persönliche Kommunikation.

Battle of Taiyuan (2015) wurden im Central China TV ausgestrahlt. Das Projekt produzierte auch mehrere Webseiten (ebd.: 4). Andere Projekte dokumentierten die Rolle von „prestigious leaders, successful entrepreneurs and famous artists“ bei der Errichtung des „New China“ nach 1949; die Erfahrungen chinesischer Veteranen im Koreakrieg; die Erfahrungen junger Menschen, die während der Kulturrevolution aufs Land zogen (Zhiqing); die erste Generation von PrivatunternehmerInnen nach den Wirtschaftsreformen von 1978; und ehemalige StudentInnen der National Southwest Associated University, die während der japanischen Besatzung von 1937 bis 1945 eine Universität im Exil war (ebd.: 5 ff.). Während meines Aufenthalts am CCOH sah ich nur einige Minuten eines Video-Interviews mit einem englischsprachigen Veteranen, sodass ich mich nicht zu der Vorgehensweise bei der Befragung durch das CCOH äußern kann.

Insgesamt ähnelt das CCOH mit seinen umfangreichen Ressourcen in Bezug auf Personal, Raum, Ausrüstung und Forschungsfinanzierung, seinem Schwerpunkt auf qualitativ hochwertigen Videoaufzeichnungen und seinem leichten Zugang zur chinesischen Medienwelt sehr dem Institute for Visual History and Education der Shoah Foundation an der University of Southern California, das zu einem großen Teil von dem US-Filmregisseur Steven Spielberg finanziert wurde und das einen ähnlichen Schwerpunkt auf die hohe Produktionsqualität seiner Videointerviews legt. Das Motto des CCOH lautet „Record for the future.“ Sein kurzfristiges Ziel ist es, ein „world-class Chinese oral history museum“ aufzubauen, welches „China’s modern and contemporary oral history documents“ sammeln und archivieren soll (ebd.: 2).

Das Thema der International Oral History Week-Konferenz 2017, an der ich teilnahm, lautete „nonfiction“. Die Hauptveranstaltung zog etwa eintausend Menschen an (und nach Angaben von CCOH-MitarbeiterInnen noch viel mehr online), die einer Reihe von Personen zuhörten, die eine Vielfalt von Geschichten erzählten, darunter die Geschichte einer jüngeren Frau, die darüber berichtete, wie sie zur Oral History gekommen war, und die Geschichte eines älteren Mannes über seinen Vater, der die inoffizielle chinesische Nationalhymne komponiert hatte. Chinesische Fernsehstationen filmten all dies und strahlten es online aus. Dem gedruckten Programm zufolge befassten sich mehrere Workshops mit „nonfiction interviewing and writing.“ Drei preisgekrönte Filme wurden gezeigt, und eine Posterausstellung machte das Publikum mit laufenden Oral History-Projekten bekannt.

Wie weiter oben bereits erwähnt, fand die Oral History in China Conference während der International Oral History Week (IOHW) statt. Lin zufolge ist diese Konferenz „the key part of the Oral History in China Project which tries to build connections between Chinese oral historians and international scholars by holding lectures, workshops and international conferences.“³⁸ Meine Keynote wurde von etwa achtzig ZuschauerInnen verfolgt. Mit dem Titel „Democratizing History: Oral History in Canada“ führte ich die Hörerschaft in die Entwicklung der Oral History in Kanada und in die Art und Weise ein, wie das Oral History Centre an der University of Winnipeg versucht, Geschichte zu demokratisieren, indem es Geschichte integrativer macht und Barrieren zwischen ProduzentInnen und KonsumentInnen von Geschichte sowie zwischen ForscherInnen und TeilnehmerInnen (das heißt zwischen InterviewerInnen und Befragten)

38 Hui Lin, persönliche E-Mail-Korrespondenz mit dem Autor, 13.9.2017.

aufzulösen versucht. In einer weiteren Keynote diskutierte Chu Hong-yuan die Entwicklung der Oral History in Taiwan.

Ich wurde auch gebeten, mich zu Vorträgen zu äußern, die in zwei Panels (von insgesamt sechs Panels, die sich über zwei Tage erstreckten) präsentiert wurden. Die ReferentInnen des ersten Panels befassten sich mit den angespannten Beziehungen zwischen China und Japan anhand einer Reihe von mutigen und innovativen Projekten. Ishida Ryuji von der Maiji-Gakuin-Universität in Japan interviewte japanische Kriegsverbrecher und chinesische Kriegsopfer des Zweiten Weltkriegs. Er fragte, wie ihre emotionalen Reaktionen ihre Erzählungen geprägt haben. Yang Xiaoping von der Universität Hiroshima in Japan verglich die gesellschaftlichen Erinnerungen an das Nanjing-Massaker und den Atombombenabwurf auf Hiroshima. Er stellte fest, dass die Überlebenden von Hiroshima, zum Teil aufgrund der laufenden Forschung über den Bombenabwurf auf Hiroshima, ein kollektives Gedächtnis entwickelt hatten; die Überlebenden von Nanjing hingegen hatten nur individuelle Erinnerungen, kein kollektives Gedächtnis, da die Forschung über dieses Ereignis erst Mitte der 1980er Jahre begonnen hatte.

Nakamura Takashi von der East China Normal University in Shanghai argumentierte, dass die medialen Darstellungen der antijapanischen Proteste in Shanghai im Jahr 2012 bei den Japanern in Shanghai Angst ausgelöst hätten. Zhu Ruiqi, eine Studentin der Jinan University, zeigte, dass ihre Oral Histories die Einschätzung von HistorikerInnen unterstützten, dass sich die kantonesischen Ansichten über Japan zwischen 1915 und 1945 zunehmend verschlechtert haben. Ein zweites Panel befasste sich mit Oral History aus verschiedenen Disziplinen, wobei ihre Ergebnisse für die jeweiligen Disziplinen (Pädagogik, Philosophie, Sprachwissenschaft, Musikgeschichte, Militärgeschichte und Migrationsgeschichte) relevanter waren als für die Oral History als solche. Andere Podiumsdiskussionen (an denen ich nicht teilnehmen konnte) befassten sich mit feministischer Geschichte und Kulturgeschichte, Gesundheitsfürsorge, Recht, kreativem Schreiben, öffentlicher Geschichte und Folklorestudien. Bei diesen Panels und früheren Konferenzen wurde deutlich, dass Oral History nicht nur an Universitäten praktiziert wird, sondern auch in kommunalen Projekten, an Schulen und in der akademischen Grundausbildung. Laut Lin behaupten auch viele Fernsehtalkshows, dass ihre Interviews eine Form der Oral History seien.

6. Fazit

Obwohl ich eine ganze Reihe von Projekten kennengelernt habe, weiß ich nicht genug über den Stand der Geschichtswissenschaft in China, um beurteilen zu können, wo die Oral History in China aktuell steht. Haben Oral Historians neue Themen oder abweichende Sichtweisen eingebracht? Wirken sich die theoretischen Debatten über Erkenntnistheorie und Evidenz auf andere Bereiche der Geschichte aus? Wie haben die Tausenden von Geschichten, die aus allen Bereichen der Gesellschaft gesammelt wurden, die Wahrnehmung von Öffentlichkeit, Partei und Staat beeinflusst? Zuo behauptete 2015, dass nach den 1980er Jahren „oral history quickly took off as a new branch of the discipline of history in China.“ (Zuo 2015: 261 f.). In der Tat zeigt die englischsprachige Literatur zur Geschichte der Oral History in China, dass Chinas Geschichte der Oral History schon vor den 1980er Jahren reich, komplex und – wenn wir Bulag auch nur entfernt zustimmen – eher problematisch war.

In ihrer Zusammenarbeit mit ihren KollegInnen in China appellierten Jolly und Huibo an diese, „to challenge tendencies to simplify versions of the past, as they navigate pressures to reiterate homogenizing narratives of national ascension.“ (Jolly/Huibo 2018: 49). Dieser Weg ist nicht leicht zu beschreiten. Oral History befreit häufig Dschinns aus ihren Flaschen. Solche Flaschengeister – persönliche Geschichten – können leicht und unbeabsichtigt nationale Erzählungen untergraben. Es ist schwieriger, unbequeme Geschichten einzuschließen, als Flaschengeister wieder in ihre Flasche zu stecken (Flaschengeister können leicht ausgetrickst werden). Dies gilt insbesondere in einem ideologisch und politisch aufgeladenen Umfeld wie dem modernen China. Paul Thompson schreibt:

the memory struggle [in China] has been between, on the one hand, celebration of the Revolution and its achievements, and on the other, hearing the usually silent voices of ordinary people, especially of those who have been victims of the regime's policies. Hence, activity has primarily depended on the fluctuating approaches of the Communist government and of its critics (Thompson/Bornat 2017: 101).

Thompson erinnert uns daran, dass dieser „memory struggle“ zu einem hohen Preis für diejenigen geführt hat, die verhaftet, gefoltert und eingesperrt wurden, die aus ihrem Land fliehen mussten und deren Archive die Regierungsbehörden beschlagnahmt und zerstört haben (ebd.: 104 ff.).

Mein oberflächlicher Streifzug durch Chinas Geschichte der Oral History zeigt, wie wichtig es für Oral Historians in jedem Land ist, die Geschichte ihres eigenen Fachgebiets zu studieren und zu kennen. Die neue Flut von Oral History-Aktivitäten in den letzten drei bis vier Jahrzehnten ist in der Tat aufregend. Es liegt auf der Hand, dass Oral History in China nicht nur eine akademische Aktivität ist, sondern mehr noch eine populäre, kulturelle und soziale Aktivität, die, wie während des gesamten zwanzigsten Jahrhunderts, zutiefst politisch sein kann. Daher werden dort, wie auch anderswo, Studien, die die Verbindungen zwischen früheren Oral History-Praktiken und aktuellen Entwicklungen untersuchen, die gegenwärtige Praxis nur stärken, indem sie Oral Historians helfen, gründlicher über ihre Annahmen, Methoden und Theorien zu reflektieren. Und indem sie ihre Oral History-Praktiken in einen breiteren Kontext von Interviews und Geschichtenerzählen stellen, werden sie die Fähigkeiten ihrer ErzählerInnen und ihre eigene Fähigkeit, über ihr Leben zu sprechen, besser verstehen. Dieser kurze Abriss kann uns helfen, die Geschichte der Oral History in China zu verstehen; aber vielleicht noch wichtiger für Oral Historians außerhalb Chinas ist, dass sie uns mit neuen Fragen über die Geschichte unserer eigenen Praktiken und Theorien konfrontiert.

7. Nachtrag

Mein Artikel sollte ein Denk- und Diskussionsanstoß sein. Neben dem Artikel veröffentlichte die *Oral History Review* deshalb auch ein kurzes Interview mit mir, in dem ich noch einmal betonen wollte, dass meine Fragen an die Oral History-Praxis in China auch in anderen nationalen Kontexten gestellt werden könnten und sollten (Oral History

Review 2019).³⁹ Nach Erscheinen des Artikels publizierte die *Oral History Review* dann im Jahr 2020 den Artikel *History, Memory, and Identity: Oral History in China* von Na Li sowie ein Videointerview mit ihr (OHR Conversations 2020).⁴⁰ Darin beschreibt sie ausführlich eine ganze Reihe nationaler bzw. staatlicher Projekte sowie privat initiierte Projekte. Dieser Bericht bereichert unser Wissen über die Geschichte und derzeitige Situation der Oral History in China ungemein. Na Li verknüpft zudem die Oral History eng mit der wachsenden Popularität von Public History in China. Sie sieht hier insbesondere die neuen digitalen Medien als treibende Kraft.

Zudem greift sie meine Frage auf, inwieweit die Praxis der Oral History (im weitesten Sinne) in China im zwanzigsten Jahrhundert die Selbsterzählungen der heutigen Generationen beeinflussen. Sie schreibt, dass Oral Histories nationale „Mythen“ und die offizielle Geschichtserzählung untergraben könnten. Sie warnt davor, Oral Histories als historische Quellen nur deshalb abzulehnen, weil sie in einem ideologischen Kontext entstanden sind. Ihre Antwort auf meine Frage greift dann aber leider doch etwas kurz, wenn sie schreibt: „So, to answer Freund’s question, the interviewees narrate their own lives within a construct of the history they know they need to perform, but in telling that history, they still reveal a lot about themselves“ (Li 2020: 35). Dass durch Interviews generierte Selbsterzählungen immer vielschichtig und dementsprechend gehört und gelesen werden sollten, ist in der Oral History ja seit langem eine Selbstverständlichkeit und grundsätzliche Vorannahme. Aber um die historische Spezifität zu erforschen, bedarf es einer eindringlichen, historischen Analyse. Welches genau ist das „construct of history“ (oder, eher, welches sind die „constructs of history“), innerhalb dessen GesprächspartnerInnen ihr Leben erzählen? Und was genau geben sie dabei von sich preis („reveal about themselves“)? Hier finde ich Bulags Ansatz, wie oben ausführlich besprochen, sehr instruktiv und vielversprechend.

Paul Thompsons Artikel über Oral History in China von 2017 habe ich während des Verfassens meines ursprünglichen Artikels zu meinem großen Bedauern übersehen (Thompson 2017). Darin vergleicht Thompson seine, im Gegensatz zu meinen, sehr viel genaueren und tieferen Eindrücke und Erfahrungen in China aus den Jahren 1985 und 2016. Wie auch der Artikel von Na Li vertieft Thompsons Beitrag unser Wissen über frühere und derzeitige Oral History Projekte und bietet weitere Erklärungen für den neuen „Oral History Boom“ in China. Liest man beide Texte zusammen – den von Thompson und den von Na Li – so erkennt man eine gewisse Spannung zwischen den unterschiedlichen Feststellungen, Herangehensweisen und Schlussfolgerungen der beiden BeobachterInnen, die vielleicht auch darauf zurückweisen, dass eine Beobachterin quasi von innen, aus chinesischer Sicht, berichtet, und der andere Beobachter die Lage aus informierter Sicht von außen beschreibt. Beide Artikel beantworten einige meiner Fragen und zeigen damit deutlich: Wir brauchen mehr Berichte von chinesischen sowie nicht-chinesischen Fachleuten, um über einfache Denkanstöße, wie sie dieser Artikel leisten kann, hinauszukommen. Sie zeigen auch, dass langfristig eine globale Geschichte der langen Dauer (*longue durée*) von Oral History – durchaus in einem weiten Sinne – wünschenswert ist.

³⁹ Zuvor erschienen bereits Li (2018) sowie Thompson (2017).

⁴⁰ Siehe auch den Bericht der Direktorin des Oral History Master of Arts Programms an der Columbia University, Amy Starecheski (2020).

LITERATUR

- Bulag, Uradyn E (2010): Can the Subalterns Not Speak?, On the Regime of Oral History in Socialist China, in: *Inner Asia*, 12, no. 1, Special Issue: Oral Histories of Socialist Modernities in Central and Inner Asia, 95-111.
<https://doi.org/10.1163/146481710792710318>
- Cohen, Paul A. und Merle Goldman (1980): Modern History, in: Anne F. Thurston und Jason H. Parker (Hg.): *Humanistic and Social Science Research in China: Recent History and Future Prospects*, New York, 38-60.
- Ding Yizhuang (Hg.) (2011): *Koushushi duben* [Readings in History: Oral History], Beijing: Beijing daxue chubanshe [nur auf Chinesisch verfügbar].
- Ding Yizhuang (1999): *Manzu de funu shenghuo yu hunyin zhidu yanjiu* (Research on lives and marriage patterns of Manchu women), Beijing: Beijing daxue chubanshe.
- Ding Yizhuang (1999): *Zuihou de jiyi: shiliu wei qiren funu de koushu lishi* (The last memories: the oral history of 16 Manchu women), Beijing: Zhongguo guangbo danshi chubanshe.
- Freund, Alexander (2009): Oral History in Canada: A Paradox, in: Klaus-Dieter Ertler and Hartmut Lutz (Hg.): *Canada in Grainau: A Multidisciplinary Survey after 30 Years/Le Canada à Grainau: un survol multidisciplinaire 30 ans après*, Canadiana, Frankfurt am Main u. a., 305-335.
- Freund, Alexander (2014): Confessing Animals: Toward a Longue Durée History of the Oral History Interview, in: *Oral History Review*, 41, no. 1, 1-26.
<https://doi.org/10.1093/ohr/ohu005>
- Freund, Alexander (2015): Under Storytelling's Spell?, *Oral History in a Neoliberal Age*, in: *Oral History Review*, 42, no. 1, 96-132. <https://doi.org/10.1093/ohr/ohv002>
- Huibo, Li (2018): Chinese Women's Oral Histories, in: *Oral History Review*, 18.9.2018. Online unter:
<https://oralhistoryreview.org/ohr-authors/chinese-womens-oral-histories/> (28.12.2020).
- Jolly, Margaretta und Li Huibo (2018): Hearing Her: Comparing Feminist Oral History in the UK and China, Übers. Ding Zhangang, in: *Oral History Review*, 45, no. 1, 48-67.
<https://doi.org/10.1093/ohr/ohx074>
- Kwong, Luke S. K. (1992): Oral History in China: A Preliminary Review, in: *Oral History Review*, 20, nos. 1&2, 23-50. <https://doi.org/10.1093/ohr/20.1.23>
- Li, Na (2020): History, Memory, and Identity: Oral History in China, in: *Oral History Review*, vol. 47, no. 1, 26-51. <https://doi.org/10.1080/00940798.2020.1714452>
- Yang Liwen (1987): Oral History in China, in: *Oral History*, 15, no. 1, 17-25.
- Yang Liwen (1999): Oral History in China: Contemporary Topics and New Hurdles, in: *Oral History Review*, 26, no. 2, 137-146. <https://doi.org/10.1093/ohr/26.2.137>
- Chen Mo (2019): *口述史学与心灵考古: 论文与演讲集*, Koushu shixue yu xinling kaogu: lun wen yu yan jiang ji, Oral History and an Archeology of the Mind: Collection of Essays and Lectures, Beijing Shi: Ren min chu ban she.
- Chen Mo (2015): *口述史学研究: 多学科视角*, Kou shu shi xue yan jiu: duo xue ke shi jiao, Oral History Research: Multidisciplinary Perspectives, Beijing Shi: Ren min chu ban she.
- Chen Mo (2014): *口述历史杂谈*, Kou shu li shi za tan, Oral History, Beijing Shi: Hai tun chu ban she.
- Chen Mo (2013): *口述历史门径实务手册*, Koushu lishi menjing shiwu shouce [A Practical Handbook for Introductory Oral History], Beijing: Renmin chubanshe.
- Morrison, H. Jean (1974): Stepping behind the Bamboo Curtain, in: *Oral History Association Newsletter* (Herbst-Winter 1974), 4-5.
- Myrdal, Jan (1965): Report from a Chinese Village, Pantheon village series, New York.
- OHR Conversations (2020): Na Li on "History, Memory, and Identity: Oral History in China.", 12. Juni 2020, <https://oralhistoryreview.org/current-events/ohr-conversations-na-li/> (28.12.2020).

- Cui Yongyuan Oral History Research Centre (Hg.) (ohne Jahr): CCOH, [Peking].
- Oral History Review (Hg.) (2019): Author interview: Alexander Freund on Oral History in China, in: Oral History Review, 26.4.2019. Online unter: <https://oralhistoryreview.org/ohr-authors/author-interview-alexander-freund-on-oral-history-in-china> (28.12.2020).
- Ritchie, Donald A. (Ed.) (2011): The Oxford Handbook of Oral History, Oxford Handbooks, Oxford. <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780195339550.001.0001>
- Ritchie, Donald A. (2015)³: Doing Oral History: A Practical Guide, Oxford Oral History Series, Oxford.
- Sangster, Joan (2015): Reflections on the Politics and Practice of Working-Class Oral Histories, in: Kristina R. Llewellyn, Alexander Freund and Nolan Reilly (Hg.): The Canadian Oral History Reader, Montreal, Carleton Library Series, Bd. 231, 119-140.
- Jing Shun (1986): Koubei shixue fangfa pingxi [Comments on and Analysis of the Method of Using Oral Records in History], Xibei daxue xuebao [Journal of Northwest University], no. 3, 103-109.
- Snow, Edgar (1937): Red Star over China, London.
- Zheng Songhui (2008): Developing Oral History in Chinese Libraries, in: The Journal of Academic Librarianship, 34, no. 1, 74-78. <https://doi.org/10.1016/j.acalib.2007.11.001>
- Starecheski, Amy (2020): Report-back: China International Oral History Week, 6.1.2020. Online unter: <http://oralhistory.columbia.edu/blog-posts/china-international-oral-history-week> (28.12.2020).
- Stave, Bruce (1985): The Chinese Puzzle: Search of Oral History in the People's Republic of China, in: International Journal of Oral History 6, no. 3, 147-162.
- Wang Shuo (2006): The „New Social History“ in China: The Development of Women's History, in: The History Teacher, 39, no. 3, 315-23. doi:10.2307/30036800.
- Terkel, Studs (1967): Division Street: America, New York.
- Thompson Stephen und Paul Thompson (1987): Oral History in China, in: Oral History, 15, no. 1, 17-21. <https://doi.org/10.1093/ohr/15.1.21>
- Thompson, Paul (2017): Changing Encounters with Chinese Oral History, in: Oral History, 45, no. 2, 96-105.
- Thompson, Paul with Joanna Bornat (2017)⁴: The Voice of the Past: Oral History, Oxford.
- University of Lethbridge (2015): Kwong, Luke, Eintrag im Online-Campus-Verzeichnis, 2015, <http://directory.uleth.ca/users/kwong> (22.11.2017).
- Li Weimin (2014): Bentuhua shiyuxia de koushu lishi lilun yanjiu [Localization of Oral History Theories], Shanghai: Shanghai renmin chubanshe.
- Wikipedia contributors: Cui Yongyuan, in: Wikipedia, The Free Encyclopedia. Online unter: https://en.wikipedia.org/w/index.php?title=Cui_Yongyuan&oldid=785264737 (26.11.2017).
- Li Xiangping and Wei Yangbo (2010): Koushushi yanjiu fangfa [Methods of Oral History]. Shanghai: Shanghai renmin chubanshe.
- Yang Xiangyin (2001): News from Abroad, in: Oral History, 29, no. 1, 20-28.
- Yang Xiangyin (2004): 与历史对话——口述史学的理论与实践, Koushu shixue de lilun yu shijian, Conversation [auch: Dialogue] with History: Methods and Practice of Oral History, Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe.
- Yang Xiangyin (2017): 美国现代口述史学研究, Meiguo xian dai kou shu shi yan jiu, Studies on American Modern Oral History, Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe.
- Yang Xiangyin (Hg.) (2014-): 口述史研究, Kou shu shi yan jiu, Oral History Studies (Zeitschrift), Beijing: She hui ke xue wen xian chu ban she [mit Ausnahme des Inhaltsverzeichnisses nur auf Chinesisch verfügbar].
- Zhou Xinguo (Hg.) (2005): Zhongguo koushushi de lilun yu shijian [Theories and Practice of Oral History in China], Beijing: Zhongguo shehui kexue chubanshe.

Zuo Yuhe (2015): Oral History Studies in Contemporary China, Übers. Tian Xiansheng, in: *Journal of Modern Chinese History*, 9, no. 2, 259-274.
<https://doi.org/10.1080/17535654.2015.1103049>

Zusammenfassung

Die Geschichte der Oral History in China ist lang, vielschichtig und zuweilen turbulent. Dieser Überblicksartikel – eher eine journalistische Reportage als ein wissenschaftlicher Artikel – berichtet über einige Aspekte der Geschichte und Gegenwart der Oral History in China im zwanzigsten und frühen einundzwanzigsten Jahrhundert. Eine Grundannahme ist, dass ein historiographischer Zugang auch für Oral Historians in anderen Ländern von Interesse sein kann. Es wäre wünschenswert, wenn mit diesem Artikel eine Debatte unter Oral Historians über die nationale und internationale Bedeutung von Chinas langer Geschichte der Oral History angeregt werden kann, um so auch die aktuelle globale Praxis zu bereichern.

Bericht von der Gründung der chinesischen Oral History Association

7. bis 15. Dezember 2015

Alexander von Plato

Vorbemerkung

Zur Gründung der Chinesischen Oral History Vereinigung im Dezember 2015 wurde ich als Co-Vertreter der International Oral History Association vom Veranstalter, dem Cui Yongyuan Center for Oral History, nach Beijing eingeladen. Es war ein bemerkenswertes, beeindruckendes und zum Teil befremdliches Ereignis. Meinen bisher unveröffentlichten Bericht drucken wir hier in Ausschnitten ab – passend zu dem Artikel von Alexander Freund über Oral History in China.

Die ersten Tage

Die Universität für Kommunikationswissenschaften in Beijing wurde von verschiedenen Medien-Institutionen gegründet und wird bis heute von ihnen finanziert, ist aufwendig ausgestattet, hat ca. 30.000 Studierende, die hohe Gebühren bezahlen müssen, und beherbergt auch das Center for Oral History, das vor drei Jahren von einem reich gewordenen Film- und Medienjournalisten gegründet wurde und dem Zentrum seinen Namen gab: Cui Yongyuan. Dadurch ist die Oral History auch sehr eng mit dem Fernsehjournalismus und der Filmwirtschaft verbunden. Das Zentrum liegt in einem fünfstöckigen Gebäude auf dem Campus, größer und besser ausgestattet als vergleichbare Institutionen in anderen Ländern. Besonders auffällig war die geradezu luxuriös ausgestattete Kantine mit einem vielfältigen Angebot an nationalen und internationalen Gerichten. Die einzige Mao-Figur, der ich auf dem Campus begegnet bin, steht – aus hellem Marmor – in der Eingangshalle.

Im Gebäude liegen die Büros, kleinere und größere Seminar-, mehrere Ausstellungs- und Versammlungsräume; das Zentrum ist auch sehr gut ausgerüstet mit Rechnern, Kameras, schalldichten Interviewstudios mit hochwertigen Kameras und Mikrofonen. Die Kolleginnen (ohne großes „I“, da ich dort fast nur Frauen begegnet bin) sind äußerst hilfsbereit und freundlich. Ich muss sie ständig daran hindern, mir etwas abzunehmen. Die Vizedirektorin nennt sich Helen, wenn sie mit Ausländern zu tun hat, wie sich alle anderen auch englische Namen zugelegt haben, darunter Monica Sun, unsere exzellente Übersetzerin und Betreuerin. Helen hat mich in einem „Begrüßungsinterview“ zu allem Möglichen befragt, ging aber auf keine meiner Fragen ein, besonders nicht zu grundsätzlichen methodischen Fragen oder allgemeinen Problemen mit der Zunft oder der Politik usw. Sie führen hier gerade einige sehr große Projekte durch,

neben einem Projekt zum chinesischen Film im 20. Jahrhundert (mit ca. 8.000 Befragten!) auch zur Diplomatiegeschichte des Neuen China mit Interviews früherer Diplomaten, zum Bürgerkrieg, zu chinesischen Studenten in der Sowjetunion während des Zweiten Weltkrieges, zu chinesischen Soldaten in japanischer Kriegsgefangenschaft, alles sehr aufwendig aufgenommen, für Filmvorführungen und das Fernsehen ausgelegt – für mich ein wenig zu staatstragend. Auf den ersten Blick scheinen mir nur wenige Angehörige der unteren Klassen und Schichten befragt worden zu sein.

In den ersten Tagen hielt ich zwei Vorträge und führte ein Seminar zu methodischen Problemen der Oral History durch und ein anderes zum Thema: „Die Entwicklung der Oral History in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Grundlagen und Probleme.“ Der Hörsaal war voll, circa 100 bis 120 Personen. Den Vortrag hielt ich auf Englisch. Obwohl an dieser Universität für Kommunikationswissenschaften fast alle mehr oder minder gut Englisch sprechen, aber eben nicht alle, musste Monica Sun konsekutiv übersetzen, ebenso die lange Diskussion, die auf hohem Niveau stattfand. Alles zusammen hat es drei Stunden ohne Pause gedauert. Und es blieb voll bis zum Schluss. Es wurde auch über alles diskutiert inklusive der Kulturrevolution. Witzigerweise hat Monica Sun einen Begriff falsch verstanden, den ich aber gerade, wie ich glaubte, geschickt und diskret zugleich in China ausbauen wollte: den Begriff der „subversiven Kraft der Oral History“. Damit meinte ich natürlich, dass Oral History andere als die offiziellen Quellen und Perspektiven schaffe, nämlich Quellen der persönlichen Erinnerung und Erzählungen, des Familien- oder Gruppengedächtnisses, die per se im Widerspruch zur offiziellen Überlieferung oder Vergangenheitspolitik der Regierungen stehen. Monica hat dieses wohl nicht übersetzt. Das haben wir aber erst nach meinem zweiten Vortrag festgestellt. Ich hatte gehofft, damit eine Debatte über das Verhältnis von Politik und Forschung zu eröffnen. Das kam auch auf, nicht sehr vehement und nicht wegen dieses Begriffs.

Zwei Tage nach mir kamen Indira Chowdury, die damalige Präsidentin der International und der National Indian Oral History Association, und Doug Boyd aus den USA, der Leiter des bedeutenden Oral History Centers von Kentucky, an, danach weitere Repräsentantinnen der Oral History aus dem In- und Ausland. Ein Kollege kam aus Taipeh, der immer mit „a Chinese from Taiwan“ vorgestellt wurde.

Die Debatten sind alle sehr lebendig, offenbaren sehr große Unterschiede in der Methode und Interpretation. Nach meinem Vortrag wie auch nach denen der anderen gab es hinterher wieder Fotosessions und Selfies. Das Fernsehen war auch dabei. Insgesamt wird hier – wie mir nach meinen vorläufigen Eindrücken scheint – mehr Wert auf die Erhebung und Präsentation von Interviews und durch sie gewonnenes Ausstellungs- und Filmmaterial gelegt, weniger bisher auf die Interpretation und Analyse.

Heute Morgen, es ist Mittwoch, der 9. Dezember, wird in den meisten Zeitungen, wie Monica Sun berichtet, auf die chinaweite Oral-History-Konferenz und vor allem auf die Ausstellungseröffnung zum chinesischen Film hingewiesen. An erster Stelle steht aber die sehr kritische Berichterstattung über den Smog. Das gilt ebenso für den Campussender, der mehrfach am Tage, von Lautsprechern übertragen, Nachrichten sendet – 15 Minuten auf Chinesisch, 15 Minuten auf Englisch. Vor dem Mittagessen hatte ich ein Drei-Stunden-Interview, eher dem Muster folgend: Frage – Antwort – neue Frage, kein wirkliches Gespräch. Dann folgte mit der Vizepräsidentin die wirklich interessante Führung durch die Ausstellung über den chinesischen Film seit den frühen

1920er Jahren quer durch alle Zeiten des Krieges, Bürgerkrieges und nach der Gründung der Volksrepublik. Sehr eindrucksvoll.

Zhoe, der Leiter des Filmprojekts, Monica Sun und ich aßen nach Ausstellung und Sightseeing-Tour abends in einer Studentencafeteria. Merkwürdigerweise war es hier kaum billiger als in meinem Hotelrestaurant. Debatten darüber, ob China sich noch zu kommunistischen Zielsetzungen bekennt, wird von ihnen wie von den meisten anderen lapidar abgebugelt mit der Feststellung: „Wir nennen uns nicht kommunistisch, sondern Volksrepublik.“ Sie wussten nicht einmal, ob in der Verfassung etwas von Sozialismus stehe. Außerdem verdunkelt die Kulturrevolution die gesamte Politik Maos, das wird immer wieder deutlich, wenn auch nicht klar ausgesprochen. Mao wird selten in einem Atemzug mit ihr genannt. Man will ihn offensichtlich nur als Gründungsvater der VR China erhalten. Wir diskutierten auch die Frage, ob es sinnvoll sei, die Geschichte der Kulturrevolution zu historisieren, also anfänglich als eine Bewegung gegen die „neue Bourgeoisie“ mit einer öffentlichen Auseinandersetzung um deren Etablierung, zu Beginn unter Beteiligung vieler Überzeugter, die wirklich aufs Land wollten, um die Bildungs- und Gesundheitssysteme aufzubauen, mit jungen Studierenden als Barfußlehrer/innen und Barfußsanitäter/innen, später dann völlig aus dem Ruder gelaufen mit Gewalt und Demütigungen, Toten und Terror sowie regionalen Schreckensherrschaften, in denen die Verschickungen aufs Land vor allem als Strafe und Ausschaltung gehandhabt wurden. Zhoe lehnt diese Überlegungen ab: Es habe sich von Anfang an um Schreckensregimente gegen Intellektuelle und Bestrafungsaktionen im politischen Kampf gehandelt. In einer späteren Debatte hat auch Indira Chowdury versucht, eine solche Historisierung vorzunehmen, hatte sich früher zu den anfänglichen Zielen bekannt, deren Umsetzung dann aber eben schrecklich endeten. Eine junge Studentin dagegen hat kein Verhältnis zu dieser Zeit, kennt nur trostlose Berichte, sieht aber, dass es heute viele Missstände in ökologischen und sozialen Bereichen gibt, mit Einschränkungen auch in wissenschaftlichen und kulturellen Feldern. Bildung sei viel zu teuer geworden; sie müsse hohe Gebühren dafür bezahlen, dass sie hier an der Universität studieren könne. Aber es gehe den meisten Leuten besser als früher, sodass die Zustände so, wie sie sind, akzeptiert oder hingenommen werden. Es sei einfacher, sich eine Gesichtsmaske aufzusetzen, als sich zu engagieren.

Später habe ich hier in Beijing eine Chinesin kennengelernt, die in einem deutschen Betrieb arbeitet. Sie äußerte sich sehr kritisch über den wachsenden Egoismus, die harten Karrierekonkurrenzen, die rein materiellen Orientierungen und das mangelnde Sozialsystem in China („Wenn Du hier schwer krank wirst und keine Anstellung hast, dann kannst Du nur noch auf den Tod warten.“). Die Gesellschaft sei auch immer aggressiver und konfliktbereiter geworden, die Zahl der Gerichtsprozesse zwischen Nachbarn, Verwandten und sogar Eltern und Kindern hätte dramatisch zugenommen. Die Reichen würden immer reicher, die Armen immer ärmer – das könne nicht lange gut gehen. Ihrer Meinung liegen die Ursachen für diese Entwicklungen in mangelnder Moral und mangelndem Glauben.

Andere sprach ich direkt auf die Einflussnahme von Regierungsinstitutionen auf Wissenschaft und Kunst an. Ich bekam einige Beispiele zu hören über Verbote von Projekten (auch Oral History Projekten), für Zensur und Druck, der ausgeübt werde, aber auch in diesen Feldern herrschte gleichzeitig der Dank vor, dass man eine so gute Ausbildung bekommen könne.

Die Eröffnung

Am Donnerstag, den 10. Dezember, gab es viele offizielle Treffen mit verschiedenen Vertretern der einzelnen Oral-History-Zentren in China, immer wieder verbunden mit gutem Essen, immerhin auch eine kleine Diskussion mit Studentinnen und Studenten. Wir machten dazwischen zahlreiche Spaziergänge, aber nicht im Zentrum Beijings, sondern vor allem auf dem Campus, hatten auch Ruhezeiten, damit sich alle auf die morgige Debatte um die Gründungserklärung vorbereiten könnten. Abends hielt Indira ihren Vortrag, der geschickt Beispiele indischer Projekte anführte, von denen sie glaubte, dass sie hilfreich für die Entwicklung der Oral History in China sein könnten.

Die erste Debatte um die Grundsatzerklärung zur Oral History am Freitag, dem 11. Dezember, war extrem lebendig und laut, wie ich überhaupt mehr und mehr das Gefühl bekam, dass Chinesen untereinander sehr laut kommunizieren. Bei manchen Auseinandersetzungen hier in China nahm ich zunächst an, dass es sich um Ehepaare oder enge Freunde handelte, die sich so gut kennen, dass sie auch geräuschvoller werden könnten. Aber nichts dergleichen. Es klingt fast immer nach einem harschen Diskussionsstil, der aber nicht kritisiert, eher als normal empfunden wird.

Es ging in dieser Debatte hauptsächlich darum, ob diese Gründungserklärung der morgen zu gründenden Oral History Association of China in den „best practises“ so ausgefeilt sein müsse, dass sie alle Eventualfälle abdecke oder nur den Rahmen abstecken solle. Ein zweites Problem betraf das Verhältnis von mündlichen zu anderen subjektiven Erinnerungsquellen. Das war eine ernsthafte und zugleich lustige Veranstaltung. Man beschloss, nicht so sehr ins Einzelne zu gehen und eher ein für die weitere Entwicklung offenes Dokument zu formulieren. Wir „Fremden“ aus dem Ausland wurden geradezu drängend aufgefordert, uns an der Debatte zu beteiligen, was wir auch taten.

Morgen Nachmittag soll dann die Eröffnungszeremonie der „Ersten nationalen chinesischen Oral-History-Konferenz“ folgen, auf der Indira als Präsidentin eine längere, Doug Boyd und ich je eine kürzere Rede halten sollten, die eher einem Glückwunschtelegramm entsprechen dürfte. Wir ahnten ja nicht, was da auf uns zukommen würde.

Die Eröffnungszeremonie verband die Ausstellung über den Chinesischen Film seit 1920 mit der Gründung der Oral History-Vereinigung Chinas. Es handelte sich um eine kolossale Fernsehshow in einem Saal auf dem Campus, in den die 1.500 Anwesenden (!) gut hineinpassten. Eine große Anzahl von Professionellen aus Presse, Fernsehen, Hörfunk und Museen mit ihren beeindruckenden Ausrüstungen hatte sich in jedem freien Raum platziert. Ein extrem weit in das Publikum und auf die Bühne reichender Kameraarm mit ausladender Schiene lieferte tolle Kamerafahrten und Bilder. Über uns, also über der ersten Reihe, waren mindestens sieben Kameras installiert, die drei überlebensgroße Bilder vom Saal, von den Beteiligten, von den auf die Bühne Kommenden usw. auf die passenden Monitore auf der Bühne zauberten. Alles war durchorganisiert, bunt, schrill, mit einer eleganten Moderatorin, die die einzelnen Teile dieser Veranstaltung liebenswürdig, aber klar durchzog. Mit Wissenschaft hatte das nichts zu tun, aber davon abgesehen kam ich als Fremder mit theaterwissenschaftlicher Ausbildung voll auf meine Kosten.

Für die Filmuraufführung und für die Ausstellungseröffnung waren alle möglichen berühmten alten chinesischen Schauspielerinnen und Schauspieler und ein US-ameri-

kanischer Drehbuchschreiber eingeladen worden, der mit seiner chinesischen Frau neben mir in der ersten Reihe saß und später am Stehpult stolz seine große Geschichte im chinesischen und amerikanischen Film andeutete.

Sie alle – einige Frauen im langen Kleid – kamen unter pathetischer Musik auf die Bühne, Filmausschnitte wurden aufgeführt, Tränen vergossen vor Rührung und vor Trauer, weil inzwischen so viele gestorben waren und weil der Chef des Ganzen, Cui Yongyuan, an Depressionen litt, aber dennoch gekommen war, um die Show mitzugestalten. Das erwähnte die Moderatorin diskret, erlitt aber dabei einen Schluchzanfall.

Er selbst, also jener Cui Yongyuan, hielt sich zunächst sehr bescheiden zurück, wurde dann aber der Star des Nachmittags. Er ist wohl der bekannteste Fernsehmoderator hierzulande, sehr reich geworden, fördert seit 13 Jahren Oral-History-Projekte nach einem Besuch in den USA, baute das Zentrum vor drei Jahren (mit) auf, dazu ein Medienmuseum und eine Bibliothek. Er ist 52 Jahre alt, ein gutaussehender Mann, mit einem glitzernden Diamanten über dem rechten Mundwinkel, sehr witzig, wortgewandt, frei redend und warmherzig auftretend: Einem uralten Filmveteranen, der aus orthopädischen Gründen nicht auf die Bühne kommen konnte, hielt er kniend von oben das Mikrofon vor den Mund, sehr zur Freude des Publikums. In seinem samtig glänzenden blauen Jackett mit rötlichem Shawl verteilte er dann Urkunden, Gründungsplaketten und Ähnliches mehr. All diese Accessoires wurde unter dramatischer Musik mit roten Tüchern verdeckt auf die Bühne getragen oder auf Tischen hereingeschoben, mit einem Tusch wurden sie dann freigezogen.

Das Publikum war voller Enthusiasmus und lautstark dabei. Fast am Ende wurde auch die Gründung der chinesischen Oral History-Vereinigung bekannt gegeben. Die Präsidentin der IOHA, Indira Chowdury, hielt eine Rede, die nicht ungeschickt das Positive dieser Show aufnahm, ohne sich allzu ironisch von ihr abzusetzen, aber in meinen Augen doch deutlich. Ich versuchte dies auf kürzere Weise, aber für Ironie war es nicht die Bühne, und Monica Sun dürfte alles abgedämpft übersetzt haben, denn zum Schluss drängte die Zeit, und sie musste deswegen die Reden zusammenfassen.

Ganz anders ging es am nächsten Tag zu, einem Sonntag (13. Dezember). In Plenar- und Parallelpanels wurden viele Kurzreferate gehalten und sehr ausführlich kommentiert. Wir drei Ausländer aus dem fernen Westen mussten in den drei Plenarsektionen kurze Einführungen und Schlussbemerkungen vortragen. Hier wurde sehr ernsthaft und sehr konzentriert diskutiert, das Niveau war hoch, die Themen breit gefächert:

- Einzelstudien – Befragungen von Individuen (manchmal aus der eigenen Familie)
- Familiengeschichtliche Projekte über Erinnerungen aus den verschiedenen Kriegen und der Kulturrevolution, darunter auch Projekte mit Veteranen aus dem anti-japanischen Krieg
- Oral History bestimmter Gruppen, unter anderem aus dem Journalismus, aus der Parteihierarchie, Angehörige des Volunteer Services in Hongkong, „Pioneers“ der chinesischen Computerindustrie, DokumentarfilmerInnen, Studierende aus der Shandong Provinz an der Militärakademie, Chinese Emigrants in Canada und andere mehr
- Transfer zwischen den Generationen zu bestimmten Themen
- Regionalgeschichtliche Projekte, darunter Befragungen ethnischer und religiöser Gruppen oder eher linguistische Projekte in mehrsprachigen Regionen

- Methodisches, darunter „How to improve the Credibility of Oral History Texts“, das Verhältnis zwischen Dokumentarfilm und Oral History, „Wem gehört die Oral History?“, Oral History and Community History, Oral History und Public History
- Oral History und archivalische Praxis, darunter auch die Digitalisierung, Rechtsfragen, ethische Probleme, Beispiel: das hiesige Frauen- und Gender-Archiv.

Ganz zum Schluss hielt der inzwischen heimgekehrte Direktor des Zentrums, Ding Junjie, eine Rede, wie ich sie schon früher erhofft hatte, die Grundsätzliches zur Oral History in China und ihre Fortschritte enthielt, aber die problematische Nähe zum Entertainment und zum Fernsehjournalismus nicht verschwieg, die Kritik aus der Historiographie und aus den anderen Disziplinen sowie den Druck der Politik erwähnte, der besonders dann zum Tragen käme, wenn Projekte mit Angehörigen unterer Klassen und Schichten durchgeführt und deren Ergebnisse publiziert werden sollten – alles ganz im Sinne der „subversive power der Oral History“. Er beendete seine Rede mit dem Vorsichtsschild: „Wir müssen uns wappnen, der Druck wird zunehmen!“

Die Veranstaltung schloss mit dem obligatorischen Massenfoto der übrig gebliebenen Gründungsmitglieder.



Foto: Alexander von Plato

Literaturbesprechung

Daniel Bertaux: Die Lebenserzählung, Ein ethnozoologischer Ansatz zur Analyse sozialer Welten, sozialer Situationen und sozialer Abläufe, Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich 2018 (Qualitative Fall- und Prozessanalysen Biographie - Interaktion - soziale Welten), 134 Seiten, 19,90 €.

Mit diesem Buch liegt endlich die deutsche Übersetzung eines französischen Klassikers der soziologischen Biographieforschung vor. Daniel Bertaux, ehemaliger Forschungsleiter am CNRS (Centre National de la Recherche Scientifique) Paris und Mitglied des „Laboratoire Dynamiques Européennes“ (DynamE) an der Universität Strasbourg, gilt als einer der Begründer – oder Wiederbegründer – der Methode in Frankreich. Er ist zudem Gründungsmitglied des Research Committee 38 (Biography and Society) in der International Sociological Association, und hat umfassend auf English publiziert, unter anderem auch mit Martin Kohli sowie mit dem britischen Historiker Paul Thompson. Trotz dieser internationalen Orientierung wurde dieses Standardwerk, das in Frankreich unter dem Titel „Le récit de vie“ bereits in vierter Auflage erschienen ist, bislang nicht in das Deutsche übersetzt; eine spanische Übersetzung erschien bereits 2005, eine überarbeitete englische Übersetzung ist in Vorbereitung.

Bertaux entwickelte seine Methode erstmals bei seiner Erforschung des Bäckerhandwerks im Frankreich der 1970er Jahre. Dieses Forschungsprojekt liefert auch in dem vorliegenden Buch häufig empirisches Anschauungsmaterial für die unterschiedlichsten methodischen und methodologischen Fragen. Da es zudem Bertaux' Anspruch und seine Differenzen zur deutschsprachigen Biographieforschung gut verdeutlicht, lohnt sich hier eine kurze Zusammenfassung.

Bertaux ging damals unter anderem der Frage nach, warum das Bäckerhandwerk in Frankreich nicht, wie an so vielen anderen Orten, von der industriellen Massenproduktion von Backwaren verdrängt wurde. Er interviewte Meister, Gesellen und Lehrlinge im Bäckerhandwerk, oft zusammen mit seiner damaligen Ehepartnerin, der Sozialhistorikerin Isabelle Bertaux-Wiame (ebenfalls CNRS). Die beiden stießen dabei zum einen auf einen typischen Prozess der Anwerbung von Lehrlingen: Im ländlichen Frankreich wurden die Lehrlinge, oftmals bereits im Alter von 13 oder 14 Jahre, direkt vom Bäckermeister des Dorfes rekrutiert, der die Eltern in der Regel persönlich kannte und ansprach. Was dann folgte war eine harte, dreijährige Lehre, in der Regel gegen Kost und Logis, jedoch ohne Lohn, in einem auf persönlichen und familialen Beziehungen beruhenden Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnis:

Diese jungen Menschen wurden brutal aus ihren Familien gerissen und plötzlich zu Sklaven auf Zeit gemacht; sie litten sehr unter dieser Situation und versuchten, ihr durch Weglaufen zu entkommen; wenn sie dann aber jedes Mal vom Vater wieder zum Meister zurückgebracht wurden, fanden sich die jungen Lehrlinge einem komplexen Machtgefüge gegenüber: der Lehrherr vereinte in der Person des Bäckermeisters die Macht des Chefs mit er noch viel umfassenderen des Lehrmeisters im patriarchalischen Sinne des Wortes. Padre padrone ... (106).

Nach Absolvierung der Lehre kündigten die Meister dann in der Regel den frischgebackenen Gesellen, denn nun wären sie verpflichtet gewesen, Lohn zu zahlen. Stattdessen heuerten sie wieder neue Lehrlinge an, die sie erneut ohne Bezahlung ausbeuten konnten. Die Gesellen wanderten daher auf der Suche nach Arbeit in die Großstädte ab. Dort hatten die Bäckermeister enorme Schwierigkeiten, Lehrlinge zu finden, da junge Männer vor Ort eine größere Auswahl an Ausbildungs- und Arbeitsoptionen hatten – die wenigen, die sich als Bäckerlehrlinge versucht hatten, hatten angesichts der extremen Arbeitsbelastung und den schwierigen Arbeitszeiten schnell wieder aufgegeben und den Ausbildungsgang gewechselt oder Arbeit in der Fabrik gesucht:

Ließen sich die beiden sozialen Entstehungsmechanismen, die wir so mithilfe einiger Lebenserzählungen, einer Gruppendiskussion und einer Statistik auf nationaler Ebene entdeckt zu haben glaubten, generalisieren und auf die gesamte Branche (d.h. in ganz Frankreich hunderttausend Arbeiter und Lehrlinge im Bäckerhandwerk) ausweiten? Wir fühlten uns zu dieser Annahme berechtigt, so einleuchtend waren deren Logiken: die erste bestand darin – ähnlich wie eine Pumpe, die Arbeitskräfte ansaugt und wieder ausspuckt –, junge Leute vom Land abzusaugen und sie nach ihrer Ausbildung in die Städte zu entladen; die zweite darin, die paar wenigen jungen Leute aus der Stadt, die sich in diesen Beruf verirrt hatten, von ihrem Ziel abzubringen. Dieser Kreislauf von („anthroponomen“) Menschenströmen, den die beiden sozialen Mechanismen in ihrer Kombination auslösten, entsprach nicht nur unseren Beobachtungen, sondern erklärte auch, warum wir keine "Negativfälle" (Bäckerlehrlinge aus der Stadt) fanden. Das Gefühl, das Modell gesättigt zu haben, beruhte nicht auf der Anzahl der gesammelten Erzählungen – in dem Stadium hatten wir nur zehn – sondern auf der Kohärenz des Modells selbst, das zwei komplementäre soziale Logiken miteinander verband (105).

In methodologischer Hinsicht dient diese Studie Bertaux damit als Beweis, dass es mit einer relativ kleinen Anzahl an Lebensgeschichten – in Kombination mit teilnehmender Beobachtung und im Rückgriff auf andere statische und historische Daten – durchaus möglich ist, herauszufinden, was eine gesamte soziale Welt (im Sinne Howard Beckers) strukturiert und im Inneren zusammenhält. Mit einem solchen ethnographischen Ansatz beansprucht er, über eine mikrosoziologische Perspektive, die viele Ansätze gerade der deutschsprachigen Biographieforschung charakterisiert, hinaus zu gehen. Die Forschung mit Lebensgeschichten soll vielmehr auch Beiträge zur Meso- und Makrosoziologie liefern, und wieder stärker an die Klassiker – Marx, Weber, Durkheim, Simmel – anschließen, die sich vor allem mit diesen Ebenen auseinandersetzten (79). Diese Übersetzung von Bertaux' zentralen Werks kann damit durchaus auch als Diskussionsangebot an das deutschsprachige Publikum gelesen werden, und es bleibt zu hoffen, dass sich daraus produktive Diskussionen und eine intensivere Auseinandersetzung mit der frankophonen Soziologie allgemein ergeben.

Elise Pape (2009), die vor einiger Zeit in dieser Zeitschrift das Feld der Biographieforschung in Frankreich umriss und kontextualisierte, verwies auf zwei Besonderheiten der französischen Akademie, die die Verbreitung der Methode in Frankreich lange behinderte: Erstens die Vormachtstellung des Strukturalismus, der alle anderen Ansätze unter Rechtfertigungsdruck setzte, und dessen Einfluss durchaus in der Entwicklung

der Biographieforschung spürbar ist. In einer ihrer Veröffentlichungen zum Bäckerhandwerk verorteten Bertaux und Bertaux-Wiame sich auch selbst in der strukturalistischen Tradition:

Our approach is decidedly structuralist; by that we mean that our ultimate aim is to unravel the patterns of sociostructural relations underlying the daily process which eventually ends up in the loaves of bread; to understand the structure and the logic of these patterns; to point out their contradictions, and to follow their dynamics through historical time (Bertaux and Bertaux-Wiame 1981, 169 ff.).

Auch wenn Bertaux die Ethnosoziologie im vorliegenden Buch sehr viel differenzierter verortet, so hat er den Anspruch nicht aufgegeben, soziostrukturelle Verhältnisse in größerem Maßstab zu analysieren.

Eine zweite Besonderheit lag in der Struktur der französischen Akademie selbst. Die beiden wichtigsten Exponenten des biographischen Ansatzes – neben Bertaux selbst ist das Maurice Catani – arbeiteten beide am nationalen Forschungszentrum CNRS. Da ihre Arbeit dort fast ausschließlich in der Forschung bestand und sie schlichtweg kaum lehren konnten, konnten sie kaum Studierende in der Methode ausbilden, geschweige denn eine eigene „Schule“ etablieren. Umso größer scheint die Motivation, mit der diese Studie geschrieben ist: Bertaux richtete sich mit diesem Buch explizit an ein junges Publikum, insbesondere an Studierende und Promovierende. Dementsprechend erfrischend, ermutigend und humorvoll ist der Stil gehalten, insbesondere der praxisorientierte zweite Teil. Mit lediglich 134 Seiten ist es zudem ein sehr kompaktes Werk. Die Kürze und der eingängige, prägnante Stil sollten jedoch nicht über den Gehalt hinwegtäuschen, der immer wieder quasi *en passant* weiterreichende theoretische Diskussionen aufnimmt. Diese Dichte des Textes führte offensichtlich im Prozess des Übersetzens zu bestimmten Problemen, die jedoch sehr produktiv gewendet werden konnten – dazu unten mehr.

Das Buch ist in sieben Kapitel unterteilt. Die ersten beiden Kapitel umreißen und verorten den „ethnosoziologischen Ansatz“ – wobei Bertaux auch die Bezeichnung Sozialanthropologie gelten lässt. Im ersten Kapitel diskutiert der Autor die zentralen Forschungsgegenstände, für die sich die Methode eignet: erstens soziale Welten, Mesokosmen im größeren Gesellschaftsmosaik, die sich etwa um eine berufliche Tätigkeit herum formieren, wie eben das Bäckerhandwerk, das wiederum aus einer Vielzahl Mikrokosmen besteht (den einzelnen Bäckereien); zweitens strukturell bedingte soziale Lebenssituationen (etwa die alleinerziehender Mütter); drittens typische längerfristige soziale Abläufe in ihrer charakteristischen sequentiellen Struktur (etwa Migrations- und Fluchtprozesse). Entscheidend bei allen diesen Gegenständen ist ihre spezifische innere Kohärenz, die es zum einen erlaubt, sie sinnvoll gegen andere Gegenstände abzugrenzen, zum anderen jedoch auch ihre inneren Funktionsmechanismen in einer repräsentativen Weise nachzuvollziehen.

Im zweiten Kapitel geht Bertaux auf die Lebenserzählung als Datenmaterial ein. Als soziales Phänomen muss sie aus ethnosoziologischer Perspektive immer als Interaktionsprodukt verstanden werden, hergestellt von mindestens zwei Personen, Erzähler_in und Interviewer_in. Während viele deutschsprachige Soziolog_innen beim Begriff Lebenserzählung zuerst an das biographisch-narrative Interview denken werden, fasst

Bertaux darunter auch thematisch stärker fokussierte Erzählungen über einzelne Lebensepisoden. Er fordert zudem eine klare Trennung zur Autobiographie ein. Bertaux ist der Unterschied zwischen Erlebtem und später Erzähltem durchaus bewusst, er fordert jedoch eine „realistische Konzeption lebensgeschichtlicher Erzählungen“ (53). Kurzum geht es Bertaux „nämlich nicht darum, das interne Funktionieren eines bestimmten Individuums verstehen zu wollen, sondern eines Ausschnitts aus der sozial-historischen Wirklichkeit.“ (59), das heißt, die inneren Funktionsweisen einer sozialen Welt, einer sozio-strukturellen Situation, oder eines sozialen Ablaufs. Aus dieser Perspektive geht es vor allem darum, was den Befragten tatsächlich geschehen ist, was sie tatsächlich gemacht oder erfahren haben; Eigentheorien oder individuelle Deutungen der Befragten, ihre Identitätskonstruktionen oder Erfahrungsaufschichtungen sind aus dieser Perspektive dezidiert zweitrangig – insofern diese nicht für die identifizierten tatsächlichen Handlungsmuster entscheidend sind, möchte man anfügen.

Kapitel 3 diskutiert die drei Funktionen der Lebenserzählungen, die in unterschiedlichen Phasen der Forschung zum Tragen kommen: in *explorativer Funktion* geben sie, insbesondere wenn *gate keeper* und erste Beteiligte befragt werden, zunächst einen groben Gesamteindruck des zu untersuchenden Feldes; in *analytischer Funktion* werden jene sozialen Beziehungen und regelhaften Prozesse identifiziert, die die Kohärenz des Gegenstands wesentlich ausmachen. In ethnographischer Tradition unterstreicht Bertaux die methodische Notwendigkeit, die Analyse bereits im Feld, nach Erhebung der ersten Lebensgeschichte zu beginnen. Die *expressive Funktion* verdeutlicht schließlich in einer Publikation beispielhaft die identifizierten Beziehungen und Prozesse, etwa durch die Verwendung besonders treffender Zitate typischer Fälle aus dem Datenkorpus. Bertaux kritisiert diesbezüglich in vielen Arbeiten der Biographieforschung ein Ungleichgewicht bzw. eine Reduktion der Methode auf die expressive Funktion: Wenn zu stark das Individuum fokussiert werde, und nur eine Lebensgeschichte im Zentrum der Publikation stehe, geraten die explorative und analytische Funktion zu sehr in den Hintergrund, und die Forschung verliert ihre soziologische Dimension. Dieser Vorwurf richtet sich explizit an Bourdieu, der das Konzept der Biographie als „biographische Illusion“ bekannterweise zunächst pauschal ablehnte (Bourdieu 1990), allerdings ohne etwa direkt die Diskussion mit Bertaux zu suchen und auf seinen Ansatz einzugehen, nur um dann später, in *Das Elend der Welt* (Bourdieu 1993) ausgiebig auf Lebensgeschichten als Datenmaterial zu rekurrieren – allerdings reduziert auf die expressive Funktion, mittels illustrierender Einzelfällen. Dies ist aus Bertaux' Sicht tatsächlich problematisch, zumal der Einzelfall hier mit dem Anspruch der Generalisierbarkeit präsentiert wird, obwohl gerade die explorative und analytische Funktion nicht zum Tragen kommen und Fragen des Samplings ausblendet werden, womit letztlich auch ein falsches Bild der Methode vermittelt wird.

Der zweite Teil des Buches führt ein in das praktische Forschen mit Lebensgeschichten. Kapitel 4 diskutiert die Datenerhebung, also den Feldzugang, mögliche und „unechte“ Problemen in der Forschung, Terminvereinbarung, Interviewvorbereitung und Gesprächsführung. In Kapitel 5, das sich der Analyse des Datenmaterials widmet, geht Bertaux zunächst auf die Frage der Transkription ein. Im Anschluss präsentiert er, im theoretischen Rückgriff auf Autoren wie de Saussure, Ricœur und Schütze, einen elaborierten Ansatz, um das Datenmaterial zu gliedern, die einzelnen Elemente und Ebenen der Lebenserzählung zu unterscheiden und den Lebensverlauf in seiner diachronen und chronologischen Dimension zu rekonstruieren. Dem „Herzstück einer

ethnosozologischen Untersuchung“ (102) ist dann Kapitel 6 gewidmet: der vergleichenden Analyse, mittels derer die Forschenden dann ein Modell entwickeln. Kapitel 7 widmet sich schließlich Fragen der Verschriftlichung und Ergebnisdarstellung.

Ergänzt wird das Buch durch eine eigens vom Budrich-Verlag eingerichtete Webseite (<https://budrich.de/daniel-bertaux/>), auf der sich ergänzende Materialien finden: Erstens ein Kommentar von Fritz Schütze, in dem dieser auf den Übersetzungsprozess eingeht, zweitens ein Nachwort der Übersetzerin Ingrid Harting, ihres Zeichens Literaturübersetzerin, drittens ein Nachwort der fachlichen Co-Übersetzerinnen Anja Bartel, Lena Inowlocki, Elise Pape und Anna Schnitzer, die zudem ein Vorwort zur deutschen Print-Ausgabe beige-steuert haben, in denen sie den Übersetzungs- und Diskussionsprozess mit Harting und Bertaux selbst reflektieren. All diese Reflexionen und Diskussionen dokumentieren eine intensive, kollektive Auseinandersetzung mit den semantischen Feinheiten des Textes und mit dem Autor selbst. Sie machen deutlich, dass hier ein Klassiker nicht nur aktualisiert, sondern auch auf neue Weise zugänglich gemacht wird. Das kann auch gelesen werden als eine Einladung, insbesondere an jüngere Forscher_innen, mitzuarbeiten an der Weiterentwicklung einer Ethnosozologie, die sich nach wie vor als *work in progress* versteht, sicherlich ganz im Sinne Bertaux’.

Christoph Schwarz

LITERATUR

- Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame (1981): Life Stories in the Bakers' Trade, in: Daniel Bertaux (Ed.): Biography and society: the life history approach in the social sciences, SAGE Studies in International Sociology, Beverly Hills, 169-189.
- Bourdieu, Pierre (1990): Die biographische Illusion, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 3, Heft 1, 75-81.
- Bourdieu, Pierre (1997): Das Elend der Welt, Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Édition discours, 9, Konstanz.
- Pape, Elise (2009): Der biographische Ansatz in Frankreich: Entstehung und aktuelle Entwicklungen, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, 22, Heft 2, 283-292.

Lesenotizen

Sighard Neckel, Lukas Hofstätter und Marco Hohmann: Die globale Finanzklasse, Business, Karriere, Kultur in Frankfurt und Sydney, Frankfurt am Main: Campus, 2018, 249 Seiten, 29,95 €.

Global agierende „Financial Professionals“ bilden die Avantgarde in einer sich tiefgreifend verändernden Welt des international vernetzten, profitorientierten Wirtschaftens. Dieser Wandel geht unter anderem mit einer „Finanzialisierung“ der Ökonomie einher, wie Sighard Neckel, Lukas Hofstätter und Marco Hohmann in ihrem Buch hervorheben. Danach sind die Herstellung und der Handel produktiv nutzbarer Werte und Güter immer weniger die eigentliche Quelle ökonomischen Erfolgs und Profitstrebens. Losgelöst von einer realwirtschaftlichen Rationalität, beherrscht dagegen die Jagd nach möglichst hohen Renditen in finanzmarktlichen Transaktionsgeschäften zunehmend das Geschehen. Die „Financial Professionals“ von heute personifizieren geradezu eine den Sinn ökonomischen Handelns entleerende und zugleich entsolidarisierende, weil durch nackte Konkurrenz gesteuerte, Entwicklung. Die Befunde, die Sighard Neckel, Lukas Hofstätter und Marco Hohmann in ihrem Buch vorstellen, bestätigen diese Einschätzung. Sie vermitteln einen sehr guten Eindruck vom Denken und Handeln von Akteuren, die diese Entwicklung mittragen und in einem Wettlauf um die Profite vorantreiben. Die Autoren betrachten die „Financial Professionals“ als Vertreter einer eigenen „Klasse“. Vor dem Hintergrund der klassentheoretischen Ansätze etwa von Erik O. Wright oder Pierre Bourdieu, dessen Ungleichheitstheorie auch die Grundlage der Untersuchungen von Neckel und Co-Autoren darstellt, macht das Sinn. Die Berechtigung, ja die Notwendigkeit, die „Financial Professionals“ zumindest als eine spezifische, einflussreiche und global agierende Berufsklasse genauer in den Blick zu nehmen, steht außer Frage. Der marxistische Philosoph Franco Berardi spricht in einem ebenfalls lesenswerten Buch von einer „postbürgerlichen Klasse des virtuellen Finanzwesens“, „die sich für keine Zukunft nur irgendeiner besonderen territorialen Gemeinschaft interessiert“ und „ihre Profite mit virtuellen Aktivitäten macht“ (Berardi 2016: 99 f.)¹.

In ihren Buch, dem eine umfangreiche empirische Studie zugrunde liegt, beschreiben Neckel, Hofstätter und Hohmann zunächst die politischen und institutionellen Rahmenbedingungen internationaler Finanzmärkte am Beispiel von Frankfurt und Sydney („Makro-Ebene“). Dann stellen sie ausführlich die Ergebnisse einer Befragung von an diesen Standorten agierenden „Financial Professionals“ zu deren beruflichen Karrieren und „Arbeitspraktiken“ vor („Mikro-Ebene“). Interviewt wurden unter anderem 29 im Finanzmarkt tätige Personen aus allen Bereichen des Investmentbanking. Sie gehören unterschiedlichen Alterskohorten (20-30 Jahre, 30-45 Jahre und 45 bis 60 Jahre alt) an und sind auch unterschiedlich lange im Geschäft. Schließlich charakterisieren die Autoren in einer vergleichenden „stadträumlichen Ethnografie“ der ausgewählten Finanzzentren genauer die „Sozialräume“, in denen sich die Finanzmanager in Beruf und Alltag bewegen und die sie in eigenartiger Weise gestalten („Meso-Ebene“). Auch wenn die Darstellung zu allen Themenbereichen lesenswert sind, sei hier nur auf einige Er-

¹ Berardi, Franco (2016): Helden, Über Massenmord und Suizid, Berlin.

gebnisse der „semi-strukturierten“ Befragung der Finanzakteure ausführlicher eingegangen, da sie interessante Bezüge zur Biografieforschung beinhaltet. Das gilt weniger für die methodische Vorgehensweise. Die Aussagen der Befragten werden gewissermaßen als O-Ton und eher in belegender Absicht zitiert und – soweit zumindest in dem Buch erkennbar – keiner weitergehenden, etwa fallbezogen inhaltsanalytischen oder hermeneutischen Analyse unterzogen. Auch eine Zuordnung zu charakteristischen Typen wird nicht präsentiert. Doch das Interviewmaterial spricht für sich.

Die anschaulichen und oft erstaunlich offenen Antworten der Befragten belegen den Ausdifferenzierungsprozess eines zunehmend autonomen Berufsfeldes. Sie sind Akteure in einem von anderen Bereichen der Wirtschaft abgekoppelten, geschlossenen Teilsystem mit einer globalisierten, autopoietischen Binnendynamik. Die Konsequenzen für die Berufsbiographien der beteiligten Akteure, sowohl im Hinblick auf die Ausbildungs- und Rekrutierungswege als auch bezogen auf eine hohe Stellenmobilität und die dieser zugrunde liegenden Karrieremechanismen, werden aufgedeckt. Dabei gelten (nach wie vor) wirkungsvolle soziale Schließungstendenzen und – man ist versucht zu sagen: standesmäßige – Normierungen. Für die Akteure ist es von entscheidender Bedeutung, ein umsichtiges und ausgiebiges, ins Innere des Teilsystems gerichtetes Networking zu betreiben, das geltenden, konformistischen Beziehungsnormen zu folgen hat. Die Konsequenz ist eine performative Gleichschaltung. Der soziale Status wird vom Erfolg in der gebotenen (kurzfristig angelegten) finanziellen Gewinnmaximierung bestimmt. Bemerkenswert sind auch Berichte zu einer offensichtlich rauen, unter anderem machohaft-sexistischen Sprachkultur, die den vornehmlich teilsystemimmanenten, instrumentellen Umgang miteinander ebenso wie die männliche Dominanz unter den Akteuren widerspiegelt (151).

Dieses finanzwirtschaftliche Teilsystem ist allerdings parasitär und interpenetrativ. Es transzendiert in mehrfacher Hinsicht Grenzziehungen. Das Aktionsfeld ist global angelegt und nationale Grenzen sind bedeutungslos. Damit geht eine universell geltende, habituelle Uniformierung einher. Unterschiedliche kulturelle Traditionen, in denen die Beteiligten einmal aufgewachsen sind, sind eingeebnet. Die Praktiken in diesem Teilsystem verändern auch die Entscheidungslogik unternehmerischen Handelns überhaupt. Bei der Beratung von „Kunden“ aus der Realwirtschaft etwa orientiert man sich primär nur noch an einer Optimierung der eigenen finanziellen Rendite. Im Alltag der beteiligten Akteure schließlich verschwindet die Grenze zwischen Privatheit und Beruf.

Wie drücken sich diese Überlegungen in der Selbstwahrnehmung der Finanzakteure und ihres sozialen Kontextes aus? Was berichten sie über ihre, je nach Alter unterschiedlich lange berufliche Biographie und welchen Einblick geben sie in ihre Berufskultur? Da ist „natürlich enorm viel Leben und Spannung drin“, betont einer der Interviewten (Elias, 25 Jahre alt, ebd.: 94). Er wollte deshalb dorthin, wo „das Lebens ist“ (Elias, ebd.: 87). Einen Anteil an dieser Spannung hat, dass es, wie ein etwas älterer Interviewpartner deutlich macht, bei den Gratifikationen einen Wandel vom Fixgehalt zum anreiz- und konkurrenzfördernden Bonus-System gegeben hat (Jens, 47 Jahre alt, ebd.: 93). Es verspricht, so wiederum der jüngere Befragte, „Millionen zu machen“ (Elias, ebd.: 95).

Die „alte Kultur“, die laut einem Befragten zu nachlässig und „lazy“ gewesen sei, wird vor allem durch die zunehmende „Mathematisierung und Technologisierung“ stark verändert (143 f.). Auch wohl deshalb weicht ein vormals verantwortungsethischer Umgang mit Kunden dem instrumentellen Streben nach Erfolg und abstraktem

Geldprofit („finanzökonomische Verwertbarkeit“, ebd.: 162). Die Autoren der Studie betonen, dass die „Doxa“ der Finanzwelt nunmehr durch einen „pragmatischen Utilitarismus“ gekennzeichnet ist (161). Nicht nur für das Finanzsystem selbst, sondern auch für die (Real-)Wirtschaft hat dieses Prinzip letztendlich desaströse Folgen – die Finanzkrise von 2008 belegt das. Solche Krisen sind das paradoxe Ergebnis nicht koordinierter, instrumentell-rationaler Handlungsstrategien der Finanzakteure. Aus deren Sicht und getrieben durch Erfolgsdruck seitens der Arbeitgeber bzw. finanzieller Anreize in Form von in Aussicht gestellten Boni ist die Jagd nach individuellem, optimalem Erfolg alternativlos, will man im System überleben. Als guter Erklärungsansatz dafür böte sich hier – vielleicht eher als der von den Autoren gewählte Ansatz Bourdieus oder eine Theorie der Ausdifferenzierung autopoietischer Systeme – die Theorie rationalen Handelns an.

Nach wie vor ist eine soziale Schließung gemessen am korrekten Klassenhabitus zu beobachten. Die (richtige) soziale Herkunft, aber auch das Geschlecht ist nach wie vor für die Karriere in diesem Berufsfeld hoch relevant. Frauen finden kaum Zugang zu den höheren und lukrativeren Positionen („gläserne Decke“ und „gläserne Wand“, ebd.: 150 f.). Ein akademischer Abschluss ist zwar obligatorisch für den Einstieg in das Berufsfeld. International angebotene Trainingspraktika, Austauschprogramme und Weiterbildungen, aber auch ein MBA-Studium an einer renommierten Institution sind dagegen nahezu ein Muss, um beruflich (weiter) aufzusteigen. Diese zeitintensiven Investitionen, als Teil und Zeichen des unbedingten Engagements, tragen einerseits dazu bei, zusätzliche Qualifikationen „auf ’ner irgendwie höheren Meta-Ebene“ (Jan, 32 Jahre alt, ebd.: 12), wie zum Beispiel ein besseres Verständnis anderer Kulturen zu erwerben. Hohe Mobilitätsbereitschaft und Kommunikationsfähigkeit kommen hinzu. All dieses verstärkt die schon erwähnte „Homogenisierung“ der Berufsgruppe (113): „When you see a banker, what you want is someone who looks like a banker, smells like a banker, feels like a banker“ (Sebastian, 62 Jahre alt, ebd.: 108).

Die Homogenität des Berufsfelds erleichtert die Stellenmobilität. Diese forciert wiederum die Konkurrenz der „Financial Professionals“ um die höchsten Profite. Die Befragten beschreiben ein hoch dynamisches Karrieregeschehen. Dieses ist Teil einer „hire-and-fire Kultur“ (122), die die Finanzakteure dazu motiviert, ihrerseits die Bindung an ihren aktuellen Arbeitgeber gering zu halten: „In banking relationships are temporary, bigger turnover, churn“ (Sebastian, 60 Jahre alt, ebd.: 123). Da die Banken versuchen, Herr des Geschehens zu bleiben, erhöhen sie im Gegenzug für die Mitarbeiter die Kosten eines nicht erwünschten Wechsels, indem sie etwa Boni in Form von eigenen Aktien zahlen, die bei Kündigung verfallen (Linus, 33 Jahre alt, ebd.: 124). Hier wird das Prekäre einer Situation offenkundig, in der Kooperation nicht auf Loyalität, sondern auf den instrumentellen Interessen der Akteure beruht. Auch um die individuelle Flexibilität im „following the money“ (121) zu erhalten, muss der ständige Zugang zu Informationen in der „Financial Community“ gesichert werden. Sie sind ein wichtiges Gut, die man austauscht um zu wissen, „was in der Branche abgeht“; so eine der wenigen weiblichen Befragten (Carolyn, 40 Jahre alt, ebd.: 129). Ermüdungsercheinungen, vor allem gegen Ende der Karriere, sind nicht ausgeschlossen. Sie werden als Folge davon beschrieben, sich ständig in einem hoch individualisierten und primär auf Konkurrenz basierenden Handlungskontext behaupten zu müssen.

Neckel, Hofstätter und Hohmann ziehen kein genuin biographieanalytisches Fazit aus dem vorgestellten Interviewmaterial, was auch nicht Ziel ihrer Studie war. Dennoch

gewinnt man nach der Lektüre dieser Befunde einen Eindruck davon, was das untersuchte berufliche Umfeld mit den Beteiligten und ihren Biographien macht. Die „Financial Professionals“ bilden auch eine Avantgarde im Hinblick auf eine hohe Volatilität von Lebensläufen, die als ein Ausdruck einer zunehmenden De-Standardisierung in der lebenslauf- und biographieanalytischen Literatur behauptet wird. Dabei sind die Handlung bestimmenden Maximen bemerkenswert eng angelegt. Diese Beobachtung erlaubt paradoxerweise eine auf den ersten Blick überraschende Schlussfolgerung. Die Zufälligkeiten des Finanzmarktes, die in diesem Berufsfeld eine so große Rolle spielen und denen die Akteure gemäß ihrer Profitlogik zu folgen haben, bestimmen letztendlich das Geschehen. Der Lebenslauf der „Financial Professionals“ gleich einem fast erratischen Hin- und Her-Geworfen-Sein, mit dem eine starke individuelle Entfremdung der Akteure einhergehen dürfte. Es verwundert allerdings nicht, dass die Protagonisten das in ihren Interviewbeiträgen überwiegend anders sehen.

Johannes Huinink

LITERATUR

Berardi, Franco „Bifo“ (2016): Helden, Über Massenmord und Suizid, Berlin.

Thumser-Wöhs, Regina, Martina Gugglberger, Birgit Kirchmayr, Grazia ,Prontera und Thoma Spielbüchler (Hg.) (2019): Außerordentliches, Festschrift für Albert Lichtblau, Wien, Köln, Weimar, 513 Seiten, 75 €.

„Eigentlich“ – eigentlich fände er Festschriften blöd, soll Albert Lichtblau geantwortet haben, als mögliche Formen von Ehrungen zu seiner Verabschiedung an ihn herangebracht wurden; aber nun lag sie pünktlich zu diesem Anlass vor, und er war sicherlich nicht nur höflich, als er sich erfreut zeigte.

Es ist eine stattliche Sammlung von Aufsätzen verschiedener Autorinnen und Autoren, die ihn zum Teil jahrzehntelang begleiteten, die in seinen Feldern gearbeitet haben oder zeigen wollten, dass und wie sie von ihm, dem Wiener bzw. Salzburger Historiker, Kulturwissenschaftler, Judaisten, Oral Historian, Filmhistoriker und Ähnliches mehr, angeregt worden waren.

55 Kolleginnen und Kollegen haben sich in diesem Band versammelt. Schon die Erwähnung ihrer Namen und deren Aufsatztitel würden den Rahmen dieser Notiz sprengen. Es ist keineswegs ein „blöder“, sondern ein atemberaubender Ritt durch die Zeitgeschichte und die Politik der letzten Dekaden des vergangenen Jahrhunderts und der des neuen herausgekommen – nicht nur der österreichischen.

Alexander von Plato

Agnès Arp, Annette Leo, Franka Maubach (eds.) (2020): Giving A Voice to the Oppressed, The International Oral History Association as an academic Network and political Movement, With an Introduction by Alexander von Plato and an Afterword by Lutz Niethammer, Berlin, Boston, 365 Seiten, 74,95 €. <https://doi.org/10.1515/9783110561357>

Nachdem im Jahre 2013 die deutsche Fassung dieser Aufsatzsammlung zur Geschichte der Oral History Association bei Wallstein² erschienen war, liegt hiermit nun eine etwas erweiterte englischsprachige Fassung bei de Gruyter vor. Die Autorinnen und Autoren haben sehr unterschiedliche Dimensionen dieser Geschichte vorgestellt: Annette Leo eine Einführung und einen Essay über die „Rollenverwirrung, wenn erfahrene InterviewerInnen interviewt werden“; Manja Finnberg über die „lebensgeschichtlichen Voraussetzungen“ der Intellektuellen der internationalen Oral History Netzwerke; Christian König schreibt unter dem Titel „Bewegung und Zusammenhalt“ etwas über ein Freundschaftsnetzwerk als wissenschaftsgeschichtliches Phänomen; Julie Boekhoff „von den Machtstrukturen eines Häuptlingsrates zum gewählten Vorstand – eine Geschichte des Netzwerks bis 1996“; Agnès Arp über die Internationalität des Netzwerks „Nationale Grenzüberschreitungen mit Rückkopplung“; Silvia Musso nennt ihren Aufsatz „Die International Oral History Association als interdisziplinäres Laboratorium“, Franka Maubach „Das freie Wort als Menschenrecht – Schweigen und Sprechen in der IOHA“; und Lutz Niethammer verfasste ein Nachwort. Dazu gibt es einen Anhang mit Namensregister und Kurzbiographien der Protagonisten beiderlei Geschlechts.

Das Projekt hat verschiedene Quellen genutzt – neben wichtiger Literatur auch und vor allem Interviews mit den beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. Der behandelte Zeitraum ist der von den ersten internationalen Konferenzen bis hin zur formalen Gründung der Association 1996 in Göteborg. Das heißt, dass die folgenden Jahrzehnte der „International Oral History Association“, in der es eine Erweiterung vor allem nach Südamerika, Afrika, Asien und Osteuropa sowie einen Ausbau der verbandseigenen Zeitschriften „Words and Silences“ bzw. „Palabres e Silencio“ sowie den „IOHA-Newsletter“ gab, noch einer Bearbeitung harren. Aber die Herausgeberinnen haben bewusst ihr Projekt mit der Gründung der formal verfassten Organisation der Oral History Association enden lassen, also jener Zeit des Aufbruchs mit seinem „besonderen Charme“ und einer Zeit der lebendigen grundlegenden theoretisch-methodischen Debatten. Herausgekommen sind ein bzw. zwei Bücher, die in jede private und öffentliche einschlägige Bibliothek oder entsprechendes Regal gehören. Was fehlt, ist eine Vorstellung der frühen Zeitschriften der nationalen Oral-History Vereinigungen oder Netzwerke besonders in den USA, Großbritannien, Deutschland, Spanien, Brasilien und deren thematische Schwerpunkte, die fast alle in den 1979er/1980er Jahren gegründet worden waren – eben auch BIOS.

Almut Leh

2 Leo, Annette und Franka Maubach (Hg.) (2013): Den Unterdrückten eine Stimme geben?, Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk, Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer, Göttingen.

AUTORINNEN UND AUTOREN DIESES HEFTES

Christine Demmer, Jun. Prof.-Dr., Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Konsequenz 41a, 33615 Bielefeld

Alexander Freund, Prof. Dr., Universität Winnipeg, Fachbereich Geschichte, Lehrstuhl für deutschkanadische Studien, Winnipeg, Manitoba, Canada R3B2E9

Philipp Glahé, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Historisches Seminar, Grabengasse 3-5, D-69117 Heidelberg, École des Hautes Études en Sciences Sociales, Centre Georg Simmel, 54 boulevard Raspail, F-75006 Paris

Hanna Haag, Dr., Trawos-Institut der Hochschule Zittau-Görlitz, Brückenstraße 1, 02826 Görlitz

Rebekka Hahn, Universität Bielefeld, Fakultät für Erziehungswissenschaft, Konsequenz 41a, 33615 Bielefeld

Johannes Huinink, Prof. (pens.) Dr., Universität Bremen, SOCIUM - Research Center on Inequality and Social Policy, Research Area "Life Course, Life Course Policy, and Social Integration", Mary-Somerville-Straße 9, 28359 Bremen

Almut Leh, Dr., FernUniversität in Hagen, Institut für Geschichte und Biographie, Universitätsstraße 47, 58097 Hagen

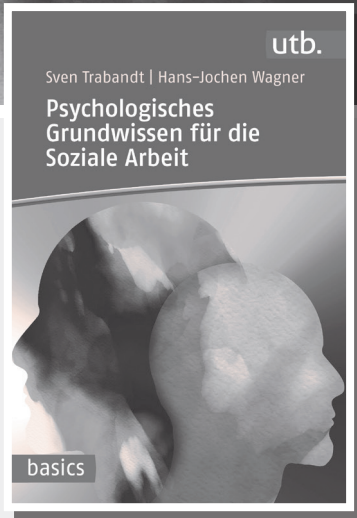
Ralf Leipold, Dr., Pfälzer Straße 55, 07743 Jena

Alexander von Plato, Dr. PD, Altenschleuse 9, 21640 Neuenkirchen

Judith von Plato, Kanner Str. 4, 12055 Berlin

Peter Rieker, Prof. Dr., Universität Zürich, Institut für Erziehungswissenschaft, Freiestr. 36, CH-8032 Zürich

Christoph H. Schwarz, Dr, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Institut für Sozialforschung, Senckenberganlage 26, 60325 Frankfurt a.M.



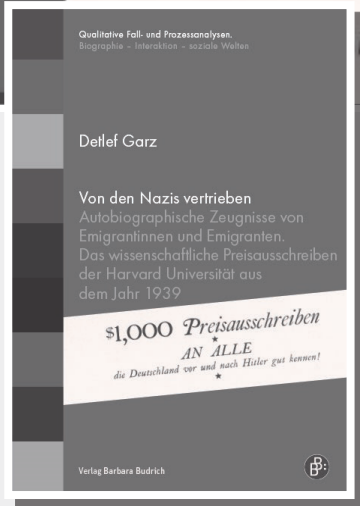
Sven Trabant
Hans-Jochen Wagner

Psychologisches Grundwissen für die Soziale Arbeit

*utb M basics • 2021 • 280 Seiten • Kart. • 19,90 € (D) • 20,50 € (A)
ISBN 978-3-8252-5605-0 • auch als eBook*

In den ersten Kapiteln werden klassische und neuere Richtungen der Psychologie dargestellt. Es folgen Entwicklungspsychologie in ausgewählten Bereichen sowie im Lebensalter, Sozialpsychologie mit den Schwerpunkten Gruppenpsychologie und Einstellungen. Weiter geht es um Kommunikation (z. B. nach Schulz von Thun, Rosenberg oder Watzlawick) und auffälliges Verhalten. Einen Schwerpunkt bildet die Bedeutung dieser Begriffe für das Handeln in der Sozialen Arbeit. Neben vielen Schaubildern und Tabellen, gibt es am Ende der Kapitel jeweils vertiefende, reflexions- und diskussionsanregende Aufgabestellungen.

www.utb-shop.de



Detlef Garz

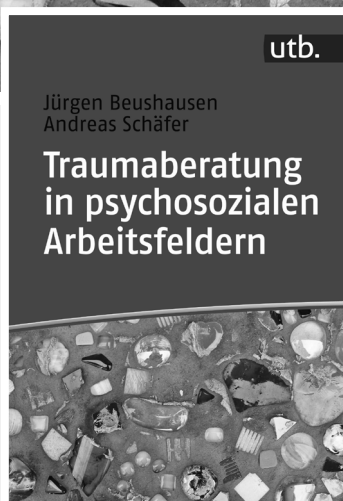
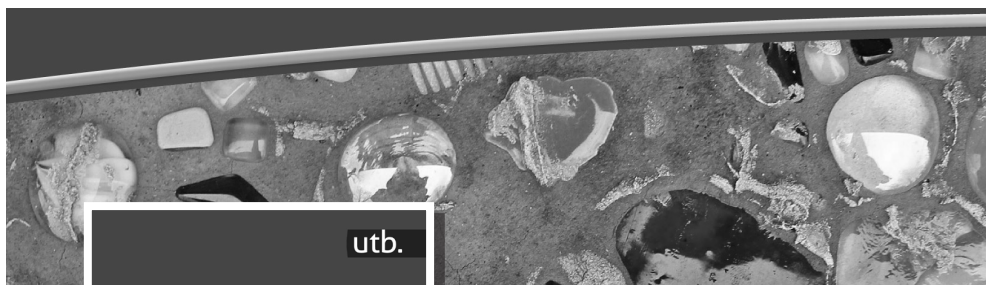
Von den Nazis vertrieben

Autobiographische Zeugnisse von Emigrantinnen und Emigranten. Das wissenschaftliche Preisausschreiben der Harvard Universität aus dem Jahr 1939

Qualitative Fall- und Prozessanalysen. Biographie – Interaktion – soziale Welten, Band 22. 2021 • 366 Seiten • Kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
 ISBN 978-3-8474-2578-6 • eISBN 978-3-8474-1736-1

Wie veränderten sich unter der Nazi-Herrschaft Leben und Alltag derer, die verfolgt wurden? Ein außergewöhnliches wissenschaftliches Preisausschreiben der Harvard Universität stellt im Jahr 1939 diese Frage und sammelt über 180, zum Teil umfangreiche autobiographische Manuskripte von Emigrantinnen und Emigranten aus dem nationalsozialistischen Deutschland sowie aus Österreich. Der Korpus ist bis heute weitgehend unerschlossen. Detlef Garz widmet sich in umfassender Weise dem Preisausschreiben und rückt die Lebensgeschichten der Teilnehmenden in den Mittelpunkt: ausführliche Erfahrungen des Lebens vor 1933, das (Er-)Leiden, der Widerstand, die erfolgte Emigration zwischen 1933 und 1939 sowie die Ankunft und Neueinrichtung in den aufnehmenden Ländern.

www.shop.budrich.de



Jürgen Beushausen
Andreas Schäfer

Traumabarbeitung in psychosozialen Arbeitsfeldern

Eine Einführung für
Studium und Praxis

utb M • 2021 • 347 Seiten • Kart. • 29,90 € (D) • 30,80 € (A)

ISBN 978-3-8252-5606-7 • eISBN 978-3-8385-5606-2

In allen Bereichen der (psycho-)sozialen Arbeit sind Fachkräfte häufig mit traumatisierten Menschen konfrontiert, was gerade für Berufsanfänger*innen und Studierende in der Praxisphase oft eine große Herausforderung darstellt. Sie benötigen daher besondere Kompetenzen und ein fundiertes Wissen über Traumatisierungen. In diesem grundlegenden Buch erhalten (angehende) psychosoziale Fachkräfte methodische Hilfen und Informationen zu Traumata sowie sozialwissenschaftlichen und gesundheitsbezogenen Konzepten.

www.utb-shop.de



Julia Franz
Ursula Unterkofler (Hrsg.)

Forschungsethik in der Sozialen Arbeit

Prinzipien und Erfahrungen

2021 • 285 Seiten • Kart. • 28,00 € (D) • 28,80 € (A)

ISBN 978-3-8474-2493-2 • eISBN 978-3-8474-1637-1

Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit, Band 23

Zum Kern der empirischen Forschung Sozialer Arbeit gehören die Methoden der Befragung und Beobachtung von Menschen. Dabei sind ethische Kriterien anzulegen, die vielfältige Fragen und Dilemmata in der Planung und Umsetzung von Forschung sowie im Umgang mit Forschungsergebnissen aufwerfen.

Der Sammelband legt einen Schwerpunkt auf forschungspraktische ethische Herausforderungen. In den Beiträgen wird der Forschungsethikkodex der DGSA präsentiert und kommentiert, disziplinär eingeordnet und ethisch reflektiert.

www.shop.budrich.de

Unsere Fachzeitschriften auf Budrich Journals



FuG – Zeitschrift für Fußball und Gesellschaft

ISSN: 2568-0420

ISSN Online: 2568-0439

Jahrgang: 4. Jahrgang 2022

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 140 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten

fug.budrich-journals.de



ZQF – Zeitschrift für Qualitative Forschung

ISSN: 2196-2138

ISSN Online: 2196-2146

Jahrgang: 23. Jahrgang 2022

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 150 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: nach 24 Monaten

zqf.budrich-journals.de



ZRex – Zeitschrift für Rechtsextremismus- forschung

ISSN: 2701-9624

ISSN Online: 2701-9632

Jahrgang: 2. Jahrgang 2022

Erscheinungsweise: 2 x jährlich

Umfang: ca. 200 S. pro Heft

Sprache: Deutsch, Englisch

Open Access: mit Erscheinen

zrex.budrich-journals.de

- ✓ rund 30 wissenschaftliche Fachzeitschriften aus den Fachbereichen Erziehung, Gender Studies, Gesellschaft, Methoden, Politik und Politische Bildung
- ✓ Einzelbeiträge als PDF im Download

- ✓ Print-, Online- und Kombi-Abonnements
- ✓ Online-Zugang über IP für Institutionen
- ✓ Archivrechte für Institutionen
- ✓ wachsende Open Access-Bereiche

www.budrich-journals.de